

MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

„Das könnte irgendeine Brücke sein zur Welt“

Die Praxis der Selbstdiagnose im medialen Neurodivergenzdiskurs.

verfasst von | submitted by

Hannah Plachel BSc

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Science (MSc)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt |
Degree programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 840

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Psychologie

Betreut von | Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Thomas Slunecko

DANKSAGUNG

Am Beginn dieser Arbeit soll ein Dank an all jene festgeschrieben stehen, die mir ermöglicht haben, dieses Projekt zu Ende zu bringen.

Den Raum und die Möglichkeit, meiner Forschungsneugierde nachzugehen, verdanke ich Prof. Thomas Slunecko. Sein kulturpsychologischer Blick auf die Disziplin und die Welt haben mein Denken und Forschen nachhaltig geprägt. Dankbar bin ich ihm auch für die vielen detailreichen Anmerkungen zu meinen Interpretationen, die mir immer wieder halfen, nicht nur einer Fährte verhaftet zu bleiben. Ich danke auch den Wissenschaftler_innen vom Magdeburger Methodenworkshop, allen voran Prof. Matthias Martens und JProf.in Doris Wittek für neue Perspektiven, ein tieferes Verständnis für die Dokumentarische Methode, Austausch und vor allem Zuversicht.

Mein Dank gilt auch Henri, dem Studienkollegen, mit dem ich seit Beginn viele Schritte gemeinsam gehen durfte. Vom ersten gemeinsamen Lesekreis bis zur Abschlussarbeit war und bin ich dankbar für seine fundierten Überlegungen und die wichtigen gemeinsamen Interpretationsnachmittage. Katia danke ich für den Austausch und das unvermittelte Verständnis in vielen geteilten Erfahrungsräumen. Ein weiterer Dank gilt Judith für die gegenseitige Stärkung, die gemeinsamen Tage in Bibliotheken, die von soziopolitischen Diskussionen gerahmt wurden. Ich danke Maja für das gemeinsame Wachsen innerhalb der Studienjahre, vom ersten Tag des Kennenlernens an haben unsere Gespräche bis heute meinen Blick auf die Welt im Außen und Innen geprägt. Meinen Freund_innen danke ich, dass wir miteinander durchs Leben gehen, dass sie mich bestärkt, begeistert und begleitet haben. Und ich danke Philipp für unsere Verbundenheit, die Neugierde und Geborgenheit.

Meinen Kolleg_innen und Freund_innen der *KRIPS – Kritische Psychologiestudierende* möchte ich dafür danken, dass die Fakultät für Psychologie mit ihnen zu einem Raum wurde, der auch uns gehört. Das *Kammerl* war Startpunkt für viele Projekte und eine Art Zuhause-Gefühl in einem sonst so anonymen Massenstudium.

Meinen Eltern danke ich für korrekturlesenden und emotionalen Beistand, für das Vertrauen in mich und die Vorliebe für das Ambivalente.

Mein größter Dank gilt allen Gruppendiskussionsteilnehmenden für die Offenheit und das Anvertrauen ihrer Erfahrungen.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	6
Forschungsinteresse	7
Mein Standort	11
Forschungshaltung & Metatheorien	12
Verortung in der wissenschaftlichen Psychologie	12
Die Wiener Kulturpsychologie	14
Methodologie der rekonstruktiven Sozialforschung	16
Ungerechtigkeitsforschung	18
Psychologie und Aktivismus	18
Epistemische Ungerechtigkeiten	21
Zeugnisingerechtigkeit und hermeneutische Ungerechtigkeit	22
Epistemische Ungerechtigkeit im psychiatrischen Kontext	23
Medientheorie	25
Mensch und Medium als Hybridakteur_innen	25
Medien als Psychotechnologien	26
Medienhandeln als Raumbildungsprozess	27
Soziale Medien als diskursiver Kontext	28
Methodik	32
Gruppendiskussionsverfahren	32
Dokumentarische Methode	34
Thematischer Verlauf	36
Transkription	38
Formulierende Interpretation	39
Reflektierende Interpretation	40
Empirischer Teil	45
Feldzugang	46
Falldarstellungen	49
Gruppe Baumwolle	49
Eingangspassage	51
Passage - Warum hilft euch die Diagnose so?	76
Zusammenfassung	86
Gruppe Tüll	89
Eingangspassage	92
Passage - I(n)dentität	110
Zusammenfassung	118
Gruppe Cord	121
Eingangspassage	123
Passage - if you know one person with ADHD	132
Passage - faul sein	136
Zusammenfassung	145
Gruppe Filz	148
Eingangspassage	150
Passage - sein wie wir sind	165
Zusammenfassung	172

Komparative Analyse und sinngenetische Fährten	175
Orientierungsrahmen Erklärbarkeit	175
Negativer Horizont Isolation	175
Positiver Horizont Erleichterung	176
Enaktierungspotenzial Selbstdiagnose – sich einzuordnen wissen	177
Habitus der Wissenden	178
Generations- und geschlechtsspezifische Medienpraxis	179
Einbettung der Ergebnisse	182
Die Suche nach Zugehörigkeit und Wissen	182
Die Deutungsmuster am Identitätsspielplatz	183
Die vergeschlechtlichte hermeneutische Lücke	185
Habitus der feministischen Hybridakteur_innen	186
Resümee	189
Forschungsreflexion & Manöverkritik	189
Fazit	192
Literatur	193
Abbildungsverzeichnis	198
Tabellenverzeichnis	198
Anhang	199
Analyseschritte im Detail	199
Transkriptausschnitt	199
Formulierende Interpretation	202
Reflektierende Interpretation	204
Aushang des Anschreibens	210
Eingangsstimulus	212
Abstract (deutsch)	213
Abstract (english)	214

EINLEITUNG

Im Sinne der Wiener Kulturpsychologie orientierte ich mich in der Suche nach einem passenden Abschlussprojekt meines Psychologiestudiums an Beobachtungen, die mich in meiner Lebenswelt irritierten, um ein geeignetes Themenfeld für meine Masterarbeit zu finden. Dieser Prozess kann als von Umwegen geprägt beschrieben werden. Rückblickend erscheint es mir, als sei ich bestrebt gewesen, all meine Interessensgebiete anhand eines zu beobachtenden Phänomens zu vereinen. Die Suche verzweigte sich zunächst in verschiedene Richtungen und führte zu den Themen (Queer-)Feminismus, politischer Aktivismus, Identitätsbildung, Communityarbeit und mentale Gesundheit, bevor ich mich den Selbstdiagnosepraktiken im Diskurs zu Neurodiversität zuwandte. Umwege erweitern bekanntlich die Ortskenntnis¹.

Mein Forschen ist auch von einer Grundirritation am eigenen Fach angetrieben, die mit Naomi Weissteins Worten als „psychology’s blindness to social context“ (1968) formuliert werden kann. Weisstein (1968) betonte die Notwendigkeit, psychologische Theorien in ihrem gesellschaftlichen Kontext zu verstehen, und legte damit den Grundstein für eine feministische Psychologie, die individuelle mit kollektiven Erfahrungen in Verbindung setzt. Auf das Bildmaterial von ihr stieß ich über das Projekt *Psychology’s Feminist Voices* von Nora Ruck (psychfeministvoices, 2014), deren Texte mich wie die einiger anderer feministischer Wissenschaftler_innen wie Julia Riegler, Angel Rose Schmocker, Barbara Rothmüller, Vera Luckgei und Thomas Slunecko über mein Studium hinweg begleiteten. Mit meinem irritierten Empfinden stand ich also abseits des psychologischen Mainstreams und dennoch eben nie alleine da. Kritische Stimmen begleiten diese Wissenschaft und prangern ihre Verfehlungen an. Der Fokus auf das einzelne/vereinzelte Individuum ist keineswegs zufällig oder richtig, sondern ideologisch geformt. Wie und was erforscht wird, ist von Machtverhältnissen abhängig und konstituiert diese hegemonialen Umstände wiederum mit. Unter den kritischen Stimmen ist auch die Wiener Kulturpsychologie vernehmbar, wenn man sich danach umhört. In einem Dialog über Psychologiekritik mit Gerhard Benetka formuliert Thomas Slunecko sie als „Antithese (...) zu diesem Eingesperrtsein des Psychischen in einen einzelnen Kopf, weil sie die grundsätzlich kollektive Lagerung alles und insbesondere alles sich sinnhaft

¹ Ein Spruch, den ich durch Prof. Thomas Slunecko kennen- und schätzen lernte. Er wird mit einer gewissen Unsicherheit Kurt Tucholsky zugeschrieben.

vollziehenden Lebens, alles menschlichen Lebens also, betont und sagt, dass alle psychischen Funktionen immer Funktionen innerhalb von Regelkreisen sind, die die sozialen, ökologischen, ökonomischen und medialen Bedingungen miteinschließen“ (Slunecko & Benetka, 2022). Im Mitdenken der *kollektiven Lagerung* wird es meines Erachtens erst möglich, den Fragen nach Erleben und Handeln von Menschen zu begegnen. Es ermöglicht mir, mich einem konkreten Alltagsphänomen psychologisch zu nähern, ohne vom Lebensweltlichen abstrahieren zu müssen. Jeder Mensch handelt und erlebt schließlich von einem Standpunkt aus, an dem es auch Machtverhältnisse zu hinterfragen gibt und gilt. Ein Bewusstsein und Mitdenken von sozialer Situiertheit ermöglicht es, den Scheinwerfer auf vorherrschende Ungerechtigkeiten zu lenken und sie diskutier- und veränderbar zu machen. Die Suche nach dem kritischen Hinterfragen führte mich zur politischen Arbeit, zum (queer-)feministischen Aktivismus und zur Wiener Kulturpsychologie. Zu den energetisierenden Momenten in den vergangenen sechs Jahren an der Universität zählte jedenfalls die Entdeckung dieser kleinen kulturpsychologischen, qualitativ forschenden Gruppe bei Dr.in Julia Riegler und Prof. Thomas Slunecko. Die Ermutigung, den eigenen Irritationen Forschungsraum zu geben, hat nicht nur bei mir, sondern bei vielen vor, neben und nach mir Forschungsenergien freigesetzt (Slunecko, 2017, S.33).

FORSCHUNGSINTERESSE

*Whether you cry a lot or a little, you belong here, another atmosphere;
Where we reign over sad girls and soft bois and spheres of digital melancholy;
Where your anxiety is not your fault, your worth not measured by your productivity.
We can go through it all together in spaces more private than your physical home.
Mentally ill, neurodivergent and not ashamed — we`re all mad here, so
let`s freak out together. (Schmocker, 2018, S. 30)*

Mein Forschungsinteresse ist einer hitzigen Diskussion im April 2023 entsprungen. Ich traf im damit gewissermaßen auf ein Angebot, mein diffuses Erkenntnisinteresse aus einer starken Irritation heraus zu bündeln. Dissonanzen zwischen Überzeugung & Wahrnehmung können als epistemische und ethische Ressourcen (Fricker, 2023, S. 72) schließlich ein sehr fruchtbarer Ausgangspunkt für Forschung sein. Als im Zuge des Masterarbeitsseminars bei Prof. Slunecko eine Debatte zum Thema Selbstdiagnose via Social Media aufkam, wurde für mich erneut deutlich, dass mich digitale Aushandlungsprozesse rund um psychische Phänomene nach wie vor umtreiben und ich mich diesem Themenkomplex erneut widmen möchte.

Im Rahmen meiner ersten Forschungsarbeit 2021 hatte ich die Bildpraxis in der Borderline-Community auf der Plattform Instagram analysiert. In der damaligen Analyse konnte ich diverse Aspekte identifizieren, welche die Aushandlung der Zeigbarkeit psychischen Leids in sozialen Medien betreffen. Einerseits wurde das Leiden in zahlreichen Social-Media-Beiträgen individualisiert und durch Leistungsdenken zu überwinden versucht. Andererseits manifestierte sich innerhalb der Community auch ein offenes Zeigen und Teilen von Verletzlichkeit, welches neue Räume eröffnete. Die Ambivalenz und Koexistenz von öffentlicher Verwundbarkeit und neoliberaler Aneignung übt weiterhin eine große Faszination auf mich aus und befeuerte meine Forschungsneugier innerhalb des Mental-Health-Diskurses. Die Praxis der Selbstdiagnose mit Konstrukten wie ADHS, Autismus oder genereller Neurodivergenz in diesem medialen Kontext berührt viele meiner Interessens- und Erfahrungsfelder, während viele Diskursstränge zum Thema mich irritieren. In der Tradition einer kritischen Auseinandersetzung widme ich meine Forschungsarbeit daher der Praxis der Selbstdiagnose im Neurodiversitätsdiskurs. In einer mediatisierten Gesellschaft und Jugendkultur, in der psychologische Begriffe als Identitätsangebote und Neurodiversität als neues Paradigma in der Verhandlung von psychischem Erleben und Handeln diskutiert wird, stellte ich mich der Frage, wie und wofür Selbstdiagnosepraktiken entstehen.

In einer Vielzahl von wissenschaftlichen und journalistischen Artikeln wurde der Frage nachgegangen, inwiefern eine Diagnostik im Erwachsenenalter *sinnvoll* sei, welche Haltung die klinische Psychologie dazu einnehme und welche Rolle das Geschlecht dabei spiele. Des Weiteren wurden Trends nachgezeichnet und Bedenken gegenüber sogenannten Mode-Diagnosen beschrieben (Schwenck, 2022; Gibis, 2022). Während der Covid-19-Pandemie wurde insbesondere über Tic-Störungen auf TikTok diskutiert, anschließend erfolgte eine intensive Auseinandersetzung mit ADHS (Yeung, Nd & Abi-Jaoude, 2022). In der Folge wurde ADHS zunehmend auch bei Erwachsenen diagnostiziert (Bachmann et al., 2017). Ebenso wird die Autismus-Spektrum-Störung in einer Vielzahl von Kurzvideos auf Social-Media-Plattformen thematisiert (Alper et al., 2023). Auf der Social-Media-Plattform Instagram wurden mehr als 13 Millionen Beiträge, welche den Hashtag #autism enthalten, veröffentlicht (Instagram, 2023). Besondere Beachtung in der Forschung fand die *Qualität* der Videos, die dann von Psy*-Forschenden in Kategorien wie beispielweise bei Yeung, Nd und Abi-Jaoude (2022) „misleading, useful, or personal experience“ (S. 901) eingeteilt wurden. Diese Einteilungen sowie die zugrundeliegende Herangehensweise erzeugten bei mir Irritation. Derartige Forschung ließ mich hinterfragen, weshalb und auf welcher Grundlage Psy*-Expert_innen Selbstdiagnosevideos im Diskurs als mehr oder weniger

nützlich einstufen und dabei persönliche Erfahrungen aus diesen Kategorien exkludieren. In der Recherchearbeit legte ich zunächst den Fokus auf Social-Media-Beiträge, die sich mit Handlungen aus dem Leben mit einer (vermuteten) psychischen Diagnose auseinandersetzen. Typische Kurzvideos tragen Titel wie *5 Signs You're Probably Neurodivergent* oder *Things I Thought Were Quirky but Were Actually My ADHD* und zeigen häufig Personen, die in wenigen Sekunden spezifische Aspekte ihres Lebens herausgreifen und auf eine Neurodivergenz oder klinisch-psychologische Störung zurückführen (siehe Abb. 1). Diese Beiträge werden im Folgenden als Selbstdiagnosevideos bezeichnet, auch wenn nicht in jedem Fall explizit selbstgestellte Diagnosen thematisiert werden. Vielmehr soll das Potenzial solcher Beiträge betont werden, dass sich Betrachter_innen darin wiedererkennen und Selbstdiagnosepraktiken zuwenden können.

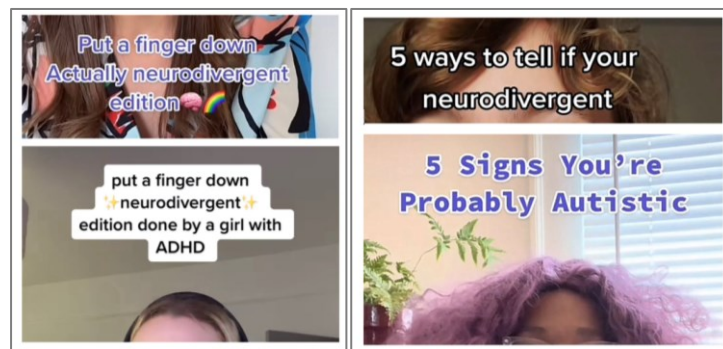


ABBILDUNG 1: SELBSTDIAGNOSEVIDEOS AUF TIKTOK

Es kristallisierte sich jedoch heraus, dass mein Erkenntnisinteresse den konkreten Erfahrungen der Menschen gilt. Ich wollte ihr Handeln im Diskurs verstehen, das sich eben nicht durch eine bloße Kategorisierung erfassen lässt. Selbstdiagnosepraktiken werden von mir als sinnstrukturierte Handlungen verstanden, wobei diese auf den (Be-)Deutungen der Welt von den jeweiligen Personen in ihren Kontexten aufbauen. Um eine Annäherung an den Sinn dieser Praxis zu erreichen, war es erforderlich, an den meist vorreflexiven und interaktiven Herstellungsprozessen sozialer Wirklichkeit anzuknüpfen.

Von meiner Arbeit versprach ich mir einen Zugang zu jenen Bedingungen und kollektiven Orientierungen, die das Phänomen Selbstdiagnose hervorbringen. Eine Annäherung an das Phänomen sollte über Gespräche mit den Menschen geschehen, die mit Selbstdiagnosepraktiken innerhalb des Neurodiversitätsdiskurses zu tun haben und sich in medialen Darstellungen von Neurodivergenz wiedererkennen. Deren Stimmen und handlungspraktische Deutungen werden im Kontext des Selbstdiagnosediskurses geprägt, konstituieren diesen mit. Um besonders die impliziten Wissensbestände und

Handlungsorientierungen der jungen Erwachsenen rekonstruieren zu können, habe ich das mittels Gruppendiskussionen erhobene Material anhand der dokumentarischen Methode nach Bohnsack analysiert. Wie es zu Selbstdiagnosepraktiken kommt und welche Lücke deren Aufkommen zu füllen versucht, ist für mich in dieser Arbeit von großem Interesse. Folgende Fragen waren forschungsleitend im Prozess:

- Wie kommen Menschen dazu, sich mit Psy*-Diagnosen ² beziehungsweise Neurodiversitätsbegriffen zu beschreiben? Wie vollzieht sich ihre Selbstdiagnosepraxis?
- Welche kollektiven Erfahrungs- und Orientierungsmuster lassen sich bei jungen Erwachsenen in Selbstdiagnoseprozessen - auch in Bezug auf deren Medienpraxis - rekonstruieren?
- Wie gestaltet sich das Verhältnis junger Erwachsener in Selbstdiagnoseprozessen zu Begriffen und zugrundeliegenden Annahmen der Psychopathologie und des Neurodiversitätsparadigmas? Welches Wissen über Neurodiversität und Psychopathologie wird im medialen Diskurs geteilt?

² Als Psy*-Diagnosen sollen hier vor allem Bezeichnungen aus dem ICD-10 (und 11) samt Diagnosekriterien gefasst werden, die von Psy*-Personal (Psycholog_innen, Psychiater_innen und Psychotherapeut_innen) gestellt werden. Zusätzlich sollen neuere Konzeptionen und Identifikationsmöglichkeiten aus dem Neurodiversitätsparadigma wie die globale Unterscheidung zwischen neurodivergent und neurotypisch miteinbezogen sein.

MEIN STANDORT

Die transparente Darlegung des eigenen Standortes, von dem aus die Forschung und das Schreiben erfolgen, ist sowohl aus feministischer als auch aus kulturpsychologischer Perspektive (Slunecko, 2017) erforderlich. Darüber hinaus entspricht dies den Prinzipien der dokumentarischen Methode (Bohnsack, Nentwig-Gesemann & Nohl, 2007; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021). Im Gegensatz zur experimentellen Mainstream-Psychologie ist es im Kontext qualitativer Forschung üblich und angemessen, die eigene Standortverbundenheit offenzulegen. Der Standort der Interpretierenden bildet schließlich den Ausgangspunkt des Verstehens - also des Sinngebens durch Interpretation (Slunecko, 2017). Welche Fragen ich stelle, wie ich forsche, wie ich verstehe, was ich sehe und nicht sehe, hängt von mir und meinem Kontext ab. Slunecko (2017) postuliert, dass "jede Sinnrelation vom eigenen Standort aus aufgespannt" wird (S. 32). Von woher spanne ich nun diese Arbeit auf?

Aus feministisch-aktivistischen Kreisen bin ich es gewohnt, die Frage nach meinem Standpunkt mithilfe von transparentem Sprechen über meine Privilegien zu beantworten. Ich bin *weiß* und able-bodied, in Österreich in eine Familie hineingeboren, die mir sowohl in finanzieller als auch in emotionaler Hinsicht Unterstützung bieten kann. Bereits in der vorangegangenen Generation wurde teilweise an einer Universität studiert. Ich werde weiblich gelesen und fühle mich damit meistens passend identifiziert. Formen von Sexismus und Androzentrismus waren daher wohl die Diskriminierungsformen, die für mich persönlich am frühesten und am deutlichsten spürbar wurden. Diese Betroffenheit führte dazu, dass ich mich gemeinsam mit meinen durch Bildung ermöglichten Ressourcen in (queer-) feministischen und linken Kreisen politisch verortete.

In meinem persönlichen Umfeld kenne ich mehrere Personen, die mir gegenüber geäußert haben, dass durch den Kontakt mit Diagnose- oder Checklisten-Videos bei ihnen eine gewisse Resonanz entsteht. Auch ich selbst identifizierte in solchen Videos Handlungsmuster oder Persönlichkeitseigenschaften, die mir ähneln. In der Folge ist mir das Reflektieren darüber vertraut, ob meine Person in eine angebotene Kategorie einzuordnen ist. Innerhalb der Gruppendiskussionen bewege ich mich als Forschende teilweise in den Erfahrungsräumen der Teilnehmenden. Gleichzeitig kann ich weder einen Leidensdruck feststellen, wie er für die Diagnose einer psychischen Störung erforderlich wäre, noch habe ich mich mit einer Neurodivergenz identifiziert.

FORSCHUNGSHALTUNG & METATHEORIEN

Die zuvor dargelegten Forschungsfragen sollen mittels eines auf der rekonstruktiven Sozialforschung basierenden praxeologischen Zugangs bearbeitet werden, dessen zugrundeliegende Methodologie im Folgenden beschrieben wird. Da die Konzeptionen unterschiedlicher psychologischer Forschungsansätze auf verschiedenen Welt- und Menschenbildern basieren, starte ich die metatheoretische Einordnung allerdings mit einer Verortung dieser Masterarbeit innerhalb des Felds der wissenschaftlichen Psychologie. Die Wiener Kulturpsychologie wird hier als paradigmatische Grundlage eingeführt, bevor ich die Methodologie der rekonstruktiven Sozialforschung beleuchte.

An meiner theoretischen Auseinandersetzung lässt sich auch meine feministische Prägung und verschiedene Einflüsse im Laufe dieses Studiums erkennen. Unter den genannten Einflüssen ist zunächst eben die kulturpsychologische Haltung in Seminaren mit Dr.in Julia Riegler und Prof. Thomas Slunecko zu nennen. Des Weiteren ist die Teilnahme und Organisation des *Identity-and-Belonging*-Seminars der Kritischen Psychologiestudierenden mit der Vortragenden Vera Luckgei zu erwähnen, die mir einen Blick in die Geschichte zugänglich gemacht hat, der auch in diese Masterarbeit Eingang gefunden hat. Im Folgenden wird der Umgang mit Ungerechtigkeiten in und mit der psychologischen Wissenschaft und Praxis erörtert. Im Rahmen meiner Auseinandersetzung mit psychologisierter Sprache und aktivistischen Ermächtigungsversprechungen ist die Konzeption epistemischer Ungerechtigkeit von Miranda Fricker (2023) von zentraler Bedeutung. Das metatheoretische Kapitel schließt mit einer Darlegung meines medientheoretischen Standpunkts, der sich an McLuhan und Schäffer anlehnt. Dadurch wird mein Verständnis des diskursiven Kontexts Sozialer Medien intersubjektiv nachvollziehbar gemacht.

VERORTUNG IN DER WISSENSCHAFTLICHEN PSYCHOLOGIE

Die in der aktuellen akademischen (klinischen) Psychologie verwendeten Begriffe haben zunächst nur wenig Bezug zu der lebensweltlichen Erfahrung von Menschen (Benetka & Slunecko, 2023). In der Auseinandersetzung mit dem menschlichen Dasein hat sich die neuro- und naturwissenschaftliche Perspektive als maßgeblich erwiesen (Slunecko, Wieser & Przyborski, 2017). Orientiert am logischen Empirismus naturwissenschaftlicher Disziplinen soll im Mainstream der Psychologie möglichst alles am Menschen messbar gemacht und kontrolliert werden (Milton & Ryan, 2023). Zu diesem Zwecke wurde sinnbildlich die „lebensweltliche Verortung abgeschüttelt“ (Slunecko, Wieser & Przyborski,

2017, S.40) - sprich jedes psychische Phänomen sollte möglichst abstrahiert und dekontextualisiert betrachtet, getestet und beschrieben werden.

Die Abwendung von Introspektion und Psychoanalyse vollzog sich im Laufe des 20. Jahrhunderts und führte zu der vorherrschenden Ansicht psychologischer Forschung, dass eine neutrale, externe Betrachtung von Phänomenen möglich sei. Porsché und Macgilchrist (2014) demonstrieren anhand des ersten Kapitels aus Zimbardos weit verbreitetem Einführungswerk (1992) die Implikationen gängiger Definitionen der Psychologie. So heißt es dort etwa, „Verhalten, Erleben und Bewusstsein der Menschen, deren Entwicklung über die Lebensspanne und deren innere (im Individuum angesiedelte) und äußere (in der Umwelt lokalisierte) Bedingungen und Ursachen“ (S. 9) seien Gegenstand der Psychologie. Für mich war das Verständnis von Psychologie als „wissenschaftliche Untersuchung des Verhaltens von Individuen und ihren kognitiven Prozessen“ (Gerrig & Zimbrdo, 2014, S. 2) eine notwendige Voraussetzung, um das Studium der Psychologie aufnehmen zu dürfen. Diese Fragestellung bildete einen Bestandteil der Aufnahmeprüfung. Psycholog_innen müssen gewissermaßen die Trennung zwischen Individuum und Umwelt vor Studieneintritt annehmen, um in die Untersuchung der Interaktion der beiden eintreten zu können.

Auch Sprache – mit deren Interpretation ich mich hier beschäftige – wird im hegemonialen Paradigma der Psychologie primär als Ausdruck individueller kognitiver Verarbeitungsprozesse betrachtet, die aufgrund kausaler Bedingungen zu einer Verhaltensreaktion führen. Dieses Bestreben, menschliches Handeln im Sinne mechanistischer Abläufe zu operationalisieren und dadurch objektiv messbar zu machen, erkennt, dass gewonnene Erkenntnisse wesentlich davon abhängen, wie und aus welcher Perspektive ein Phänomen betrachtet und untersucht wird. Dabei wurde mehrfach aufgezeigt, dass Psychiatrie und klinische Psychologie in gesellschaftliche Macht- und Wahrheitsdiskurse eingebunden sind (Slunecko, Wieser & Przyborski, 2017, S. 45) und diese reproduzieren. Das Verständnis psychischen Erlebens auf objektivierende Weise zugänglich zu machen, widerspricht den Grundannahmen einer kulturpsychologischen, qualitativ-sozialwissenschaftlichen Perspektive, die ich in einer kleinen universitären Nische kennengelernt habe und die für mein Anliegen und meinen persönlichen Zugang zum Menschen als am stimmigsten und sinnvollsten erscheint. Die Fragen, wie Verständnis und Wissen (interaktiv) hergestellt und wie es (un)zugänglich gemacht wird, sind zentrale und politische Themen, die in dieser Arbeit thematisiert werden und die Psychologie insgesamt beschäftigen sollten.

DIE WIENER KULTURPSYCHOLOGIE

Kulturpsychologien lassen sich als heterogene Strömungen beschreiben, die unter einem gemeinsamen Dach vereint sind. Sie zeichnen sich durch eine kritisch-reflektierende Haltung gegenüber dem eigenen Fach sowie eine Nähe zu Sozial- und Geisteswissenschaften und qualitativen Methodiken aus. Im Gegensatz zu anderen psychologischen Strömungen, die sich auf die Isolation psychischer Funktionen konzentrieren, zielt die Kulturpsychologie darauf ab, die Wandelbarkeit des Psychischen in unterschiedlichen historischen und kulturellen Kontexten zu untersuchen. In der Vielfalt an Ausrichtungen, die alle die Wechselwirkungen von Psyche und Gesellschaft in den Blick nehmen, orientiert sich diese Arbeit an der Wiener Ausrichtung rund um das Institut für Kulturpsychologie und qualitative Sozialforschung (IKUS). Die Wiener Kulturpsychologie definiert sich nicht als ein Teilgebiet der Psychologie, sondern als eine wissenschaftliche Weltanschauung, die sich bewusst vom Mainstream abgrenzt. Sie widersetzt sich der Tendenz zur Individualisierung, Universalisierung und Dekontextualisierung und strebt danach, psychologische Phänomene verstehend zu erklären (Slunecko, Przyborski & Wieser, 2017). Im *verstehenden Erklären* steckt bereits ein Verweis auf die Nähe zur rekonstruktiven Sozialforschung. Das Ziel besteht darin, mittels interpretativer Analyse zu verstehen, wie Menschen ihre Welt und soziale Wirklichkeit verstehen und in sozialer Praxis herstellen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021). Auf Basis dieses Verstehens kann ein Erklären erst möglich werden. Das genannte Anliegen ermöglicht die Berücksichtigung der Komplexität, Prozesshaftigkeit und Kontextgebundenheit menschlichen Erlebens und Handelns, welche zentrale Aspekte der kulturpsychologischen Forschung darstellen.

Die Wiener Kulturpsychologie verbleibt jedoch nicht in der reinen Abgrenzung vom Mainstream, sondern stellt einen spezifischen Zugang zu Erkenntnis zur Verfügung, der auf einem „theoretisch begründete[n] Vertrauen in das eigene Wahrnehmen und Denken“ (Slunecko, Przyborski & Wieser, 2017, S. 10) und einer „Wiedereinbettung des Denkens und Forschens (...) in die soziokulturellen Zusammenhänge“ (ebd., S. 12) basiert. Dieses Vertrauen als Ausgangspunkt des Forschungsprozesses stellt ein Charakteristikum der Wiener Kulturpsychologie dar. Slunecko ermutigt, Irritationen im Lebensweltlichen, sogenannten „Beobachtungen auf der eigenen Spur“ (Slunecko, 2008) nachzugehen und sich selbst mit einem ehrlichen Interesse ernst zu nehmen. Aus den lebensweltlichen Betrachtungen kann große Forschungsenergie entstehen. Das kulturpsychologische Vorgehen eröffnet den Raum, „eigene Irritationen aufzugreifen und ins Allgemeine zu heben“ (Slunecko, 2017, S. 35) sowie diese mit metatheoretischer Schärfung als Forschungsfrage zu

formulieren. Der hier vorgestellte Ansatz basiert also auf standortverbundenem Denken und damit einem Wissen darum, dass sich im Individuellen stets auch etwas Kollektives widerspiegelt (Slunecko, Wieser & Przyborski, 2017, S. 11). Die methodisch exakte Rekonstruktion des Kollektiven aus dem je Eigenen ermöglicht die Generierung von Erkenntnissen, die auch überprüft, theoretisiert und generalisiert werden können (ebd., S. 11 f.).

Die Kulturpsychologie hat jedoch neben ihrem Zugang zu methodologischen Fragen auch ein anderes Menschenbild als die Mainstream-Psychologie. Sie sieht den Menschen als Wesen, das sich in selbstgeschaffenen Sinn- und Medienwelten bewegt, die auf ihn zurückwirken (Benetka & Slunecko, 2023). Ziel ist es, menschliches Handeln in diesen Welten zu verstehen. Das kulturpsychologische Menschenbild orientiert sich an Ansätzen Michel Foucaults, der Subjekte als Produkte gesellschaftlicher Machtverhältnisse betrachtet, welche unter anderem durch Sprache in Diskursen vermittelt werden. Foucaults Begrifflichkeiten sollen unseren Blick auf Individuen prägen (Slunecko, 2017, S. 47), ohne je „die soziale und historische Bedingtheit und Bezogenheit des Individuellen“ aus den Augen zu verlieren (ebd., S. 48). Denn Individuen können nicht als von der Gesellschaft unabhängige Personen gesehen werden. Sie sind als Subjekte zu betrachten, die durch diskursive Praktiken fortwährend geformt werden (ebd.).

Als in den 1980er Jahren der Diskursbegriff vor allem in der Sozialpsychologie rezipiert wurde, tat sich eine Möglichkeit der Kritik am vorherrschenden Gegenstandsverständnis der Psychologie auf. Diese nimmt unterschiedliche Ausformungen an, enthält allerdings bis heute ein gemeinsames Erkenntnisinteresse – die Dekonstruktion des vorherrschenden Fokus auf das Individuum und dessen Kognition (Porsché & Macgilchrist, 2014). Diskursive Ansätze in der Psychologie führen zu einer Neubestimmung des Forschungsgegenstands. Die Analyse bleibt nicht auf die interne Verarbeitung begrenzt, sondern beleuchtet eben die externen *Praktiken* sozialer Interaktion. Aus dieser Perspektive werden etwa Axiome zum Innenleben problematisiert, wenn sie Probleme, die eigentlich gesellschaftlich sind, zum pathologisierten Individuum verschieben (ebd.). So werden in empirischen Analysen alltägliche Interaktionen zwischen Menschen beleuchtet. Es ergab sich ein neuer Schwerpunkt darin, die Analyse der Machtverhältnisse in die Untersuchung des Alltäglichen zu integrieren. Eine Perspektive kann dabei sein, Diskurse als Macht-Wissen-Komplex im Sinne Foucaults (1994) zu begreifen. Es wird argumentiert, dass die Psychologie selbst wesentlich zur Reproduktion von hegemonialen Verhältnissen und exkludierenden Praktiken

beiträgt. Als bekanntes Beispiel dienen Störungskategorien im Internationalen Klassifikationssystem der WHO (ICD), die erst 1992 Homosexualität als krankheitswertige Diagnose entfernte (Porsché & Macgilchrist, 2014). Die Aufgabe kritischer Psychologien ist es, „den politischen und ethischen Gehalt von Wissenschaft explizit und damit verhandelbar zu machen“ (Ruck, Slunecko & Riegler, 2009, S. 56). Die Wiener Kulturpsychologie ist daher als Forschungsparadigma für diese Arbeit zu verstehen, das sich gegen die dominierenden wissenschaftlichen Zugänge stellt und eine kritische Haltung annimmt (Slunecko & Wieser, 2014).

METHODOLOGIE DER REKONSTRUKTIVEN SOZIALFORSCHUNG

„Sobald man versteht, dass sich in dem je Eigenen immer etwas Kollektives ausdrückt, wird auch eine Methodologie attraktiv, die nicht von der erkenntnislogischen Differenz von ‚subjektiv‘ und ‚objektiv‘ ausgehen muss und die stattdessen das Allgemeine aus dem rekonstruiert, was zunächst ganz dem Persönlichen und Zufälligen des Einzelfalles geschuldet scheint.“

(Slunecko, Przyborski & Wieser, 2017, S. 11)

Aus der Prämisse qualitativer Forschung, dass menschliches Handeln, Denken und Erleben sinnstrukturiert sind, und der Annahme, dass dieser Sinn nicht einfach gegeben ist, sondern interaktiv hergestellt wird, ergibt sich die Rekonstruktionsbedürftigkeit dieser handlungsleitenden Bedeutungen. Es wird also davon ausgegangen, dass soziale Wirklichkeit handlungspraktisch und interaktiv von den Akteur_innen kollektiv erst erzeugt wird und auf deren impliziten Wissensbeständen beruht. Dieses atheoretische Wissen und die impliziten Regeln des Handelns stellen den Ausgangspunkt dar, um ein Phänomen entlang der Logik der handelnden Menschen verstehen zu können. Qualitative Methoden stehen daher zu ihrem untersuchten Gegenstand in einem rekonstruktiven Verhältnis (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021; Bohnsack, Marotzki & Meuser, 2010).

Die Bezeichnung *rekonstruktive* Sozialforschung bezieht sich auf zweierlei Aspekte. Einerseits sind die Methoden selbst rekonstruktiv in dem Sinne, dass der Prozess des Forschungshandelns selbst reflektiert wird und man so rekonstruiert, wie und nach welchem Vorgehen Ergebnisse entstanden sind (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021). Außerdem handelt es sich bei der Art der Forschung um eine wissenschaftliche Rekonstruktion der lebensweltlichen Konstruktionen der Beforschten. Die Akteur_innen konstruieren durch ihre Handlungspraxis und ihr zugehöriges implizites, atheoretisches Wissen (also wie sie handeln, welchen Regeln sie folgen, ohne diese

benennen zu können) ihre Wirklichkeit. Dazu gehören ihre Deutungen, Interpretationen und Sinnzuschreibungen im alltäglichen Handeln. Menschen können über diese Strukturen nicht einfach berichten, sie können „eigentlich nicht wissen, was sie da wissen“ (Bohnsack, 1992, S. 143). Ihr handlungsanleitendes, kollektives Alltagswissen kann nicht einfach auf den Begriff gebracht werden, weil es atheoretisch oder vortheoretisch ist. Daher müssen Sozialforscher_innen ihre Konstruktionen über wissenschaftlich-methodische Zugänge rekonstruieren. Man spricht in Bezug auf wissenschaftliche Konzepte und Theorien, die in den Konstruktionen der Beforschten verankert sind, auch von Konstruktionen zweiten Grades. Diese beruhen auf dem Verstehen des Alltagswissen, also auf der Rekonstruktion der Konstruktionen ersten Grades. Hier spiegelt sich ein wichtiges Prinzip qualitativer Methoden wieder - menschliches Handeln verstehend zu erklären (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021).

Die Rekonstruktion von handlungsleitenden Orientierungen kann somit auch als die Leistung des wissenschaftlich-methodischen Interpretationsprozesses angesehen werden (Bohnsack, Marotzki & Meuser, 2010, S.140-141; Strübing, 2013, S. 3). (Handlungs-)Orientierungen stellen implizite, also den Akteur_innen selbst nicht unmittelbar bewusste Regelmäßigkeiten dar, die deren Handeln und Erleben anleiten. Diese Orientierungen speisen sich aus Wissensbeständen, die wir in Interaktion mit Anderen in alltäglicher Handlungspraxis herstellen und uns auf diese Weise gemeinsame Bedeutungs- und Sinnstrukturen aneignen – z.B. bestimmte Norm- und Wertvorstellungen, die wir innerhalb unseres sozialen Umfelds aushandeln und mit diesem teilen. Diese verinnerlichten Orientierungen werden für unsere (Alltags-)Praxis wiederum handlungsleitend (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021). Sie werden von Personen geteilt, die einem konjunktiven Erfahrungsraum angehören. Sie müssen sich einander nicht erklären, da ihr Handeln der gleichen (impliziten) Erfahrungslogik folgt. Der konjunktive Erfahrungsraum bildet den Kontext, in dem interaktiv Sinn- und Wissensstrukturen etabliert werden und der die alltägliche Praxis im Rahmen des Selbstverständlichen ermöglicht. Damit Forschende, die nicht teil an den Bedeutungs- und Wissensstrukturen der Erforschten haben, dennoch Zugang zu diesen impliziten Selbstverständlichkeiten erlangen, sind sie auf Methoden angewiesen, in denen diese impliziten Orientierungen zum Ausdruck kommen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021).

UNGERECHTIGKEITSFORSCHUNG

Far from being the apolitical study of truth, epistemology points to the ways in which power relations shape who is believed and why. (Hill Collins, 1990, p. 270)

Als ich begann, mich mit Videos von Menschen zu beschäftigen, die über ihr psychisches Erleben sprechen, Wissen und Erzählungen teilen, war die Auseinandersetzung um die Deutungsmacht über Psy*-Diagnosen eine der ersten hitzigen Fragen, auf die ich stieß. Darf diese Person über jene(s) Diagnose/Krankheit/Erleben sprechen? Ist die Person *wirklich* krank/diagnostiziert/autistisch/etc.? Wer kann überhaupt eine Neurodivergenz bei weiblich sozialisierten Personen erkennen? In den Kommentarspalten online, wie in persönlichem Austausch über mein Forschungsinteresse war die Einordnung in professionell diagnostiziert vs. selbst diagnostiziert für viele Betrachter_innen von großer Bedeutung. Es handelt sich dabei um Fragen der Glaubwürdigkeit, die mit dem Konzept epistemischer Zeugnisungerechtigkeit nach Fricker (2023) gut eingefangen werden können.

PSYCHOLOGIE UND AKTIVISMUS

Im Zuge der Annäherung an das aktuelle Phänomen der Hervorbringung von Selbstdiagnose-Videos möchte ich zuerst einen Blick in die Vergangenheit werfen. Schließlich ist weder die Verbreitung von psychologisierter Sprache noch die Identifikation mit Krankheitskategorien ein neues Phänomen. Es zeigen sich Aspekte in den Selbstdiagnosepraktiken der medial Handelnden, die aus einer Geschichte erwachsen sind und sich in heutigen sozialen, politischen, ökonomischen und ökologischen Kontexten entfalten. Inspiriert von Vera Luckgei, die sich mit der feministischen Psychologie an der Wiener Fakultät beschäftigte, möchte ich einen Blick in die 1970er Jahre werfen, als Psychologie und Psychotherapie sowie die Frauengruppen der zweiten Frauenbewegung eine Art *Boom* (Tändler, 2016) erlebten.

Maik Tändler (2016) schreibt in seiner zeitgeschichtlichen Einordnung des therapeutischen Jahrzehnts im westdeutschen Kontext der 1970er Jahre von der damaligen Verheißung, dass dem psychologischen Wissen die Kraft innewohne, die Individuen von ihren verinnerlichten gesellschaftlichen Zwängen zu befreien. Viele damals neue soziale Bewegungen beschäftigten sich intensiv mit den psychologischen Mechanismen, die die Machtverhältnisse aufrechterhalten (Ruck, Luckgei & Wanner, 2018). Die Verschränkung von sozialer und psychologischer Befreiung war daher ein besonderes Merkmal der Neuen Linken, der Bürgerrechtsbewegung und der zweiten Frauenbewegung (ebd.). Tändler (2016) schildert etwa die Entwicklung in linksalternativen Gruppen. Sie entwickelten sich zu einer Art therapeutischer Subkultur mit dem Anspruch, als Gegenkultur kapitalismus- und

gesellschaftskritische Werte im Selbst und in der eigenen Alltagspraxis zu verwirklichen (Tändler, 2016). Ein entscheidender Grund für die Entwicklung von Consciousness-Raising-Groups lag in der Beobachtung, dass es vielen Mitgliedern unterdrückter Gruppen an Verständnis für ihre eigene Unterdrückung fehlte (Ruck, Luckgei & Wanner, 2018). Soziale Gruppen mit verschiedenen Marginalisierungserfahrungen schlossen sich zu der Zeit mit mehrheitlich politischem Anspruch zusammen. Emanzipation versprach man sich durch Selbstentfaltung und Individualität im Rahmen von Selbsthilfegruppen – Motive, die später der Neoliberalismus kapern sollte (Tändler, 2016, S. 451).

Die Selbsthilfebewegung setzte sich aktiv gegen überzogene Bürokratie im Gesundheitssystem ein, indem sie auf niederschwellige Strukturen setzte. Die Menschen in der Bewegung kritisierten das hierarchisch-autoritäre Verhältnis zwischen Fachpersonen wie Ärzt_innen oder Menschen aus dem Psy*-Sektor und Patient_innen bzw. Klient_innen mit einem Anliegen. Stattdessen plädierten sie für die Anerkennung des *Expertentums des Betroffenseins*. Gleichzeitig wurde die Notwendigkeit der Befähigung zur eigenständigen gesundheitlichen Selbstsorge fortwährend betont. Um gegen die isolierte Behandlung individueller Krankheiten einzustehen, forderte die Bewegung ein Krankheitsmodell, das die Lebensumstände der Betroffenen berücksichtigte und die soziale Vernetzung als therapeutische und präventive Maßnahmen hervorhob (Tändler, 2016). Auch wenn nicht alle Selbsthilfegruppen eine psychotherapeutische Ausrichtung hatten, spielte das Prinzip der kollektiven Selbstbehandlung von psychischen Problemen eine bedeutende Rolle. Die Kritik an der unantastbaren Expert_innenrolle und die Betonung des subjektiven Erfahrungswissens der Betroffenen waren zwar wesentliche Prinzipien der Selbsthilfebewegung, dennoch spielten Expert_innen und ihr Wissen eine wichtige Rolle in der praktischen Umsetzung der Selbsthilfe. Der emanzipatorische Aktivismus lehnte sich gegen systemische Repression auf und stützte sich gleichzeitig auf Expert_innenwissen aus dem System (ebd.).

Im Zuge dieser Entwicklungen wurde der Ruf nach Entstigmatisierung psychischer Störungen lauter, vor allem aus den Bereichen der Psychiatriekritik und der Phänomenologie. Es wurden eine Sensibilisierung gegenüber psychischem Leiden und humanere Behandlungsformen gefordert, was sich auch in verbreitetem sozialen Engagement niederschlug. Grenzziehungen zwischen gesund und krank sowie normal und abnormal begannen aufzuweichen (Tändler, 2016). Die Infragestellung der Machtdynamik und des Gatekeeping, die in patriarchalen Systemen bestehen, war und ist ein verbindendes Element der aktivistischen Kreise im Bereich mentaler Gesundheit und Feminismus. Dazu gehört auch die Kritik an einem medizinisch-

biologistischen Modell psychischer Gesundheit. Feministische Aktivist_innen forderten in den 1970ern wie heute einen integrativeren Ansatz für psychische Gesundheit, der die sozialen, kulturellen und politischen Faktoren berücksichtigt, die psychische Probleme und/oder Diagnosen konstituieren (Schmocker, 2021).

Die weitverbreiteten Frauengruppen der 1970er hatten in Anlehnung an die US-amerikanischen *consciousness raising groups* das Ziel, durch Arbeit mit dem subjektiven Erleben und dem Teilen von vermeintlich individuellen Erfahrungen gesellschaftliche Normen und patriarchale Unterdrückungsmuster erkennen und überwinden zu können – im Sinne des bekannten Slogans der Frauenbewegung *das Private ist politisch*. Ausgehend vom persönlichen Erleben sollten durch kollektive Abstraktion Muster erkennbar werden, die auf systemischer Ebene wirken, um im Anschluss dagegen ankämpfen zu können (Ruck, 2015; Tändler, 2016; Allen, 1977). BIPOC, Frauen* mit Behinderung sowie inter* und trans* Personen prangerten die Illusion eines gemeinsamen Verständnisses von Frauenerfahrungen bereits früh an (Hooks, 2015). Sie hoben etwa hervor, sowohl von Sexismus als auch von Rassismus betroffen zu sein, was sich auf ihre emotionale Gesundheit in spezifischen Arten auswirkt (ebd.). Die Teilnehmenden von Frauengruppen der 1970er Jahre wollten sich als Expert_innen für ihre eigenen Probleme verstehen und trugen zur Produktion von geschlechterspezifischem Wissen maßgeblich bei. Sie wollten unabhängig von vermeintlichen Expert_innen und für sich selbst verantwortlich sein und eigneten sich zu diesem Zweck vielerlei Techniken aus dem psychologischen und psychotherapeutischen Feld an. Infolgedessen entstand aus der anfänglich kritischen Haltung gegenüber Expert_innen eine Entwicklung, bei der die Frauen* begannen, ihre Selbsthilfekonzpte in alternativen Einrichtungen zu teilen und eine eigene psychosoziale Beratung anzubieten (Tändler, 2016). Der starke Handlungsimpuls gegen das System, der in den früheren Manualen deutlich herauszulesen ist, trat im Laufe der Zeit jedoch eher in den Hintergrund⁵. Die Bewegung erfuhr eine gewisse Ernüchterung (ebd.).

Die Geschichte des *Psychobooms* beschreibt Tändler (2016) als Teil einer Entwicklung hin zu einem *neuen Geist des Kapitalismus*. Dabei wird deutlich, wie kapitalistische Institutionen kritische Ansätze in ihre eigenen Praktiken integrierten. Bezogen auf die geschlechterspezifischen Gruppen wurden Kritiker_innen schon früh auf die Gefahr einer solchen Entwicklung aufmerksam, waren jedoch gleichzeitig ratlos angesichts des Umstands, dass ausgerechnet die linksalternative Szene maßgeblich zur Verbreitung des neoliberalen Selbstoptimierungsanspruch beitrug. Bedeutsam waren nun die Werte *Authentizität* und

Individualität. Gleichzeitig wurden hohe Anforderungen an die Anpassungsfähigkeit und Selbstgestaltung der Einzelpersonen gestellt, die sich in Selbstoptimierungsstrategien zeigten (Tändler, 2016). Die Präsenz systemkritischer Aktivitäten dieser Zusammenschlüsse nahm im Laufe der Zeit jedoch gerade durch den verschobenen Fokus auf den therapeutischen und individuellen Aspekt von Selbsterfahrung ab (Tändler, 2016; Ruck, 2015).

Die Psychologisierung der verschiedenen Lebensbereiche und die Normalisierung von psychologischer Sprache weitete sich trotz der geschwächten Hoffnung auf revolutionäre Veränderungen weiter aus (Tändler, 2016). Psychologische Begriffe werden heute in einem viel breiteren Kontext selbstverständlich verwendet. Wissensvermittlung zu psychischem Erleben und aktivistischen Inhalten kann gerade in Sozialen Medien besonders schnell und leicht verbreitet und verhandelt werden (Schmocker, 2021). Expert_innenwissen wird ebenso wie Erfahrungswissen geteilt - auch im Kontext von Kritik an Expert_innen aus dem Psy*-Sektor. Durch die algorithmusbasierte Funktionsweise sozialer Medien werden Produzent_innen mit tabuisierten Themen konfrontiert, indem ihnen sehr intime Einblicke in das vermeintlich Persönliche anderer Medienakteur_innen gewährt werden. Dass dieses Private politisch ist, wird nicht zuletzt durch die abermalige Verschränkung mit feministischen Diskursen ersichtlich. Menschen leiden nach wie vor unter patriarchalen Bedingungen und Geschlechterzuschreibungen und ihr Leiden und Erleben wird gleichzeitig auch vergeschlechtlicht behandelt. Die Geschichte der Pathologisierung von Frauen* und queeren Menschen, sowie die vergeschlechtlichte Vergabe von Diagnosen haben eine lange Tradition, wie sich etwa anhand der Geschichte der Hysterie erkennen lässt (Schmocker, 2021). Riley, Evans & Robson (2019) heben hier hervor, dass Menschen gleichzeitig pathologisiert werden und von ihnen verlangt wird, sich selbst zu regulieren.

EPISTEMISCHE UNGERECHTIGKEITEN

Von epistemischer Ungerechtigkeit betroffen sind wir, wenn es um uns als Wissende und Erkennende geht. Die Herstellung und Verbreitung von Wissen sind in soziale Strukturen eingebettet und inhärent politisch (Ivy, 2016). Die Identität der beteiligten Personen spielt eine zentrale Rolle in der Verhandlung von Wissen und Glaubwürdigkeit. Das eingehende Zitat von Patricia Hill Collins betont bereits den Umstand, dass es sich bei der Epistemologie keineswegs um eine von außen beobachtende Wissenschaft des Wissens handelt - im Gegenteil, Machthierarchien werden reproduziert und befeuert. Miranda Fricker prägte diesbezüglich den Begriff der 'epistemic injustice' (2013), der epistemischen Ungerechtigkeit (deutsche Übersetzung 2023). Sie ermöglichte damit,

Diskriminierungsformen zu benennen, die Menschen als Erkennende und Wissende verletzen. Darunter fällt etwa, welche Personen als glaubwürdig anerkannt werden oder wie gewisse Stimmen im Diskurs unterdrückt und klein gehalten werden (Fricker, 2023).

Fricker (2023) beschreibt mit der Zeugnisungerechtigkeit und der hermeneutischen Ungerechtigkeit zwei Unterformen epistemischer Ungerechtigkeit, die zwei Praktiken unserer menschlichen Erkenntnisgenerierung betreffen. Unter dem Schirmbegriff entwickelten einige Philosoph_innen Kritik und Erweiterungen, weitere Formen epistemischer Ungerechtigkeit und spezifizierte Unterkategorien, um auf bisher nicht beleuchtete Aspekte hinzuweisen. Veronica Ivy (2016) kritisierte beispielsweise den ironischen Umstand, dass der Arbeit von Miranda Fricker zu diesem Thema weit mehr Beachtung geschenkt wurde als Schwarzen Feminist_innen, die bereits zu der Thematik gearbeitet hatten, welche wir nun unter Epistemischer Ungerechtigkeit einordnen würden³. So wird paradoxerweise direkt deutlich, worüber Fricker schreibt und welche systemische Ungerechtigkeit sie in ihren Schriften anprangert. Die Theorie wurde jedenfalls in der feministischen Philosophie und darüber hinaus stark rezipiert (Ivy, 2016) und erscheint mir hilfreich für dieses Forschungsprojekt zu sein, ohne, dass ich Fricker damit zuschreiben möchte, sie hätte diese Umstände als erste erkannt.

ZEUGNISUNGERECHTIGKEIT UND HERMENEUTISCHE UNGERECHTIGKEIT

Nach Fricker (2023) soll Zeugnisungerechtigkeit den Umstand bezeichnen, dass Menschen aufgrund ihrer Identität eine geringere Glaubwürdigkeit zugeschrieben wird und sie dadurch von der Wissensvermittlung ausgeschlossen werden. Nicht als vertrauenswürdige Informationsquelle wahrgenommen zu werden, obwohl man eine wäre, stellt Fricker zufolge eine Verletzung am epistemischen Subjekt dar. Das passiert auf individueller und systemischer Ebene entlang aller Differenzkategorien und Intersektionen – sprich aller sozialen Kategorien mit Machtgefällen und deren Interaktionen oder Verschränkungen. Zumeist betrifft Zeugnisungerechtigkeit ohnehin marginalisierte Gruppen, da sie auf Stereotypen und Vorurteilen aufbaut (Fricker, 2023). Beispielsweise wird weiblich oder queer gelesenen Menschen häufig generell ein geringeres Fachwissen zugeschrieben als männlich gelesenen Personen, weil sie nach wie vor (auch unbewusst) als irrational angesehen werden. Schwarzen Menschen bzw. BIPOC wird weniger Glauben

³ Ivy (2016) verweist hier beispielhaft auf Arbeiten von Alcoff (1996), hooks (1992), Hull et al. (1982), Ikuenobe (1998), Collins (2000), Lorde (1984), Moraga & Anzaldúa (1981), Davis (1981), Spivak (2003), Alcoff (2000), Carby (1982) und Ladner (1995).

geschenkt, weil rassistische Bilder sich nachhaltig in unser kollektives Denken eingebrannt haben. Zeugnisungerechtigkeit tritt also genau dort auf, wo auch andere soziale Benachteiligungen stattfinden (Bratu & Dammel, 2023).

Der zweite Aspekt epistemischer Ungerechtigkeit zeigt das Fehlen von Begriffen beziehungsweise einer „kollektiven hermeneutischen Lücke“ (Fricker, 2023, S. 31) auf, wodurch Missstände unbesprechbar werden. Diese Ungerechtigkeit wird als *hermeneutical injustice*, hermeneutische Ungerechtigkeit bezeichnet. Sie entsteht durch Machtgefälle und stellt eine Form wissensbezogener Marginalisierung dar. Fricker erläutert diesen Aspekt, indem sie das eindrückliche Beispiel einer Frau anführt, welche sexualisierte Gewalt erfährt, aber in einer Kultur lebt, in der sexuelle Belästigung kein Begriff ist. Aufgrund der Machtverhältnisse kann die Person ihr Erleben nicht als Übergriff oder Missbrauch benennen oder erkennen und somit nicht gegen die Gewalt an sich ankämpfen (Fricker, 2023). Hermeneutische Ungerechtigkeit kann als Ungerechtigkeit zweiter Ordnung angesehen werden, da das Unvermögen, eigene Erfahrungen zu beschreiben, einen Kampf gegen die Ungerechtigkeiten an sich (erste Ordnung) verunmöglicht (ebd.).

EPISTEMISCHE UNGERECHTIGKEIT IM PSYCHIATRISCHEN KONTEXT

Epistemische Ungerechtigkeit wurde bereits im Psy*-Kontext thematisiert. Crichton, Carel und Kidd beschrieben 2017, dass Menschen mit psychischem Erkrankungserleben generell eine geringe (Identitäts-)Macht attribuiert wird, was sich in Vorurteilen und Stereotypen niederschlägt und schließlich durch Diskriminierungen sichtbar wird. Aufgrund der sozialen Situiertheit als *psychisch kranke Person* wird dem Menschen Vernunft und die Rolle als vertrauenswürdige Quelle von Information abgesprochen. Das entspricht Frickers (2023) Zeugnisungerechtigkeit und zieht gesellschaftlichen Ausschluss nach sich. Crichton, Carel & Kidd (2017) schreiben in Bezug auf den psychiatrischen Kontext von drei globalen Aspekten, die das Entstehen epistemischer Ungerechtigkeit begünstigen.

Als erstes nennen die Autor_innen die diversen Benachteiligungen von Patient_innen, welche mit einer psychischen Symptomatik einhergehen können (Crichton, Carel & Kidd, 2017). So entstehen häufig Probleme, die den Bildungsstand, die Arbeitsfähigkeit oder die physische Verfassung betreffen. Diese zusätzlichen Marginalisierungen können jeweils fruchtbarer Boden für epistemische Diskriminierung sein. Zum Beispiel könnte ein Mensch mit depressiver Symptomatik eine aktuelle Ausbildung abbrechen müssen und eine Sucht entwickeln. Menschen mit Suchterkrankungen werden allzu oft für ihr Handeln individualisiert verantwortlich gemacht, etwa, wenn ihnen Willensschwäche unterstellt wird.

Daran schließt ein weiterer, epistemische Ungerechtigkeit begünstigender, Aspekt an – die Stereotypisierung und Stigmatisierung (Crichton, Carel & Kidd, 2017). Menschen mit Psy*-Diagnose werden häufig sprachlich als abnormal markiert und sozial isoliert, was in einem ständigen Bemühen um Anpassung mündet. Diese Anstrengung kann die soziale und gesundheitliche Situation der Betroffenen weiter verschlechtern. Der Kampf gegen das Stigma wird von Patient_innen oft als schlimmer als die Krankheit oder Diagnose an sich beschrieben. Wird das Erleben und Handeln von Menschen mit Diagnosen als Versagen auch epistemischer Art aufgenommen, ist der Weg geebnet, Ungerechtigkeiten zu legitimieren (ebd.).

Der dritte Aspekt, den Crichton, Carel & Kidd (2017) diskutieren, betrifft das Psy*-Fachpersonal. Durch die allgemeine Bevorzugung *harter Evidenz* oder scheinbar *objektiver Messungen* gegenüber *subjektiven Aussagen* wird epistemische Ungerechtigkeit begünstigt. Obwohl psychische Gesundheit und Krankheit fast ausschließlich auf Auskunft der Patient_innen oder Klient_innen beruht, wird scheinbar objektiven Messungen eine stärkere Aussagekraft zugeschrieben. Seit den 1950er Jahren ist der biomedizinische Zugang zu Krankheit und Gesundheit in der Psychiatrie stark vertreten. Es kann der Eindruck entstehen, Psychiater_innen hätten innerhalb der Medizin einen Rechtfertigungs- oder Geltungsdruck, dem sie über biologistische Erklärungen und Objektivierung von psychischem Erleben begegnen. Standardisierte Messungen verhelfen dem Fachpersonal neben dem Ansehen innerhalb der Gesundheitswissenschaften außerdem zu zusätzlicher Macht gegenüber den Patient_innen, da nur sie die Rohdaten interpretieren können. Interpretiert werden diese Daten trotzdem und notwendigerweise immer aus einem subjektiven Standpunkt der Fachperson heraus. Doch dieser Aspekt wird wohl nicht als subjektiv gewertet oder transparent gemacht (Crichton, Carel & Kidd, 2017).

MEDIENTHEORIE

„Eben weil Medien mit dramatischen Veränderungen unseres Selbstverhältnisses und auch Selbstverständnisses einhergehen, kann Kulturpsychologie nicht als Wissenschaft vom Zeitlosen betrieben werden, sondern muss sich in das Abenteuer der Geschichtlichkeit der Kultur und der technischen und medialen Revolutionen einlassen.“ (Slunecko, 2008, p. 211)

Heranwachsende Menschen stellen handelnd Bezüge zu ihrer Umgebung her und erschließen sich so ihre Welt (Tillmann, 2014). Diesen Zugang zur Welt und zum Selbst zu finden, entfaltet sich auch über mediale Ausweitungen, da junge Menschen heute schließlich in einer mediatisierten Welt aufwachsen. Auch die Praxis, die ich analysiere, verortet sich im diskursiven Kontext Sozialer Medien. Wie an meiner bisherigen Positionierung erkennbar werden konnte, verstehe ich menschliches Handeln und somit auch die Interaktion von Mensch und Medien als ein Tun in einer sinnstrukturierten Welt. Handeln unterscheidet sich vom Verhalten, das wie eine determinierte Reaktion auf Umweltreize konzeptionalisiert ist (Slunecko & Benetka, 2022). Wie sich ein Mensch verhält, lässt sich beobachten und messen. Handlungen beruhen auf Deutungen der sozialen Wirklichkeit und ist damit immer kontextgebunden und in Interaktion hergestellt (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021). In Bezug auf das Handeln mit Medien bedeutet das auch, dass Soziale Medien kein Einflussfaktor im Sinne eines objektiv messbaren Konstrukts darstellen, sondern die Bedeutung des medialen Handelns in der Interaktion von Mensch und Medium hergestellt werden.

MENSCH UND MEDIUM ALS HYBRIDAKTEUR_INNEN

Schäffer (2007) nannte dieses Zusammentreffen von Mensch und Medium in Anlehnung an Mannheim und Latour eine *>Kontagion< mit dem Technischen*. In Latours Handlungstheorie kommt den technischen Dingen ebenso kein ausschließlicher Objektstatus zu, sondern sie sind am Handeln beteiligt (Schäffer, 2007). Die Technologien werden dann „im Gebrauch zu Medien“ (Oswald, 2019, S. 61). Der Mensch – in Latours Vokabular als *Akteur[_in]* - und die Technik oder das Medium als *Aktant* handeln gemeinsam und werden im stetigen Austausch der jeweiligen Eigenschaften zur *m Hybridakteur_in*. Durch verschiedene Vermittlungsfunktionen verschieben sich die ursprünglich rein menschlichen Handlungsziele und die Technik erzeugt Handlungsoptionen mit. Schäffer (2007) zeigt dies anhand von generationsspezifischem Handeln mit Computern, wo sich etwa für Ältere die Handlungspraxis des Briefschreibens durch die Kontagion verändert hat. Als Hybridakteur_innen lässt sich die Produktion eines Grußtextes ohne großen Aufwand verändern. Die mögliche Einschränkung einer Handlungsrealisierung durch handschriftliche

Fehler löst sich im hybriden Handeln mit dem Technischen auf. Die starke Aussagekraft über den Habitus der schreibenden Person wird durch die vermittelnde Funktion der Technik gemindert und es entsteht ein_e Hybridakteur_in, die_der leicht und gerne Briefe schreibt. Sowohl die Älteren als auch die Jüngeren treffen mit dem Technischen zusammen, es entstehen daraus jedoch verschiedene „Kollektive von Hybridakteur[_innen]“ (Schäffer, 2007, S. 62), die sich durch ein spezifisches habituelles Handeln mit Technik auszeichnen. Es dokumentieren sich unterschiedliche *Kontagionserfahrungen*. Mannheim hatte diese begrifflich ursprünglich viel mehr für die Beziehungen zu anderen Menschen angewandt. Schäffers handlungspraktische Verknüpfung mit der Theorie von Latour für das Handeln mit technischen Medien zeigt eine neue Dimension des Eingebundenseins in die Welt durch Kontagionserfahrungen auf.

MEDIEN ALS PSYCHOTECHNOLOGIEN

Schäffers praxeologische Interpretation der Latour'schen Konzeption lässt sich gut mit der Medientheorie Marshall McLuhans in Verbindung bringen. Aufbauend auf den Arbeiten von Innis entwickelte McLuhan ein Theorem, das ein Objektverständnis von Medien ebenfalls ablehnt. Im Untertitel seines Werks *Understanding Media* (1964) spricht er von den *extensions of man*, also den Ausweitungen der Menschen. Dies kann physischer Natur sein, wenn etwa ein Mensch ein Werkzeug hält und ihm damit Reichweite und Optionen erweitert wird, ist aber auch auf nicht-physische Medien wie das Internet und spezielle Social-Media-Plattformen anwendbar. Ein Medium vermag es, McLuhan folgend, eine gewisse Welt-Situation auszuweiten oder die Möglichkeiten von Menschen zu steigern (Slunecko, 2008). In der von Slunecko als *dynamische Konstitution* bezeichnete Wechselbeziehung des Ergreifens von Mensch und Medium verändert sich also der Bezug der betreffenden Person zur Welt. Wobei die Steigerung immer auch ein anderes Vermögen oder einen anderen Sinn verstellt. Die persönlichen und gesellschaftlichen Implikationen jedes Mediums liegen in dem neuen Maßstab, den wir mit jeder Erweiterung unseres Selbst einführen. Aus diesem Theorem heraus wird auch verständlich, dass Medien bei McLuhan keine Mittel etwa zur Informationsweitergabe sind und wie bei Latour auch nie getrennt vom Menschen objektiv betrachtet werden können, sondern eben sie selbst die Botschaft ausmachen - *The medium is the message*. Medien sind also viel eher als so etwas wie *Psychotechnologien* (Slunecko, 2008) zu verstehen, die unseren Weltbezug und die Kulturen, in denen mit ihnen umgegangen wird, verändern. Wie Medien Kulturen berühren, kann allerdings je nach gesellschaftspolitischen Umständen und Vorstrukturierungen unterschiedlich ausfallen (ebd.). Auch wenn McLuhans Medientheorie wenig über diese Aspekte aussagt, ermöglicht sie es, sich mit den Technologien

in einer kontextspezifischen Form auseinanderzusetzen (Sharma & Singh, 2022). McLuhans Konzeptionalisierung von Medien erlaubt es, deren co-konstituierenden Charakter in der Hervorbringung und Aufrechterhaltung kultureller Kategorien zu beleuchten (Sharma & Singh, 2022).

MEDIENHANDELN ALS RAUMBILDUNGSPROZESS

Mit den beschriebenen medientheoretischen Linsen möchte ich also auf Selbstdiagnosepraktiken in Sozialen Medien blicken. In dieser Arbeit stelle ich die Frage, wie es zum Aufkommen der hier thematisierten Selbstdiagnosepraktiken kommt und auf welche Umstände diese antwortet. Das mediale Handeln junger Menschen könnte, danah boyd (2014) lesend, eine Reaktion auf die Suche nach vernetzten Öffentlichkeiten sein. Den Interessen junger Menschen, sich mit Peers auszutauschen und Zugang zu öffentlichem Raum zu bekommen, misst boyd (2014) große Bedeutung zu. Teilhabe an Öffentlichkeit ermöglicht das Erleben von *Normativität* und dem *kollektiv Normalen*. Öffentlichkeit bedeutet auch, zu sehen und gesehen zu werden, ein Gefühl für Andere zu entwickeln, die Welt zu erkunden. Oftmals wird jungen Menschen die Teilhabe an Öffentlichkeit allerdings verwehrt. In Abgrenzung zu den Vorgängergenerationen können jüngere Generationen im Kampf um öffentliche Plätze das neue Medium des digitalen Raums miteinbeziehen und im Sinne McLuhans ihre Situation in der Welt verändern. danah boyd (2014) sieht das Handeln im digitalen Raum als Möglichkeit der Jugend, am öffentlichen sozialen Leben teilzunehmen.

Müller & Schmocker (2020) sehen darin hingegen einen Rückzug ins Private. *Das Private* sei hier allerdings nicht (mehr/nur) als das direkt persönliche Umfeld zu lesen, sondern beziehe die persönliche *Safer Space Bubble* mit ein. Die Blase, in der sich Menschen wohl und sicher(er) fühlen, ist für einige Menschen eine digitale und gehört im Verständnis von Müller und Schmocker (2020) weniger zur Öffentlichkeit als zum Privaten. Eine solche Dichotomie zu vertiefen ist jedoch gar nicht mein Anliegen und meines Erachtens einer Annäherung an die Medienpraxis nicht zuträglich. Die digitalen *Bubbles* sind im Kontext der Selbstdiagnosepraxis jedenfalls interessant im Sinne beliebig spezifischer Gruppierungen, die als Kosmen der Zugehörigkeit ständig neu verhandelt werden (Müller & Schmocker, 2020). Soziale Medien bieten hier Raum für Selbstbeschäftigung, experimentelles Handeln und Performen der eigenen Identität in *digitalen Identitätsräumen* (Tillmann, 2006, S. 39). Es entstehen neue Sozialräume auch für Gruppen, die bisher unter dem Radar flogen. Diese können sich heute in den Sozialen Medien austauschen, Aufmerksamkeit erregen und Gruppierungen schaffen (Kohout, 2019). Auf Plattformen wie

Instagram und TikTok können Personen und Gruppen sich ausdrücken, mit anderen verbinden und zusammenschließen⁴. Dazu bieten digitale Netzwerke die Möglichkeit, im physischen Kontext weniger akzeptierte Interessen, im Internet in Form einer digitalen Identität mit anderen zu teilen und sich in Communitys auszutauschen (boyd, 2014). Diese als demokratisierend und auch feministisch verstehbare Praxis soll an dieser Stelle jedoch weder das Medium Internet wieder zu einem Objekt machen, dass wir als von uns abgegrenztes Tool betrachten, noch vergessen lassen, dass sich im Internet patriarchale Strukturen reproduzieren (Sharma & Singh, 2022). Neben der Erweiterung der technologischen Möglichkeiten, was Kombination, Zergliederung oder Rekontextualisierung von Content angeht, ist speziell die Aneignung der Medien entscheidend für die Analyse von Veränderung in der Medienpraxis (Reißmann, 2019). Wie eingangs beschrieben gestalten Medien gesellschaftliches Alltagsleben im Sinne der Hybridakteur_innen maßgeblich mit und formen kulturelle Kategorien in dynamischer Konstitution mit uns Menschen.

SOZIALE MEDIEN ALS DISKURSIVER KONTEXT

In den medialen Beiträgen, die den Ausgangspunkt dieser Auseinandersetzung darstellen, wird das (Er-)Leben mit *psychischen Störungen* bzw. *Neurodivergenzen* porträtiert. Ich konnte beobachten, dass dabei häufig Begriffe aus dem Neurodiversitätsdiskurs verwendet werden, wie etwa *neurodivergent* anstelle von *psychisch krank* oder *gestört*, wie das im Psychopathologieparadigma üblich wäre.

Die Etablierung der Plattform TikTok zeigt beispielhaft einige Besonderheiten aktueller algorithmusgesteuerter, videobasierter Sozialer Medien auf. Im Handeln mit TikTok können Produser_innen kurze Videosequenzen erstellen, rezipieren, bewerten, kommentieren und verbreiten. Das Interface der App zeigt auf der Startseite, der sogenannten *For You Page*, eine scheinbar endlose Abfolge von kurzen Videos im Vollbildformat. Durch Wischen von unten nach oben navigiert man direkt von einem Videobeitrag zum nächsten. Die Zusammenstellung der Inhalte, die eine Person sieht, wird durch einen Algorithmus gesteuert und es entsteht eine personalisierte Startseite, die auf den jeweiligen Vorlieben und Interaktionen (ansehen, liken, kommentieren, speichern, teilen etc.) mit den bisherigen Inhalten basiert. Die Plattform erleichtert ein Community-Engagement durch Funktionen wie

⁴ Die Rolle der Menschen in solchen Sozialen Medien hat sich durch deren Basierung auf 'user-generated-content' - also die von angemeldeten Personen geteilten Inhalte – verschoben und liegt irgendwo zwischen rezipierend und produzierend. Angelehnt an den Begriff der User_innen kann somit die Bezeichnung *Produser_innen* verwendet werden (NeumannBraun & Autenrieth, 2011).

sogenannte Reacts, in denen Produzier_innen direkt visuell aufeinander Bezug nehmen. Dabei werden Ausschnitte eines älteren Beitrags in einem neuen kurzen Video erneut gezeigt und audiovisuell kommentiert, verändert oder erweitert. All diese Eigenheiten einer Technologie - sogenannte *Affordances* - laden die Produzier_innen zu einer bestimmten Praxis in der App ein (McVeigh-Schultz & Baym, 2015) und prägen Interaktionsformen. Das Soziale Medium wird von den Plattformbetreibern selbst folgendermaßen beschrieben: "TikTok ermöglicht es Menschen, ihre Kreativität auszuleben und ermutigt seine Nutzer, ihre Leidenschaft und ihre Persönlichkeit in ihren Videos mit anderen zu teilen" (TikTok, 2018). Die Plattform setzt sich also zum Ziel, persönliche Einblicke in das Erleben, Handeln und die Formung der Identität ihrer Produzier_innen zu begünstigen. Neurodivergenz als potenzieller Identitätsanteil wird jedenfalls vielfach gezeigt und mithilfe von einer Vielzahl an Erlebnisberichten und Reaktionen darauf interaktiv verhandelt⁵.

Hinter dem medial viel bespielten Wort *Neurodiversität* steckt ursprünglich ein Konzept der autistischen Online-Community, das sich gegen die traditionellen Vorstellungen der Psychopathologie zu positionieren versucht. Neurodiversität und Psychopathologie können also als grundverschiedene Linsen aufgefasst werden, durch die auf psychisches Erleben geblickt wird. Die klinische Psychologie arbeitet zumeist mit Störungskategorien und Abgrenzungen von gesund vs. krank anhand von Diagnosemanualen. Dies entspricht einer psychopathologischen Zugangsweise. Neurodiversität wird als biologisch fundierter Umstand kommuniziert, als Gegenkonzept konstruiert, als neues Paradigma (nach Nick Walker) und als intersektionale Kategorie (nach Judy Singer). Neurologische Unterschiede als eine Form von Diversität zu konstruieren, wie sie auch auf anderen Identitätsebenen zu finden ist, hat vielerlei Konsequenzen. Zum einen bedeutet es eben, ehemals als Störungen oder Krankheiten angesehene Erlebensformen wie etwa die *Autismus Spektrum Störung* als eine soziale Identität zu begreifen. Außerdem lässt sich anhand dieser Konzeption auch Diskriminierungserfahrung benennen und sichtbar machen. Nick Walker (2021) beschreibt die Grundüberzeugung, ob es einen normalen oder richtigen *style of human mind* gibt bzw.

⁵ Für diese Arbeit spreche ich vor allem über den deutschsprachigen Raum, da ich hier die Aktualität des Phänomens anhand rezent veröffentlichter Medien-Artikel darlegen kann. Siehe beispielhaft derStandard (3.12.2022, Österreich) <https://www.derstandard.at/story/2000141457209/psychische-diagnosevideos-auf-tiktok-das-kann-die-krise-verstaerken>, WDR (21.3.2023, Deutschland) <https://www1.wdr.de/nachrichten/selbstdiagnose-tiktok-adhs-100.html>, MEDINSIDE (26.5.2023, Schweiz) <https://www.medinside.ch/tiktok-trend-selbstdiagnose-von-psychischen-krankheiten-20230526>

daraus folgend, wie mit Abweichungen umgegangen wird, als zentralen Unterschied zwischen Psychopathologie- und Neurodiversitätsparadigma.

Die *Psychopathologie* beschäftigt sich wortwörtlich mit der leidenden Psyche, also einem Zustand der Not und Krankheit (Fernandez, 2020). Es werden Symptome, Syndrome und Störungen differenziert und diagnostiziert. Diese Unterscheidungen basieren auf einer relativ klar abgrenzbaren Vorstellung von Normalität und Abnormalität. Abweichungen von der Norm werden als die eine oder andere Art eines neurokognitiven Defekts verstanden. Festgestellt werden Diagnosen am Ausmaß der Abweichung, welches in checklistenartigem Vorgehen von einer Fachperson erhoben wird (ebd.). Wie bereits erwähnt, dürfte dieses Vorgehen einer Hierarchisierung vom scheinbar Objektiven gegenüber dem scheinbar Subjektiven geschuldet sein und die Auskunft der erlebenden Person als zentrale Quelle einer diagnostischen Arbeit herunterspielen (Crichton, Carel & Kidd, 2017). Fachpersonen machen sich schnell ein Bild von dem, was es heißen könnte, beispielsweise autistisch zu sein. Wir können als Menschen kaum verhindern, uns ein Bild zu machen. Dieses Bild ist jedoch jedenfalls Ergebnis von Vorurteilen und Stereotypen. Dies beiseite zu stellen, erfordert Übung in einer phänomenologischen Zugangsweise. Die Perspektive der phänomenologischen Psychopathologie wird eingenommen, um Vorannahmen zu psychischen Phänomenen kritisch hinterfragen und verlernen zu können (Fernandez, 2020). Hinterfragt und herausgefordert werden die Annahmen einer Störungslehre etwa von der Mad Pride Bewegung oder dem Neurodiversitätsparadigma (Fernandez, 2020; Walker, 2021). Neurodiversität als eine grundeigene Denk- und Herangehensweise in Bezug auf psychische Phänomene zu verstehen, ist vielleicht ein erkenntnistheoretisches Anliegen. Die Forderungen und Ideen stammen jedoch aus dem Community-Aktivismus und prägen sozusagen *von unten* philosophische Überlegungen zu Behinderung und psychischem Erleben (Walker, 2021).

Das Neurodiversitätsparadigma fordert ein Umdenken in Bezug auf das Bild der leidenden Psyche. Wenn psychische Erlebensformen als Vielfalt verstanden werden, passt das Attestieren einer Störung nicht mehr. Vielmehr können in der Annahme diverser Erlebensarten bisherige Diagnosekategorien auch als Fragen von sozialer Identität begriffen werden (Fernandez, 2020). Es ist allerdings bemerkenswert, dass das Neurodiversitätsparadigma seine Legitimation über die Biologie zu erlangen versucht. Während sich die neue Strömung von einer pathologisierenden Psychologie abwendet, lässt sich die Begründung über neurokognitive Unterschiede einwandfrei in einer

naturwissenschaftlichen Logik verorten. Es manifestiert sich ein Spannungsfeld. Einerseits wird im Kontext der Neurodiversität auch wieder die sogenannte Identity-First-Language verwendet, beispielsweise die Bezeichnung *die Autistin* anstelle von *die Frau mit Autismus*. Dies ist dadurch begründet, dass das Erlebensmuster als soziale Identität verstanden wird und mit allen anderen Identitätsaspekten in der Person verwoben ist. Andererseits führt die Fokussierung auf biologische Erklärungen zu einer gewissen Distanzierung. Das eigene Erleben wird dabei als eine Funktion des individuellen Gehirns betrachtet. Dies impliziert eine Trennung von Körper und Psyche, da jegliches Erleben und Handeln als durch Hirnfunktionen und Gehirnscans objektivierbar betrachtet wird. Wie Robert Chapman (2023) erachte ich den Begriff der Neurodiversität als *epistemisch nützlich*, um mich dem interessierenden Phänomen mit der notwendigen Offenheit und der Ausklammerung psychopathologischer Prägungen zu nähern.

METHODIK⁶

Die empirische Analyse dieser Arbeit basiert auf Erhebungen, die mittels des Gruppendiskussionsverfahrens durchgeführt wurden. Ich halte das Gruppendiskussionsverfahren für einen sehr wertvollen und tiefgehenden Zugang zu kollektiven Erfahrungen. Gegenstand der Methode sind kollektive Orientierungen und konjunktive Erfahrungsräume, die durch den Diskurs der Gruppe repräsentiert werden. Die Auswertung des Materials anhand der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack ermöglichte einen rekonstruktiven Zugang zu den impliziten Wissensbeständen der Diskussionsteilnehmenden. Wenn also etwa im Rahmen des hier vorliegenden Projekts verschiedene Gruppendiskussionen als Datengrundlage herangezogen und mittels dokumentarischer Methode ausgewertet werden, so werden die Bedeutungen, auf Grundlage derer sich das Handeln der Diskutierenden vollzieht – im Zuge der verschiedenen Analyseschritte der Methode herausgearbeitet. Dadurch versuche ich, zu den impliziten Wissensbeständen der Beforschten vorzudringen und diese begrifflich-theoretisch zu explizieren (Bohnsack, 1992).

GRUPPENDISKUSSIONSVERFAHREN

Das Gruppendiskussionsverfahren grenzt sich zu Gruppenbefragungen oder Fokusgruppen ab, wie sie aus der Marktforschung bzw. einer deduktiv-nomologischen Forschungslogik bekannt sind. Bei Zugängen dieser Art ist die Gruppe Mittel zum Zweck der forschungsökonomischen Erleichterung, während das Interesse weiterhin am individuell Sprechenden besteht. Analysiert wird auf manifester Ebene, also welche Meinungen hintereinander von den Einzelpersonen explizit geäußert werden. Die Interaktionen, die in diesen Zugängen keine analytische Beachtung finden, sind im Rahmen der qualitativ-rekonstruktiven Gruppendiskussionen hingegen der spannendste Punkt (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 119). Wenn es hier ein Ziel gibt, ist es kein inhaltliches, wie etwa die Bestätigung einer Hypothese, sondern ein formales – die Diskutierenden sollen sich aufeinander beziehen, um kollektive Wissensbestände und Erfahrungsräume herausarbeitbar zu machen. Bei der Auswahl der Gruppenmitglieder für Gruppendiskussionen spielt daher die Auseinandersetzung mit Homologien in den Erfahrungen, also mit strukturähnlichen Erlebnissen und Erfahrungen, bereits eine wichtige Rolle. Folglich gilt die Arbeit mit Realgruppen, die außerhalb der

⁶ Teile dieses Kapitels wurden aus meiner Arbeit an einem Glossar für Studierende in der VU Einführung in Qualitative Methoden aus dem Jahr 2022 entnommen.

Forschung bestehen, als zielführend, da ihre Verbundenheit oft auf ähnlichem Erleben basieren (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021).

Bei der konkreten Leitung von Gruppendiskussionen können gewisse Prinzipien beachtet werden, die eine angestrebte Selbstläufigkeit des Gesprächs begünstigen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021). Zu den wichtigsten Aspekten gehört einerseits ein zurückhaltendes, aber auch interessiertes und offenes Auftreten der Diskussionsleitung. Diese Haltung ist besonders in der Formulierung des Eingangsstimulus auszumachen und schafft gleichzeitig über das gesamte Gespräch hinweg die Voraussetzung für die Diskutierenden, sich eigenständig aufeinander zu beziehen. Nur im selbstläufigen Diskurs können sich die Teilnehmenden an gemeinsame Erfahrungen herantasten und kollektive Orientierungen in der wechselseitigen Bezugnahme für die Analyse zugänglich werden. Es gilt daher als primäre Aufgabe der Diskussionsleitung ein Gespräch zu initiieren, an dem alle Teilnehmenden gut anknüpfen können und ohne weitere Strukturierung durch Forschende diskutieren können (ebd.).

Praktisch kann die beschriebene Gesprächshaltung durch spezifische Charakteristika der eigenen Formulierungen transportiert werden. Przyborski und Wohlrab-Sahr (2021) argumentieren, dass die Fähigkeit, Gruppendiskussionen zu leiten, an Alltagskompetenzen anknüpft und daher nicht in dem Sinne erlernt werden muss. Allerdings erwarten Diskutierende oft mehr Moderation und Strukturierung durch Leitfragen, was dem Ziel der Selbstläufigkeit nicht zuträglich wäre. Daher ist es sinnvoll, sich einige konversationsanalytische Eigenheiten bewusst zu machen, um den Rahmen für das Forschungsinteresse angemessen halten zu können. Ein Aspekt im Sinne der Förderung von Selbstläufigkeit stellt die *demonstrative Vagheit* dar. Durch betont vorsichtige und auch in verschiedenen Fassungen wiederholte Frageformulierungen kann Interesse und eine gewisse Fremdheit signalisiert werden, die zum selbstläufigen Gesprächsverlauf beitragen können. Wenn die Fragestellung innerhalb der Forschungsarbeit einer persönlichen Irritation entspringt, ist ein authentisches Interesse wohl ohnehin gegeben. Fragen in der Gruppendiskussion sollten sich dann generell sowohl verbal als auch non-verbal stets an die Gruppe als Gesamtheit richten und keine starken Orientierungen der Leitung enthalten. Da Erzählungen und Beschreibungen im Vergleich zu argumentativen Antworten für die Analyse besonders ergiebig sind, kann in der Formulierung von Einstiegsimpulsen und möglichen Nachfragen auf diese Textsorten abgezielt werden. Um den Gruppendiskussionsteilnehmenden die Möglichkeit zu geben, in ein interaktives Gespräch miteinander zu kommen, ist es nach dem Einstiegsimpuls für die Diskussionsleitung wichtig, sich zurückzuziehen und diese Haltung gegebenenfalls bereits angekündigt zu haben (ebd.).

DOKUMENTARISCHE METHODE

Teils gemeinsam mit Mangold und anschließend an Arbeiten Mannheims entwickelte Ralf Bohnsack das Gruppendiskussionsverfahren in den 1980er Jahren weiter. Mannheims theoretische Konzepte dienten insbesondere für die Erarbeitung der Dokumentarischen Methode als Auswertungstechnik von Gruppendiskussionen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021). Die dokumentarische Methode beschreibt Bohnsack (1992) selbst als wissenssoziologische Prozessanalyse, in deren Rahmen jener soziale Prozess rekonstruiert werden soll, in dessen Verlauf ein Orientierungsmuster entstanden ist und sich immer wieder reproduziert. Die gemeinsame Entstehung von Erhebungs- und Auswertungsverfahren trägt sicherlich zur guten Passung der Methoden bei.

Wie auch in anderen rekonstruktiven Analyseverfahren werden zwei Sinnebenen unterschieden: Allgemeine, gesellschaftliche Sinnstrukturen und milieuspezifische Sinnstrukturen. Sie werden in der dokumentarischen Methode immanenter oder manifester und dokumentarischer Sinn (bzw. Dokumentsinn) genannt. Diese Sinnebenen drücken sich in der Annäherung an ein Phänomen im gesammelten Material (z.B. Gesprächstranskript) aus. Immanent ist alles, was unmittelbar und unabhängig von der Entstehungsgeschichte verständlich ist – also das explizit Gesagte, das Inhaltliche, der manifeste Gehalt. Die zweite Sinnenebene lenkt den Blick auf die Handlungspraxis und den Orientierungsrahmen des Inhalts, den latenten Gehalt (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021).

In der Auswertung mittels der dokumentarischen Methode wird demnach in zwei Schritten vorgegangen. Erst wird der explizite Inhalt des Textes betrachtet, was Bohnsack mit Kolleg_innen (2007) als formulierende Interpretation bezeichnet. Es soll die thematische Struktur des Textes herausgearbeitet und in knapper Form in allgemein verständlicher Sprache zusammengefasst werden, um die Entwicklung der Themen nachzuzeichnen. Während des darauffolgenden Interpretationsprozesses – der reflektierenden Interpretation - richtet sich der Fokus des_r Forschenden auf die latenten Bedeutungen und Orientierungen, die den dokumentarischen Sinngehalt lenken. Im weiteren Verlauf des Kapitels wird auf diese Schritte noch im Detail eingegangen.

In der Analyse wird erzähltheoretisch von einer Korrespondenz von Erzählstrukturen und Erlebnisstrukturen ausgegangen, was als Homologithese bezeichnet wird (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021). Die Identifizierung derartiger Homologien ist in der rekonstruktiven Sozialforschung und speziell bei der Anwendung der dokumentarischen Methode von großer Bedeutung. Im Auswertungsprozess geht es darum, herauszufinden, welche Sinnstrukturen in

verschiedenen Diskursen wiederholt zum Ausdruck gebracht werden. Hierbei sind nicht die inhaltlichen Themen ausschlaggebend, sondern die Wiedergabe derselben Struktur von Erfahrungen: Es geht nicht vorrangig um das Was, sondern um das Wie der Erzählung. Auch manifest Unterschiedliches kann auf denselben Orientierungsrahmen auf dokumentarischer Ebene hinweisen. Homologien werden entweder innerhalb eines spezifischen Falls oder in einer vergleichenden Analyse mehrerer Fälle betrachtet. Homologe Muster, die sich in der Rekonstruktion mehrerer Fälle zeigen, können auf verschiedene zugrundeliegende Typen im gesammelten Material hinweisen. Die Typenbildung stellt eine Möglichkeit der Generalisierung im Bereich der rekonstruktiven Sozialforschung dar (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021).

Am ergiebigsten für die Auswertung sind jene Stellen, an denen die Beteiligten besonders stark interagieren, sich vielleicht ins Wort fallen oder rein indexikal sprechen. Indexikalität beschreibt dabei die Eigenschaft, dass menschliche Äußerungen und Handlungen keine festgelegte, allgemeingültige Bedeutung an sich tragen, sondern stets als Anhaltspunkte für Bedeutungsgehalte zu interpretieren sind. Die präzise Bedeutung ergibt sich immer erst aus dem spezifischen Kontext und entsteht durch menschliche Interpretation. Die Menschen konstruieren folglich den Sinn von Äußerungen durch interaktive Prozesse. Im alltäglichen Gebrauch geschieht dies in der Regel implizit (Mruck & Mey, 2020). Interaktiv dichte Stellen werden in der Dokumentarischen Methode nach Bohnsack als Fokussierungsmetaphern bezeichnet (Bohnsack, Marotzki & Meuser, 2010). Der Begriff kommt daher, dass solche Passagen häufig auch relativ viele Metaphern enthalten, weil in ihnen Handlungs- und Orientierungsprobleme der Gruppe verhandelt werden, die die Gruppe nicht auf einen eindeutigen Begriff bringen kann. Diese Stellen werden meist gemeinsam mit der Eingangspassage genauer analysiert. Der Anfang einer Diskussion ist erfahrungsgemäß relevant, weil hier zum ersten Mal die verschiedenen und gemeinsamen Orientierungen aufeinanderprallen. Die Diskutierenden müssen sich miteinander arrangieren und es wird deutlich, welche Erfahrungsräume sie teilen. Um gegenseitige Bezüge zu analysieren, ist es wichtig, dass sich eine gewisse Selbstläufigkeit in der Gruppendiskussion entwickelt. Forschende sollten eine zurückhaltende Rolle einnehmen, um den Diskussionsteilnehmenden die Möglichkeit zu geben, gemeinsame Erlebnisbereiche zu entdecken. Es wird angenommen, dass dies dazu führen kann, dass das Gespräch sich auf zentrale Punkte kollektiver Erfahrungen konzentriert (Mruck & Mey, 2020, S. 396ff.) Es ergibt sich eine Art Gruppenmeinung, die, nach dem Begründer der Methode Werner Mangold, als „Produkt kollektiver Interaktionen“ (1960, S. 49) anstatt einer Addition einzelner Einstellungen zu verstehen ist. Die Gruppe steht

dabei weniger für sich als konkrete Realgruppe, sondern repräsentativ für die „existenziellen, erlebnismäßigen Gemeinsamkeiten in konjunktiven Erfahrungsräumen“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 123).

THEMATISCHER VERLAUF

Als erster vorbereitender Arbeitsschritt einer Analyse mit dokumentarischer Methode wird ein thematischer Verlauf angefertigt. Dabei wird das aufgezeichnete Gespräch gänzlich durchgehört und die auftauchenden Themen samt Zeitmarker in der Reihenfolge des Gesprächs notiert. Zusätzlich wird bereits festgehalten, wie stark die Interaktion an den verschiedenen Stellen der Diskussion sind und, wie relevant die Abschnitte inhaltlich für das Forschungsinteresse sind. Dieses Vorgehen soll es der_m Forschenden ermöglichen, einen Überblick über das Material zu erlangen. Przyborski (2004) beschreibt es als ein „Sich-mit-dem-Text-vertraut-Machen“ (S. 50), da eine Annäherung sowohl an das formulierende (Gliederung der Themen) als auch das reflektierende (Notizen zu interaktiven Diskusmerkmalen) Interpretieren geschieht (Przborsky, 2004).

Der thematische Verlauf bildet schließlich eine übersichtliche Basis, aufgrund derer jene Passagen ausgewählt werden können, die formal und inhaltlich angemessen für eine Analyse erscheinen. In die Auswertung werden also nicht alle Gruppendiskussionen gänzlich miteinbezogen, sondern aussagekräftige Passagen herangezogen. Ein solcher Abschnitt als „kleinste mögliche Einheit“ (Przyborsky, 2004, S. 50) der Analyse soll die Behandlungen eines Themas abbilden. Daher ist es relevant, im Erstellen der thematischen Verläufe besonders auf Themenwechsel zu achten. Für vollständige Analysen werden nämlich Gesprächsteile benötigt, die ausreichend Kontext und zumindest drei Diskursbewegungen bieten (ebd.). Von dieser „thematischen Abgeschlossenheit“ (ebd., S. 51) verspricht man sich, die Indexikalität verstehend erklären und folgend Orientierungen der Gruppe rekonstruieren zu können.

In den hier behandelten Gruppendiskussionen habe ich thematische Verläufe in der Form erstellt, wie es in Tabelle 1 zu sehen ist. Erst hatte ich während des Abhörens der Tonaufnahme relativ viele und kleinteilige Inhalte in der Themenspalte notiert, die ich in einem zweiten Durchgang zu Themen gegliedert fett markiert habe. Beispielhaft ist in der untenstehenden Tabelle der Beginn des Gesprächs der Gruppe Baumwolle zu sehen. Nach dem Einstiegsimpuls wird schnell ein Thema eröffnet, das knappe zehn Minuten behandelt wird. Die Thematische Relevanz und interaktive Dichte habe ich mit ein bis drei Ausrufezeichen eingeteilt, oder durch einen Bindestrich als nicht vorhanden gewertet. Es lässt sich so gut erkennen, dass sich die

Bezugnahme der Diskutierenden aufeinander mit der Zeit intensiviert, während das Thema der Passage generell für das Erkenntnisinteresse der Arbeit hochinteressant ist.

TABELLE 1: THEMATISCHER VERLAUF GD BAUMWOLLE

Thema	Von wem?	Zeit	Interaktive Dichte	Thematische Relevanz
Rahmenbedingungen	Y1	0:12-2:19	-	-
Was mich interessiert	Y1	2:21-4:09	-	-
➔ Nachfragen zum Forschungsinteresse	Af & Om	4:10-4:50	!	-
➔ Wer beginnt wo	Om	4:51-4:58	!	-
ADHS ist das Thema	Om	4:59-5:05	-	!
Veränderung der öffentlichen Meinung zu ADHS von früher zu heute (durch Memes)	Om	5:06-5:35 [5:06-14:44]	!-!!	!!!
➔ Eigene ADHS-Geschichte spät erkannt	Om	5:54-7:01	-	!
➔ Internet kam in Schulzeit erst auf	Om	7:03-7:17	-	!!!
➔ Auf den Post reagiert weil in Memes wiedererkennen	Om	7:18-7:47	-	!!!
➔ Kritik an Memes	Rf	8:15	!	!!!
➔ Spektrum von Memes von Professionist_innen bis irgendwelchen Leuten	Rf	8:36	!	!!!
➔ Viele Leute identifizieren sich damit	Rf	8:58	-	!!!
➔ Symptome von ADHS kennen alle	Rf	9:20	!	!!!
➔ Trend & weniger ernst nehmen	Rf	9:52	!	!!!
➔ Meme mitgebracht	Om	10:12-11:03	!!	!!!
➔ Differenzierung wann helfen memes individuell & generell schlechter geworden	Om	11:04-11:27	!!	!!!
➔ Social Media füttert dich mit ADHS Content	Rf	11:27-12:58	!	!!!
➔ Es gibt einen guten & schlechten Umgang mit Social Media (➔ junge Menschen, Nachteile der Selbstdiagnose)	Rf	12:59-14:13	!!	!!!
➔ Kann auch zu Akzeptanz & Normalisierung führen	Om	14:20-14:44	!!	!!!

Passagen werden schließlich mit Einbezug sowohl der formalen als auch der inhaltlichen Gesichtspunkte ausgewählt. Die formalen Merkmale beziehen sich auf die Interaktion der Diskussionsteilnehmer, wie etwa die interaktive Dichte, Bezugnahme und Unterbrechungen. Diese interaktiven Passagen werden wie zuvor beschrieben als Fokussierungsmetaphern bezeichnet und weisen auf kollektive Erfahrungsräume hin (Bohnsack, Marotzki & Meuser, 2010). Intensität im Gespräch kann sich auch durch lange Pausen, Sprachstilwechsel oder ausführliche Themenbehandlung manifestieren. Jedenfalls sollen diese Kriterien das Relevanzsystem der Beforschten herausarbeitbar machen. Neben den formalen Kriterien können Passagen anhand inhaltlicher Merkmale ausgewählt werden, die für die

Forschungsfragen relevant sind und das Erkenntnisinteresse in der Relevanzstruktur der Forschenden betreffen (Przyborski, 2004, S.53).

TRANSKRIPTION

Ausgewählte Passagen werden durch Transkription für die Analyse aufbereitet. Für diese Arbeit habe ich das Transkriptionssystem TiQ (Talk in Qualitative Social Research) herangezogen, das von Przyborski und Wohlrab-Sahr (2021) für die Analyse von Gruppendiskussionen empfohlen wird. TiQ wurde im Rahmen der Entwicklung der dokumentarischen Methode entstanden und seither angepasst worden. Es handelt sich um ein relativ leicht zu erlernendes und mittelmäßig detailreiches System, das mir der Anwendung in einer Masterarbeit zu einem nicht-sprachwissenschaftlichen Thema angemessen erscheint.

Grundsätzlich gelten einige Differenzen zur üblichen Rechtschreibung. So wird etwa die Groß- und Kleinschreibung nicht an Satzzeichen orientiert, da etwa Punkten und Fragezeichen in diesem Kontext andere Bedeutungen zugeschrieben werden (siehe Tabelle 2). Großgeschrieben werden nur Nomen oder neuangesetzte Äußerungen. Um die Charakteristika einer Gruppendiskussion besser abzubilden, gibt es eine Reihe an Zeichen, die parasprachliche und dynamische Phänomene mitdokumentieren soll. Im Folgenden habe ich die Zeichenerläuterung von Przyborski und Wohlrab-Sahr (2021) teilweise leicht gekürzt übernommen.

TABELLE 2: ZEICHENERLÄUTERUNG (PRZYBORSKI & WOHLRAB-SAHR, 2021)

	Das „Häkchen“ markiert den Beginn einer Überlappung bzw. den direkten Anschluss beim Sprecherwechsel.
(.)	kurzes Absetzen, Zeiteinheiten bis knapp unter einer Sekunde
(3)	Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert. Ab 4 Sekunden Pause erfolgt die Notation in einer Extrazeile. Auf diese Weise wird beim Lesen des Transkripts das Schweigen allen an der Interaktion Beteiligten zugeordnet.
<u>nein</u>	Betonung
nein	laut in Relation zur üblichen Lautstärke der <u>s</u> Sprecher in
°nee°	sehr leise in Relation zur üblichen Lautstärke des <u>r</u> Sprecher in
.	stark sinkende Intonation
;	schwach sinkende Intonation
?	stark steigende Intonation
,	schwach steigende Intonation
brau-	Abbruch eines Wortes
Oh=nee	Wortverschleifung (mehrere Wörter werden wie eines gesprochen)
nei:n ja:::	Dehnung von Lauten (Häufigkeit der Doppelpunkte entspricht der Länge)
(doch)	Unsicherheit bei der Transkription und schwer verständliche Äußerungen
(unv.)	Unverständliche Äußerungen. Die Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der unverständlichen Äußerungen

((hustet))	Anmerkungen zu parasprachlichen, nichtverbalen oder gesprächsexternen Ereignissen. Soweit das möglich ist, entspricht die Länge der Klammer etwa der Dauer des lautlichen Phänomens.
@nein@	lachend gesprochene Äußerungen
@(.)@	kurzes Auflachen
@(3)@	längeres Lachen mit Anzahl der Sekunden in Klammern
//mhm/	Hörersignale, „mhm“ der Interviewerin werden ohne Häkchen im Text des Interviewten notiert, vor allem, wenn sie in einer minimalen Pause, die ein derartiges Hörerinnensignal geradezu erfordert, erfolgen.

FORMULIERENDE INTERPRETATION

Die formulierende Interpretation stellt den ersten Schritt der tatsächlichen Analyse dar. Hier wird der immanente Sinngehalt, also der kommunikativ-generalisierte Sinn, in einer klaren und verständlichen Sprache eingefangen und eine thematische Feingliederung vorgenommen. Dabei werden nicht nur die inhaltlichen Aspekte paraphrasiert, sondern auch die Sprache der Forschungsteilnehmer in die der_s Forscher_in übersetzt (Przyborski, 2004). Nachdem ein übergreifendes Thema der Passage festgelegt wurde, wird sie entlang der Abfolge und Struktur der Diskussion in Ober- und Unterthemen feingegliedert. Die forschende Person hält für jede Unterteilung fest, was sie als den manifesten Sinngehalt des Gruppengesprächs ansieht (Przyborski, 2004). Diese Ebene des Sinngehaltes wird im nächsten Interpretationsschritt keine Rolle mehr spielen und kann durch die Unterscheidung analytisch getrennt werden.

Diese Übersetzung in die Sprache der_s Forscher_in ermöglicht eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit über das inhaltliche Textverständnis. Trotz dieser ersten Deutung ist es wichtig, sich dabei möglichst innerhalb des Relevanzsystems der Gruppe zu bewegen (Bohnsack, 2010, S. 34). Falls Stellen vermutlich erst im Kontext der reflektierenden Interpretation verständlich werden, kann auch direkt zitiert werden (Przyborski, 2004, S. 55).

TABELLE 3: GLIEDERUNG IN OBER- UND UNTERTHEMEN

OT 1-30	<i>Ablauf</i>
UT : 01-10	<u>anonymisierte Aufnahme</u>
UUT: 01-02	wie angekündigt wird aufgenommen
UUT: 03-07	anonymisiert heißt, dass nichts auf die Personen rückführbar ist
UUT: 08	das Gesagte wird teilweise transkribiert und in die MA aufgenommen
UUT: 09-10	es wird mitgeschrieben
UT: 11-22	<u>offenes Gesprächsformat indem Teilnehmende sich austauschen</u>
UT: 23-26	<u>es wird angeboten, sich Versorgung und Pausen zu nehmen</u>
OT: 27-51	<i>Thematisch geht es darum, wie Leute zu Neurodiversitätskonzeptionen kommen</i>
UT: 26-30	<u>Die Interviewerin interessiert sich für das Erleben von Neurodivergenz</u>
UT: 31-33	<u>Leute können sich in Videos wiedererkennen und diese können eingebracht werden</u>
UT: 34-42	<u>Alle Erfahrungen, Situationen und Beispiele zum Thema sind von Interesse</u>
UT: 43-51	<u>die Forschungsfrage ist sehr allgemein und das Interesse sehr global</u>

TABELLE 4: DETAILLIERTE FORMULIERENDE INTERPRETATION

UT 10-20 offenes Gesprächsformat indem Teilnehmende sich austauschen /die Interviewerin nimmt sich zurück weil es um das Erleben der Teilnehmenden geht
Es ist zuerst unklar, inwieweit die Interviewerin am Gespräch teilnehmen wird. Vorrangig soll es ein Gespräch zwischen den Teilnehmenden ohne der Interviewerin sein, da es um deren Erlebnisse mit dem Thema Neurodivergenz gehen soll. Zu Beginn wird ein Einstieg bereitgestellt, danach werden Fragen bis zum Schluss aufgehoben. So ein Format kann ungewohnt sein, wenn es zuvor noch nicht erlebt wurde.

REFLEKTIERENDE INTERPRETATION

Die reflektierende Interpretation rekonstruiert den dokumentarischen Sinngehalt, indem sie das gemeinsame, auf konjunktiven, handlungspraktischen Orientierungen basierende Verständnis der Beforschten expliziert. Przyborski (2004, S. 55) schlägt hier einige Fragen vor, die sich Interpretierende stellen sollen:

- Was wird über den Fall gezeigt?
- Welche Bestrebungen und Abgrenzungen sind in den Äußerungen und Diskursbewegungen impliziert?
- Welches Prinzip oder welcher Sinngehalt kann eine solche Äußerung motivieren oder hervorbringen?

Personen mit gemeinsamen Orientierungen beziehen sich unvermittelt und selbstverständlich auf deren kollektiven Erfahrungsraum. Sie verstehen einander ohne den Schritt einer Interpretation, wie er von Forschenden und Menschen ohne diesem Erleben vollzogen wird.

Die Grundlage dieses Verstehens ist Gegenstand der reflektierenden Interpretation, ihr verstehendes Erklären das Ziel der Analyse.

Sinnmuster wiederholen sich homolog in verschiedenen (Sprech-)Handlungen, einschließlich der Darstellungen der Handlungen, und verbinden diese (Przborsky & Wohlrab-Sahr, 2021). Aus gleichen Handlungsorientierungen ergeben sich strukturidentische, wenn auch inhaltlich verschiedene Handlungen (Przyborski & Slunecko, 2020, S. 546). Es ist daher wichtig zu betrachten, wie die Diskussionsteilnehmenden interaktiv aufeinander Bezug nehmen und miteinander sprechen. Homologien sind beispielsweise in der Metaphorik von Erzählungen und Beschreibungen sowie in performativen Inszenierungen vorhanden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021). Bohnsack nennt die wechselseitige Bezugnahme der Teilnehmenden, in der sich deren konjunktiver Erfahrungsraum empirisch abbildet *Diskursorganisation* (ebd.).

Um mehrere Äußerungen als Ausdruck desselben zugrunde liegenden Sinns zu verstehen, helfen verschiedene Textanalysewerkzeuge wie die Textsortentrennung oder das Benennen von Diskursbewegungen. Der Dokumentsinn fällt dabei nicht mit der thematischen Struktur zusammen, lässt sich jedoch über sie erarbeiten. Für die Rekonstruktion des Dokumentsinns hat es sich als hilfreich erwiesen, die stillschweigenden Wissensbestände zur Diskursorganisation explizit zu machen. Das Wissen über Kommunikationstypen, sprachliche Gattungen und Textsorten ist praktisch und implizit. Die alltägliche Verständigung unter Menschen würde jedoch ohne dieses Wissen nicht funktionieren. Zunächst kann auf formaler Ebene zwischen verschiedenen Textsorten wie etwa Beschreibung, Erzählung und Argumentation unterschieden werden. Das für die Analyse interessante atheoretische, konjunktive Wissen zeigt sich besonders gut in spontanen Erzählungen sowie in Beschreibungen. Argumentative Textstellen sind dem Erleben ferner und sorgen für Distanz (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021).

Eine Interpretationstechnik besteht darin, einzelne Orientierungskomponenten zu suchen, die als sich gegenseitig begrenzende Horizonte bezeichnet werden (Przyborski & Slunecko, 2020). Die Suche nach positiven und negativen Horizonten und Enaktierungspotentialen im Diskurs zeigt den Rahmen der kollektiven Orientierung auf. Ein *positiver Horizont* beschreibt hier die angestrebten Ideale einer Gruppe innerhalb eines Sinnzusammenhangs. Diese kollektiven Bestrebungen haben jedoch auch immer Grenzen. Es gibt Orientierungen, von denen sich die Gruppe abgrenzt, welche demnach als *negative Gegenhorizonte* bezeichnet werden. Für eine Interpretation kann auch interessant sein, zu berücksichtigen, ob sich ein positiver Horizont in einer Erzählung oder Argumentation äußert. Es können Widersprüche zwischen Erzählung und Argumentation bezüglich des Orientierungsgehalts auftreten, die unter Einbezug der

unterschiedlichen Textsorten neue Erkenntnisse anbieten. Argumentationen sind in der Regel sachlicher als Erzählungen und dienen stärker der öffentlichen Präsentation und Rechtfertigung (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021).

Wenn negative Horizonte auftreten, ohne dass ein positives Bestreben vorstellbar ist, wird dies als *Krise* bezeichnet. Die Möglichkeit nach den eigenen Bestrebungen zu handeln, nennt man in der dokumentarischen Methode das Enaktierungspotenzial. Wenn der Horizont so stark von einem negativen Gegenhorizont beschränkt ist, dass kein *Enaktierungspotential* vorhanden ist, entsteht ein *Orientierungsdilemma* (Przyborski, 2004, S. 56). Wird in einer konkreten Passage ein Orientierungsrahmen identifiziert, wird im selben Diskurs nach weiteren gesucht und der ursprüngliche bestätigt. Dafür sind zumeist mehrere Fälle notwendig, die den Orientierungsrahmen auf eine abstraktere Ebene heben (Przyborski & Slunecko, 2020).

Die Suche nach begrenzenden Strukturmerkmalen wird durch eine sequenzielle Diskursanalyse ergänzt. Die Diskursorganisation wird in der Reihenfolge, wie Äußerungen im Gespräch auftreten, betrachtet und anhand ihrer einzelnen Diskursbewegungen analysiert (Przyborski, 2004). Schritt für Schritt soll dabei nachempfunden werden, wodurch eine Äußerungseinheit sinnvoll auf eine andere folgt. Die Signifikanz und Funktion einer Äußerung kann erst durch einen Dreischritt erfasst werden. Die Reaktion auf die Reaktion bestätigt, dass die Äußerung von Gruppenmitgliedern als passend im Sinne einer geteilten Erfahrung erscheint. Der dritte Interaktionszug muss dabei klären, inwiefern es sich um eine kollektive Orientierung handelt und die betrachtete Passage durch eine Form der Konklusion beenden (Przyborski, 2004).

Die dokumentarische Methode vollzieht diesen interaktiven Dreischritt mithilfe eines spezifischen Begriffsinventar. So können einzelne Äußerungseinheiten kategorisiert werden.

TABELLE 5: BEGRIFFSINVENTAR DER DISKURSOrganISATION NACH PRZYBORSKI (2004)

Proposition	Ein erstmaliges Aufwerfen eines Orientierungsgehalts. Dabei wird ein neues Thema eingeführt und ein Horizont angedeutet.
Validierung	Bestätigung einer aufgeworfenen Orientierung durch wörtliche Zustimmung oder durch wiederholtes Aufgreifen von Orientierungsgehalten.
Ratifizierung	Bestätigung des Gehörten durch Hörer_innensignale. Das Gesagte wurde verstanden, doch eine Validierung des inhaltlichen Sinngehalts steht aus.
Elaboration	Aus- und Weiterbearbeitung einer Orientierung. Es kann ein negativer Gegenhorizont aufgeworfen oder ein positiver Horizont klarer dargestellt werden. Eine Elaboration trägt somit zur Verdeutlichung der Orientierung

	bei. Die Form kann entweder argumentativ oder durch Beispiele anhand von Erzählungen oder Beschreibungen veranschaulichend wirken.
Differenzierung	Modifizierung des Orientierungsgehalts, in der die Grenzen des Horizonts bearbeitet werden. Dies geschieht nicht in Form eines negativen Gegenhorizonts, sondern durch Ausklammerung einzelner Aspekte oder Einschränkung von Reichweite oder Relevanz.
Antithese	Verneinung einer Proposition oder Aufstellung eines gegensätzlichen Horizonts.
Opposition	Ebenso eine Verneinung einer Proposition. Unterschiede zwischen Antithese und Opposition zeigen sich erst im dritten Interaktionsschritt im Zuge der Konklusion.
Synthese	Liegt vor, wenn im Verlauf des Dreischritts eine gemeinsame Basis zwischen Proposition und Antithese gefunden wird. Eine kollektive Grundorientierung ist gegeben.
Konklusion	Ende eines Themas, der Orientierungsgehalt wurde abschließend dargelegt. Konklusionen lassen sich an ihrer Performanz (Wiederholungen, längere Pausen, etc.) als Abschluss erkennen. Echte Schlüsse schließen Orientierungen einvernehmlich ab. Sie synthetisieren, validieren und verallgemeinern die Orientierung. Rituelle Schlüsse hingegen lösen nach oppositioneller Bezugnahme einen Themenwechsel aus. Zwischenkonklusionen hingegen wirken wie Beendigungssequenzen, das Thema wird jedoch weiterhin (vielleicht aus einer anderen Perspektive) bearbeitet.
Transposition	Konklusionen, die gleichzeitig ein neues Thema aufwerfen. Der Abschluss beinhaltet eine Proposition im selben Orientierungsrahmen wie die vorherige.

Diskursorganisationen können ganzheitlich in fünf Modi kategorisiert werden: der parallele, der antithetische, der oppositionelle, der univoke und der divergente Modus (urspr. Bohnsack 1989; Przyborski 2004). Przyborski (2004) unterscheidet dabei zwei grundlegenden Kategorien von Diskursmodi, je nachdem, ob ein gemeinsamer Orientierungsrahmen vorliegt. Wenn dem so ist, handelt es sich um inkludierende Modi, die parallel, antithetisch oder univok organisiert sein können. Nichtgeteilte Erfahrungen werden als exkludierende Modi bezeichnet, wobei sich im Detail zwischen oppositioneller und divergenter Organisation differenzieren lässt.

In inkludierenden Modi werden folglich gemeinsame Orientierungen ausgedrückt. Wenn sich in einer Gruppendiskussion Geschichten auseinander ergeben, entsteht kein Zweifel daran, ob diese Abfolge sinnvoll ist. Dabei geht es in der Regel um das Gemeinsame dieser Erzählungen, während die einzelne Geschichte weniger relevant ist. In der Dokumentarischen Methode wird dieser Diskursmodus als parallel organisiert bezeichnet. Es wird immer wieder derselbe Inhalt

ausgedrückt. In anderen Gesprächen wird widersprüchlich diskutiert. Schließlich kann es gelingen, ein Statement zu formulieren, mit dem man zufrieden ist. Dadurch stellt sich ein Gefühl des Verstandenwerdens ein und man kann sich einem anderen Thema zuwenden. Dieser Modus der Diskursorganisation wird als antithetisch bezeichnet. Hierbei werden widersprüchliche Orientierungsgehalte in einer abschließenden Synthese zu einem Orientierungsrahmen zusammengeführt.

Auf der anderen Seite kommen in exkludierenden Modi unterschiedliche, unvereinbare Orientierungen zum Ausdruck (Przyborski, 2004). Ein oppositioneller Diskurs entsteht, wenn Aussagen und Gegenargumente abwechseln, ohne, dass die Diskutierenden Erfahrungsräume teilen, anhand derer sie ihre Orientierungen zusammenführen könnten. Bohnsack und Schäffer (2001) sprechen dabei von „Rahmeninkongruenzen“ (S. 237). Inkongruenzen können verborgene Machtstrukturen und das Aushandeln von Machtpositionen sichtbar machen. Einander widersprechende Orientierungskomponenten führen also nicht, wie beim antithetischen Modus, zu einer Synthese, sondern zu sogenannten „rituellen Konklusionen“, in denen Themen behandelt werden, ohne sich direkt auf sie zu beziehen. In rituellen Konklusionen findet sich oft ein Wechsel in die Metaebene. Eine sogenannte „Metarahmung“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 378) löst widersprüchliche Orientierungen auf, indem sie sie in einer dritten Orientierung zusammenführt. Oft sind dies allgemeine Floskeln, die für die Beteiligten keine unmittelbare Bedeutung haben, wie beispielsweise "jeder hat eine andere Meinung" oder "gut, dass wir nicht alles wissen" (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 378). Ein weiteres Beispiel wäre die Metakommunikation, bei der ein Gespräch über das Gespräch selbst stattfindet, indem etwa festgestellt wird, dass der Inhalt der Gesprächssequenz nicht relevant sei, oder indem dazu aufgefordert wird, neue Themen einzubringen oder das alte abzuschließen. Ein weiterer exkludierender Modus wird als divergent beschrieben. Die Unterschiede in den Erfahrungsräumen sind hier weniger offensichtlich als im oppositionellen Modus. Auf den ersten Blick scheint der Diskurs kooperativ zu sein oder es wird nach der besseren Informiertheit gefragt (Bohnsack & Przyborski, 2010). Divergenzen ähneln Validierungen oder Differenzen, unterscheiden sich jedoch durch einen widersprüchlichen Rahmen der Orientierung. Sie treten oft nach dem Muster "ja, aber..." auf, wobei das Thema der Proposition in einen anderen Orientierungsrahmen gestellt wird. Es ist wichtig zu beachten, dass die Diskursteilnehmer selbst oft nicht erkennen, dass sie an diesen Gesprächsstellen aneinander vorbeireden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021).

EMPIRISCHER TEIL

Der folgende Abschnitt dieser Arbeit bildet das Herzstück dieser Arbeit. Es geht um das konkrete empirische Material und dessen Analyse. Zu Beginn zeichne ich den Zugang zum Feld und meine Samplingstrategie nach. Darauf folgen die Falldarstellungen, wobei die Gruppen vorerst getrennt mit Beschreibungen, interpretierten Sequenzen und fallinternen Vergleichen präsentiert werden. Die vier entstandenen Gruppen werden also jeweils kurz vorgestellt, um Kontext und Entstehungszusammenhang der Gespräche nachvollziehbar zu machen. Je Gruppendiskussion folgen dann zwei bis drei Passagen, die zur Analyse herangezogen wurden und eine fallinterne Komparation in den Zusammenfassungen. Die fallübergreifende komparative Analyse findet gemeinsam mit sinngenetischen Fährten in einem separaten Kapitel anschließend an die gruppeninternen Interpretationen Platz. Die Gruppen werden in chronologischer Reihenfolge vorgestellt, wie sie zwischen Dezember 2023 und Februar 2024 stattgefunden haben. Da es sich um ein Zusammentreffen von sehr umfangreichem und gehaltvollem Material mit begrenzten Forschungsressourcen handelt, konnte nicht jeder Spur im Material gefolgt und auch nicht jede Nuance beleuchtet werden. Die Passagenauswahl folgte thematischen und formalen Gesichtspunkten und soll sowohl die Dynamik der jeweiligen Gruppe als auch den Orientierungsrahmen verstehbar machen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021).

Wie im vorangegangenen Kapitel deutlich wurde, gliedert sich eine empirische Analyse nach der Dokumentarischen Methode in mehrere Schritte: Thematischen Verlauf, formulierende, reflektierende und komparative Interpretation. Diese Abfolge habe ich während der Forschungsarbeit aus sich abwechselnden Phasen der Erhebung, Transkription und Interpretation weitestgehend befolgt. Im Sinne der guten Lesbarkeit habe ich die Arbeitsschritte in der Arbeit fusioniert. So finden sich in den präsentierten Passagen Darstellungen, die sich aus formulierender und reflektierender Interpretation speisen. Gemeinsam mit den jeweiligen Transkriptbausteinen soll auf diese Weise eine nachvollziehbare und gut lesbare empirische Analyse präsentiert werden. Um das methodische Vorgehen in seiner präzisen und konkreten Abfolge trotzdem zugänglich zu machen, findet sich beispielhaft die Interpretation einer Passage mit thematischem Verlauf der Gruppe, formulierender und reflektierender Interpretation im Anhang.

FELDZUGANG

Die Umstände, unter denen aktuelle Diskurse über Neurodiversität und Praktiken der Selbstdiagnose entstehen, sollten durch die Auswertung mehrerer Gesprächsrunden mit der Methode der Gruppendiskussion beleuchtet werden. Bereits bei der Auswahl der Gruppenmitglieder spielte die Auseinandersetzung mit Erfahrungshomologien eine wichtige Rolle. So wurden im Rahmen der vorliegenden Arbeit neben Realgruppen auch Personen aufgrund ähnlicher Diagnosevermutungen oder Erfahrungen in Selbsthilfegruppen eingeladen, über ihr Erleben ins Gespräch zu kommen. Grundsätzlich kamen alle Personen in Frage, die sich mit Neurodivergenz oder Neurodiversität im Kontext von Social Media auseinandersetzen. Die Auswahl der Personen für die Gruppen erfolgte somit anhand spezifischer, vorab festgelegter Kriterien, womit der erste Schritt eines theoretischen Samplings vollzogen wurde (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 181). Darüber hinaus musste auf impliziter Ebene die Art meines Aufrufs bei den Teilnehmenden resonieren. Die Teilnehmenden reagierten schließlich auf meinen Aufruf und die Gestaltung meines Anschreibens. Dieser erreichte sie vor allem über die Story-Funktion der Plattform Instagram, wo ich den Aufruf mit etwas mehr Text zusätzlich als Post auf meinem privaten Profil veröffentlichte und an Selbsthilfegruppenprofile weiterleitete. Außerdem habe ich den Aufruf ausgedruckt und an der Universität ausgehängt.

Ansatzpunkte für eine Beteiligung können neben dem Thema Neurodivergenz und dem Kontext Social Media auch Ästhetik, Anspielungen auf bestimmte Videoformate (z.B. 5 Signs You're Probably Autistic in Abb. 2) oder Bezüge zu Queerness und Lebensweltforschung sein. Meine daraus resultierende Positionierung als Forscherin soll als Manöverkritik reflexiv in die Zusammenfassung der Ergebnisse einfließen.

Der angestrebte Prozess des theoretischen Samplings konnte jedoch nicht über den ersten Schritt hinaus umgesetzt werden. Für einen zirkulären Forschungsprozess, der sich an der empirischen Theoriebildung orientiert, fehlten die zeitlichen Ressourcen. Bei einem solchen Verfahren würden weitere Teilnehmende gesucht, die die aufgestellten Theorien durch minimale oder maximale Konstatierungen erweitern, sowie deren Grenzen erfassen (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 184). Der erste Schritt des theoretischen Samplings wurde daher in dieser Arbeit um eine Komponente ergänzt, die sich am Prinzip des „Snowball Sampling“ orientiert (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 184). Dabei wurden weitere

Personen von den Teilnehmenden vorgeschlagen bzw. die Teilnehmenden aktiv aufgefordert, weitere Personen zur Diskussion mitzubringen.



ABBILDUNG 2: ANSCHREIBEN ALS POST AUF INSTAGRAM

Die Samplingstrategie erwies sich in dieser Form als erfolgreich und förderlich für den Prozess der Gruppendiskussion. Es meldeten sich schnell mehrere Personen, die Interesse an meinem Forschungsprojekt bekundeten. Im Dezember 2023 fanden dann drei und im Februar 2024 eine vierte Gesprächsrunde statt. In drei von vier Fällen entstanden die Gruppen dadurch, dass sich eine Person auf den Aufruf meldete und dann Personen aus ihrem Umfeld mitbrachte. Da sich auf diese Weise die meisten Teilnehmenden untereinander kannten und zum Teil auch befreundet waren, konnte davon ausgegangen werden, dass sie als natürliche Gruppe über „hinreichend lebensweltliche Hintergründe und Erfahrungen“ (Loos & Schäffer, 2001) verfügten, um in ein selbstläufiges Gespräch zu kommen. Zwei weitere Gruppen in Graz und Wien, die ich aufgrund ihrer Selbsthilfe- und Aktivismustätigkeit angeschrieben hatte, waren in Planungen, ließen sich jedoch schlussendlich nicht umsetzen.

Alle vier geführten Diskussionen fanden dann auch Eingang in die Analyse. Ich benannte sie im Planungsprozess nach Textilstoffen: Baumwolle, Tüll, Filz und Cord. Vorab kommunizierte

ich den Teilnehmenden neben Zeit und Ort auch das Vorgehen mit Aufnahme und Anonymisierung. Zusätzlich verschickte ich Bilder von den Räumlichkeiten, klärte über Ess- und Trinkmöglichkeiten auf und ermutigte die Teilnehmenden, Gegenstände mitzubringen oder Wünsche an mich zu richten, die ein Wohlfühlen während des Gesprächs begünstigen.

FALLDARSTELLUNGEN

GRUPPE BAUMWOLLE

Die Gruppe Baumwolle wurde von mir künstlich zusammengestellt, nachdem sich jene drei Personen via der Social Media Plattform Instagram auf meinen Aufruf gemeldet hatten. Da sie alle ADHS als wichtige Thematik angaben, war für mich ein gemeinsamer Erfahrungsraum anzunehmen, der eine Zusammenstellung dieser Gruppe nahelegte. Im Vorfeld hatte ich bei allen dreien nachgefragt, ob sie auch Freund_innen im Umkreis hätten, mit denen sie manchmal über das Thema Neurodiversität sprechen würden, woraufhin alle drei meinten, so schnell keine Personen parat zu haben und auch gerne mit zuvor unbekannten Menschen sprechen würden.

Zwei Teilnehmerinnen kannten sich und mich bereits aus dem erweiterten privaten Umfeld, wir pflegten jedoch im Zeitrahmen vor und rund um die Diskussion keinen regelmäßigen Kontakt. Ich nenne sie hier Ronja und Alea. Ronja möchte mit dem Pronomen sie beschrieben werden, ist zum Zeitpunkt der Erhebung Anfang zwanzig, hatte bereits im Sozialbereich gearbeitet und war aktuell künstlerisch tätig. Auch Alea benützt sie/ihr Pronomen und erzählt von ihrer Arbeit im Sozialbereich. Sie ist Mitte zwanzig und arbeitet nach ihrem Studium an einer Schule, wo sie viel mit Kindern mit Autismus-Spektrum-Störung zu tun hat. Die dritte Person – als Oskar bezeichnet – war mit den anderen Personen vor dem Gruppentermin nicht vertraut. Ihn hatte die Ausschreibung über eine Person aus meinem Masterarbeitsseminar erreicht, welche meinen Instagram-Beitrag geteilt hatte. Über die Nachrichtenfunktion auf Instagram hatten wir uns auch anfangs ausgetauscht. Hinsichtlich seiner Beschäftigung bleibt er eher vage, gibt an, studiert zu haben, an der Uni eingeschrieben zu sein und selbstständig zu arbeiten. Für Oskar passen er/ihm Pronomen und er ist zum Zeitpunkt des Gesprächs Anfang 30.

Die Gruppendiskussion mit Ronja, Alea und Oskar fand am 13. Dezember 2023 abends in den Räumlichkeiten der politischen Gruppe und Studienrichtungsvertretung KRIPS an der Fakultät für Psychologie statt. Der Raum ist mit einem Ecksofa ausgestattet und mit vielen Plakaten bunt gestaltet. Im Vorhinein hatte ich den Gruppenteilnehmenden die Rahmenbedingungen des Settings beschrieben und auch ein Foto des Raums mitgeschickt. Auf Anregung einer Neurodivergenz-Selbsthilfegruppe hatte ich darauf hingewiesen, dass gerne Gegenstände mitgebracht werden können, die den Personen gut täten wie beispielsweise noise-canceling Kopfhörer, Sonnenbrillen oder fidget toys. Als die drei Teilnehmenden sich am Sofa eingefunden hatten, wurde noch die Lichtsituation nach ihren Wünschen eingerichtet, Getränke und kleine Snacks verteilt. Nach dieser Klärung und kurzem Smalltalk erklärte ich nochmals die Rahmenbedingungen bezüglich Tonaufnahme und selbstgesetzter Zeit für Anfang, Pausen

und Ende. Mit Einverständnis aller Anwesenden startete ich die Aufnahmegeräte und begann das Gespräch mit meinen Eingangsfragen einzuleiten. Dafür hatte ich einige Stichpunkte aus einem zuvor vorformulierten Text hervorgestrichen und mit meinem Blickkontakt immer wieder zwischen den drei Teilnehmenden und meiner Mappe mit Stichpunkten und Mitschriftsblättern gewechselt. Nachdem zwei kurze Nachfragen an mich gerichtet wurden, unterhielten sich Oskar, Ronja und Alea zwei Stunden und 17 Minuten lang selbstläufig. Dann brachte Alea die Frage auf, ob die Gruppe einen Abschluss finden könnte, weil sie bald schlafen gehen wollte. Nach der Klärung innerhalb der Gruppe stellte ich noch zwei Nachfragen, die von den Teilnehmenden im Zeitraum einer halben Stunde einzeln und hintereinander beantwortet wurden. Als die Aufnahmegeräte nach 2 Stunden und 50 Minuten abgedreht wurden, wurde während des Zusammenpackens noch über das Gespräch reflektiert. Alle drei Teilnehmenden gaben an, die Atmosphäre sehr angenehm und den Austausch sehr anregend empfunden zu haben. Es täte wirklich gut, sich mit Menschen ähnlichen Erlebens auszutauschen.

Da die Gruppe Baumwolle sowohl meine erste Gruppendiskussion als auch eine künstlich zusammengestellte Konstellation war, hatte ich im Vorhinein Bedenken, ob sich ein genügend interaktives Gespräch ergeben würde, ob ich es schaffen würde, Selbstläufigkeit zu begünstigen. Dementsprechend überraschte und entspannte mich der direkte Einstieg und die interessierte Interaktion. Trotzdem musste ich einige Male den Impuls unterdrücken im Sinne einer gerechten Verteilung der Redezeit eine moderierende Position einzunehmen, da Oskar viel Raum einnahm, Ronja auch viel redete und Alea oft erst in Pausen auf all das Gesagte Bezug nahm. Doch gerade in diesen Gesprächsdynamiken kann sich Relevantes für die Analyse dokumentieren. Mir und auch den Diskutierenden half die räumliche Aufteilung, dass sie drei auf dem Sofa saßen, während ich mich auf einem Stuhl auf der anderen Seite des runden Tisches platzierte. Thematisch brachten die Teilnehmenden dieser Gruppe viele Punkte auf, mit denen ich mich bereits im Vorfeld auseinandergesetzt hatte.

Gruppe Baumwolle am 13.12.2023 – *Passage Einstieg*

Timecode: 0:00:00-0:24:02 (Dauer 24:02 Minuten)

Teilnehmende: **Y:** Diskussionseinladende Hannah Plachel, **O:** Oskar (er), **R:** Ronja (sie), **A:** Alea (sie)

Transkription: Hannah Plachel unter Verwendung von MAXQDA

- 21 Y: LJa (.) ich geb euch nen Schubser am Anfang aber es
22 is sehr offn? äh das kann auch ungewohnt sein äh:: genau (.) ich würds (.) mit (.)
23 falls=ihr=mal=ne Pause machen wollt (1) so machen dass ihr das einfach sagt (.) also
24 wenn ihr merkt so boah (.) mal kurz lüftn mal kurz Klo gehn=oder=so (.) dann einfach
25 Bescheid geben ich werd das nicht anleiten aber wenn ihrs braucht dann nimmt es euch
26 (1) genau und sonst (1) könnt ihr dazwischn auch gern (.) snacken oder was trinken
27 genau (1) voll (5) gu::t dann schau=wir=mal (2) ihr wisst ja auch (.) aus dem Posting
28 auf das ihr euch alle drei gemeldet habt ä::hm dass es so um Neurodiversität geht äh
29 weil ich mich einfach sehr dafür interessier wie Leute das so: (.) erleben und ähm auch
30 grade so wie Menschen den Begriff neurodivergen-Neurodiversität für sich (.)
31 entdecken verwenden (.) und sich einfach so damit tun (.) äh genau und mich interssiert
32 besonders wie Leute dazu kommen (.) also (.) äh wo sie sich vielleicht wiedererkennen
33 drin ä:hm mag das eben auch ein ein Video sein dass dass man vielleicht auf Social
34 Media gesehen hat da hab ich euch ja auch gebeten (.) was mitzubringen da schauen wir
35 einfach ob das irgendwann (.) relevant wird wenn ihr sagts ahja jetzt denk ich dran dann
36 könnt ihr das gerne (.) einbringen; ähm ihr könnt aber einfach am Anfang auch mal ganz
37 (.) frei drauf=los °quasseln° (1) genau (1) und ja mich interessiert wirklich (.) alles was
38 ihr dazu zu sagen habts zum Thema Neurodivergenz und Neurodiversität und wie das
39 so für euch ganz persönlich auch so war und ist ä::hm (1) wie ihr dazu gefunden habt
40 und wie ihr das vielleicht auch im Alltag für euch verwendet ihr könnt da ur gern auch
41 so:: konkrete Erlebnisse erzä:hln irgendwelche Erfahrungen die ihr so gemacht habt
42 Beispiele bringen Situationen in denen das irgendwie für euch relevant is, genau (1) ähm
43 (1) voll und wie gesagt es geht irgendwie darum dass ihr euch ausauscht ähm u:nd ich
44 werd mal zuhörn; später vielleicht Fragn stelln ähm genau (.) wie ist das so bei euch?
45 haut mal los wie ist das mit Neurodivergenz bei euch so?
- 46 A: (.) Kannst du uns oder willst du uns vorher noch die Fragestellung für deine Arbeit
47 sagen, oder was das Thema is, oder würde uns das biasn, °wenn du uns das sagst?°
- 48 Y: Ä:hm ne meine also meine Frage is wirklich wie erleben Menschen (.) Neuro (.)
49 divergenz; ähm das is auch sehr offen und ändert sich immer wieder (1) genau abe:r ich
50 A: L@okay@

- 51 Y: kann euch auch voll voll gern nachher nochmal ähm (1) was Genauerer dazu erzählen
 52 aber jetzt würeds mich sehr global intressiern wie ihr euch damit tut;
 53 A: (4) auf uns bezogn oder (.) aufs Ganze bezogn?
 54 Y: Alles was euch °dazu einfällt°

Als Diskussionseinladende beende ich meine Einleitung hinsichtlich Rahmenbedingungen und Forschungsinteresse mit einer betont offenen, vagen Frage. Die Mischung aus „haut raus“ und „legt los“ (Z. 45) zeigt auf, dass ich auf spontane Assoziationen abziele. Ich bemühe mich um eine lockere, dem natürlichen Gespräch nahe Atmosphäre. Die drei Gesprächspartner_innen sollen nicht viel nachdenken, sondern möglichst direkt auf den Einstiegsstimulus eingehen. Ich proponiere Forschung als ergebnisoffenes Gespräch. Alea widersetzt sich dieser Aufforderung, indem sie nach klareren Richtlinien, nach einer konkreten „Fragestellung“ (Z. 46) verlangt. Sie möchte wissen, was mein *eigentliches* Interesse ist, kauft mir die Vagheit meiner Forschung und meine Fremdheit dem Feld gegenüber nicht ab. Dieses Misstrauen erklärt sie sich in der eigenen Äußerung durch eine mögliche Verzerrung, die ich als Forschende wahrscheinlich zugunsten unverfälschter Ergebnisse verhindern möchte. Ich als Forschende verfüge über das Ausmaß, in welchem die Gruppenmitglieder Einsicht in die Masterarbeit erhalten, was unsere hierarchische Ungleichheit in diesem Forschungskontext hervorhebt. Daraufhin wiederhole ich mein allgemeines Interesse am Erleben von Neurodivergenz, das ich „wirklich“ (Z. 48), also ehrlich, ohne zugrundeliegende Absicht, habe. Ich ergänze aber die Offenheit und Prozesshaftigkeit meiner Fragestellung als differenzierende Elaboration des Forschungskontexts. Die Vagheit als Gestaltungselement des Eingangsstimulus sollte grundsätzlich Offenheit und ehrliches Interesse an einer Aufklärung durch die Diskussionsteilnehmenden vermitteln, kann allerdings für Teilnehmende ungewohnt sein (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 94). Alea signalisiert durch ihr „@okay@“ zwar erstmal auf kommunikativer Ebene eine Validierung, schränkt diese jedoch durch ihr Lachen ein. Daraufhin füge ich hinzu, dass ich „auch voll voll gern nachher nochmal ähm (1) was Genauerer dazu erzählen [kann] aber jetzt würeds mich sehr global intressiern“ (Z. 51-52). Damit nehme ich die Unklarheiten bezüglich Forschungsfragen an, verschiebe sie jedoch auf nach dem Gespräch. Damit unterstütze ich die von Alea implizierte Rollendifferenz. Ich als Forschende bestimme, was Teil des Gesprächs ist. Nach einer längeren Pause verlangt Alea noch einmal nach einer Klärung, ob sie sich in ihrer Antwort nun auf sich oder „das Ganze“ (Z. 53) beziehen soll. Ohne Aleas Frage gänzlich anzuhören, erwidere ich betont „Alles“ und lasse damit keine weiteren Differenzierungsfragen zu.

- 55 O: (2) Der Einstieg ist das Schwierigste (.) ja (.) ich fang einfach irgenwo an oder wolltest
56 du grade?
57 A: Lnein bitte

Oskar steigt nach weiteren zwei Sekunden ein und beendet den anfänglichen oppositionellen Diskurs durch eine rituelle Konklusion. „Der Einstieg ist das Schwierigste“ ist einerseits ein metakommunikativer Kommentar, der die Widersprüchlichkeit aufzulösen versucht und andererseits so allgemein gehalten, dass er an die Redensart *Aller Anfang ist schwer* erinnert. Die neuartige Gesprächssituation stellt eine Herausforderung dar, wird aber leichter werden.

Daraufhin kündigt Oskar an, zu beginnen. Wo(mit) genau ist unklar, vielleicht auch weniger wichtig, Hauptsache ein Anfang ist da - ein Anfang eines inhaltlichen Gesprächs. Er holt sich explizit das Einverständnis Aleas ein und möchte ihr nicht die Möglichkeit zu sprechen verwehren. Wenn eine_r beginnt, muss die andere Person warten. Oskar legt eine Gesprächsform nahe, in der nacheinander gesprochen wird. Alea überlässt Oskar den Vortritt.

- 58 O: ähm ((räuspern)) bei mir gehts ums Thema ADHS (1) und ähm und ja insgesamt (2) ich
59 weiß nicht wo ich anfangen soll da (.) insgesamt seh ich da eine (.) beobachte ich da
60 eine Entwicklung in den letzten Jahren so:: wie sich glaub ich die öffentliche (.) M-
61 Meinung davo- oder ich weiß nich ob man von der öffentlichen Meinung sprechen kann
62 aber das es halt so in Bereichen von Instagram (.) ich würde fast sagen (.) es könnte fast
63 in sein; so (.) in diese Richtung ähm ((husten)) und im Vergleich zu früher wo ich (1)

Als erstes stellt Oskar klar, bei ihm „gehts ums Thema ADHS“ (Z. 58). Er fasst die im Eingangsstimulus angesprochene Neurodivergenz als Schirmbegriff mehrer Themen auf und empfindet die Notwendigkeit die Art seiner Neurodivergenz mit der Abkürzung des Begriffs Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung einzuordnen. Sein Beitrag, seine Geschichte beginnt mit der Vorstellung seiner Diagnose. Diese Fokussierung ist schnell klar, danach sucht Oskar nach einem angemessenen Beginn seiner Erzählung. Die zweifache Nennung des Wortes „insgesamt“ (Z. 58 & 59) impliziert, dass er zuerst etwas zur Gesamtsituation von ADHS sagen möchte, seinen Redebeitrag am größeren Diskurs zu orientieren versucht. Er beschreibt eine Veränderung in der „öffentlichen Meinung“ (Z. 60-61). Diese Breite ist jedoch für die Bedeutung seiner Äußerung nicht passend und er schränkt den Kontext seiner Behauptung auf die Plattform Instagram ein. Über den Zugriff auf die Plattform Instagram kann Oskar öffentliche Meinungen beobachten und in einen zeitlichen Kontext setzen. Oskar urteilt hier betont vorsichtig: „ich würde fast sagen (.) es könnte fast in sein; so“ (Z. 62-63). Die

„Entwicklung (...) der öffentlichen Meinung (...) im Bereich Instagram“ (Z. 60-62) hat laut Oskar dazu geführt, dass ADHS nun *fast in* ist. Er wirft vorsichtig die Proposition auf, dass die Themen in den Sozialen Medien gewissen Popularitätstrends unterworfen sind und ADHS aktuell viel Aufmerksamkeit zukommt.

64 O: also wo ich (.) ich sag jetzt mal wo ich herkomme; (.) ä:hm (1) es war (.) völlig
65 unbekannt einfach (.) so also nicht wo ich herkomme räumlich sondern zeitlich mein
66 ich ähm es war (.) es war so unbekannt damals dass=ich erst selbst draufgekommen bin
67 dass ich das (.) haben könnte als ich:: achtzehn=neunzehn Jahre alt war so (.) und (.) ja

Oskar elaboriert seine Proposition exemplifizierend anhand seiner eigenen Geschichte. Er beginnt seine Erzählung mit „wo ich herkomme“ (Z. 64), differenziert seine Herkunft allerdings nicht als örtliche, sondern *zeitliche* Einordnung. In einer vergangenen Zeit war das Thema ADHS so wenig bekannt, dass Oskar erst als Erwachsener „selbst draufgekommen“ (Z. 66) ist, dass er „das haben könnte“ (Z. 67). In Oskars Jugend war ADHS für die Öffentlichkeit wenig(er) zugänglich. Er impliziert, dass sein Handeln dadurch in seiner Kindheit und Jugend von anderen nicht als auffällig, krankhaft oder divergent klassifiziert wurde. Oskar selbst hat im Erwachsenenalter entdeckt, dass es die Möglichkeit ADHS gibt, dass man *ADHS haben kann*. Etwas *haben können* verweist auf ein pathologisches Verständnis des Handelns und Erlebens. Er erkannte mit knapp über 18 Jahren, dass er vielleicht eine Krankheit oder Störung haben könnte. Erst so spät das eigene Erleben einordnen zu können, erklärt Oskar für heutzutage unüblich. Sein eigenes Beispiel bekräftigt die Entwicklung des medialen Diskurses zu ADHS und erweitert die Proposition dahingehend, dass die vergrößerte Bekanntheit von ADHS in der medialen Öffentlichkeit ermöglicht, die Kategorie mit dem eigenen Erleben abzugleichen und sich darin einzuordnen. ADHS ist dann eine Deutungsmöglichkeit.

68 O: ich hätte dann (1) noch so=n paar so Geschichtn in diesem- also- ich denk mir im
69 Nachhinein so wär das früher schon bekannt gewesen hätt's mir an so vielen Stellen (1)
70 einiges erleichtert glaub ich; also das seh ich jetzt jetzt kenn ich (.) ich muss jetzt °also
71 ich bin° (1) über Dreißig jetzt (.) und ich hab ein langen Weg gehabt so ((räuspern))
72 mich darin zurecht zu finden, sag ich jetzt erstmal (.) ähm und so alles Mögliche
73 kennenzulernen so *was sind meine Trigger was muss ich vermeiden was sollt ich*
74 *besser nicht machen was tut mir gu:t* ähm (.) aber ich glaube ich hätte das f:- schneller
75 (1) und früher haben können wenn ich das- wenn das mehr bewusst gewesen wäre

Oskar könnte von weiteren Erfahrungen erzählen, wie er anschneidet, kondensiert seine Geschichte aber zugunsten eines Fazits. Er spricht abstrahierend über seine eigene Vergangenheit und die Herausforderungen, die er aufgrund der späten Diagnose von ADHS hatte. Viele Erlebnisse wären unbeschwerter verlaufen, wäre ADHS in seiner Kindheit und Jugend bereits einer breiten Masse geläufig gewesen. *Jetzt sieht, kennt* er ADHS und *muss* auf sein Handeln in der Umwelt achten, wo es „Trigger“ (Z. 73) und „alles Mögliche“ (Z. 72) gibt, dass als Mensch mit ADHS gemieden werden sollte oder einem gut tun kann.

Oskar ist über dreißig Jahre alt und erzählt von „ein[em] langen Weg“ (Z. 71), sich „darin zurecht zu finden“ (Z. 72). Es hat lange gedauert, die Möglichkeit, ADHS zu haben, zu entdecken, aber es hat auch lange gedauert, sich selbst in der Umwelt einschätzen und mit den Schwierigkeiten wie „Trigger[n]“ (Z. 73) umgehen zu lernen. Der Gedanke, ADHS haben zu können, schaffte Erleichterung und ermöglichte es Oskar, vieles neu „kennenzulernen“ (Z. 73). Diese Begegnung mit sich selbst durch die Linse von ADHS exemplifiziert Oskar als Analyse und Optimierung der eigenen (Er-)Lebensweise in einer psychologisierten Sprache und listenartigen Ausdrucksweise. Er weiß nun, wie er sich als Mensch mit ADHS in der Welt bewegen kann.

Die zeitlichen Zusammenhänge beschreibt Oskar erneut anhand von räumlichen Metaphern, von da wo er *zeitlich* herkommt, hatte er einen langen *zeitlichen* Weg. Das Warten auf eine Orientierung in der Welt beschreibt Oskar als langwierig und unnötig mühsam. Ein früheres medial vermitteltes Bewusstsein hätte seinen Weg verkürzt und hätte ihm Last abgenommen. Die Erleichterung durch das Deutungsangebot ADHS wird zum positiven Horizont. Die breitere Bekanntheit von ADHS im medialen Diskurs heutzutage entlastet.

- 76 O: damals so (.) mehr bewusst und- (.) ja es gab einfach als ich in der Schule war (2) kam
 77 (.) kam das Internet eher so auf gerade so über (1) deswegen: gabs sowas nich wie (.)
 78 wie also- (.) ich bere- warum ich mich auf den Post äh warum ich mich angesprochen
 79 hab auf die Frage war äh auf die auf den Aufruf war weil ich (1) so dieses das so deutlich
 80 gesehen habe wie sehr ich mich in memes wiedererkenne; memes über ADHS (.) ich-
 81 und- mir nur dachte hä no- mich- es hätte mir eins damals gereicht und es wäre mir
 82 sofort klar gewesen aber- ja: ich- ich mach jetzt mal Pause @ich::@
 83 R: Ich- ich würd da ur

Während Oskars Schulzeit „kam das Internet eher so auf“ (Z. 77). Etwas Bedeutsames für Oskars Findungsprozess gab es damals noch nicht („deswegen: gabs sowas nich wie (.) wie

also-“, Z. 77-78). Die Funktionen und Möglichkeiten des Internets waren in dieser Entstehungszeit eingeschränkt, doch was genau ihm gefehlt hat, kann Oskar nicht benennen. In seiner Ausführung unterbricht er sich an der Stelle „ich bere-“ (Z. 78), er könnte dabei gewesen sein, etwas zu bereuen. Er bereut vielleicht, in seiner Schulzeit nicht dieselben Möglichkeiten im Internet gehabt zu haben, wie diese heute für Jugendliche verfügbar wären. Zur proponierten Entlastung heute durch den ADHS-Diskurs in Sozialen Medien kommt die rückblickende Annahme, man hätte diese Erleichterung bereits früher erfahren können, wäre das Thema damals schon (medial) zugänglich gewesen.

Oskar bricht seine Äußerung ab, um zu begründen, warum er eigentlich hier ist. Er erklärt seine Anwesenheit anhand seiner Reaktion auf meinen Diskussionsaufruf: „warum ich mich angesprochen hab [...] weil ich (1) so dieses das so deutlich gesehen habe wie sehr ich mich in memes wiedererkenne; memes über ADHS“ (Z. 79-80). Hier expliziert Oskar nun, was es früher nicht gab, aber für Erkenntnis und Erleichterung seines Lebens mit ADHS so essenziell war: Memes. In meinem Social-Media-Anschreiben formulierte ich *Kennst du Videos zu Neurodiversität auf Social Media und überlegst, ob so eine Diagnose das, was du erlebst, gut beschreibt?* und legte auch im beigefügten Text die Möglichkeit nahe, sich in Darstellungen von neurodivergentem (Er-)Leben wiederzuerkennen (vgl. Abb. 2). Oskar bezieht sich vermutlich in seiner Vorstellung nun auf meinen Impuls anhand des Wiedererkennens in ADHS-Memes, die sein Erleben erklärbar machen. Dazu streicht Oskar die Bedeutung von Memes für sein Leben hervor: „es hätte mir eins damals gereicht und es wäre mir sofort klar gewesen“ (Z.81-82). Oskar spricht davon, dass ihm ein einzelner Hinweis gereicht hätte, um das Deutungsangebot ADHS mit seinem Erleben in Verbindung zu bringen. Dies blieb ihm lange verwehrt, weil das Internet noch anders funktionierte. Oskar betont eine plötzliche Klarheit, die er gewonnen hätte. Darin zeigt sich erneut die Erleichterung nach der Schwere der unklaren Jahre mit seiner Erlebensweise und seinen Schwierigkeiten.

Dann bremst sich Oskar selbst ein („ich mach jetzt mal Pause“, Z. 82) und impliziert seine Strukturvorstellung von einem Gruppengespräch. Er hat etwas von sich und seinem Leben geteilt und erklärt, wie er zur Thematik steht und warum er Teil dieses Gesprächs wurde. Nun übergibt er das Wort, andere können und sollen nun sprechen.

- 84 R: gern drauf einsteigen weil mir gehts (.) ähm:: voll ähnlich also bei mir gehts auch ums
85 O: Lja-

86 R: Thema ADHS (.) und (.) ich hab auch jetzt vor paar Monaten die Diagnose bekommen;
87 (.) und ähm (1) ja ich unterschreib alles was du am Anfang gesagt hast mit hätte ich das
88 früher gewusst und- und so weiter wärs (.) auch sehr viel leichter gewesen grad im

Ronja reagiert auf Oskars Einladung und validiert damit die angelegte Gesprächsstruktur von Oskar und übernimmt die Sprechendenrolle. Auch sie geht als erstes auf ihr „Thema ADHS“ (Z. 86) ein und erzählt von einer rezenten Diagnosestellung. Ihre Vorstellung beginnt homolog zu Oskars mit der Nennung der Diagnose. Daraufhin geht Ronja direkt auf Oskars aufgeworfene Propositionen ein. Ronja blickt ebenso zurück und validiert die Bedeutung einer frühzeitigen Diagnose für ein leichteres Leben und damit auch die entlastende Funktion der Medienpraxis: „ja ich unterschreib alles was du am Anfang gesagt hast mit hätte ich das früher gewusst und- und so weiter wärs (.) auch sehr viel leichter gewesen“ (Z. 87-88).

89 R: puncto Schulzeit und lauter solche Dinge (1) wo ich aber widersprechen muss is beim
90 O: L_{mhm}
91 R: Ende (.) also- was heißt widersprechen es is kein Widerspruch weil wenn du sagst du
92 findest dich in diesen memes wieder ist das n-ne Tatsache da kann ich nich
93 widersprechen; (.) ä::hm und ich find mich auch in vielen wieder (.) aber was ich daran
94 problematisch seh is das sie unfassbar oberflächlich sind und (.) und äh es gibt ein
95 O: L_{mhm}
96 R: me:gabreites Spektrum an memes und Videos zu dieser gesamten Thematik von (.) äh
97 Professionist(,)innen die sich da zu Wort melden wo das Hand und Fuß hat bis zu
98 O: L_{mhm}
99 R: irgendwelchen Leuten (.) die einfach irgendwas rausposaunen was ihnen gerade in den
100 O: L_{ja}

Ronja stimmt Oskar zu, dass eine frühere Diagnose erleichternd gewesen wäre und bringt hier auch spezifisch den Kontext Schule ein, führt dies jedoch an dieser Stelle nicht weiter aus. Sie teilt die Erfahrung der späten Diagnose und validiert Oskars aufgeworfenen Horizont. Sie muss auch „widersprechen“ (Z. 89), wobei sie einschiebt, dem Wiedererkennen in Memes an sich gar nicht widersprechen zu können. Wie Oskar das erlebt, ist eine „Tatsache“ (Z. 92). Sie tauscht ihren Widerspruch gegen die Formulierung ein, einen Aspekt „problematisch“ (Z. 94) zu sehen und leitet damit eine Antithese ein.

Ronja selbst hat ein Wiedererkennen in Medieninhalten auch erlebt, teilt also diese Erfahrung mit Oskar. Sie betont jedoch, dass Memes oft oberflächlich sind. Sie erfassen nicht die Tiefe und Komplexität von ADHS und Ronja identifiziert darin eine Problematik. Sie adressiert einen einschränkenden negativen Gegenhorizont. Die Vielfalt an Informationen und deren Qualität benennt Ronja als „me:gabeites Spektrum an Memes und Videos zu dieser gesamten Thematik“ (Z. 96-97). Es wird deutlich, dass es vielfältige Darstellungen von ADHS und Neurodivergenz gibt. Sie proponiert eine Schwierigkeit, die durch oberflächliche Memes entsteht, welche die Komplexität von ADHS nicht angemessen wiedergeben. Sie unterscheidet zwischen seriösen, fachkundigen Beiträgen und weniger fundierten Aussagen von „irgendwelchen Leuten (.) die einfach irgendwas rausposaunen“ (Z. 99). Ronjas Beurteilung basiert auf einer Differenzierung in der Informationsquelle, wichtig ist also, *wer* über ADHS spricht. Dieses Spektrum spannt sich zwischen „Professionist(.)innen“ (Z. 97) und „irgendwelchen Leuten“ (Z. 99) auf, zwischen Informationen „mit Hand und Fuß“ (Z.97) und „einfach irgendwas“ (Z.99). Eine zu geringe Professionalität in Bezug auf ADHS in der Medienpraxis wird zum negativen Gegenhorizont und schränkt die Entlastung durch das Deutungsangebot ein.

- 101 R: Kopf kommt wo sich- wo ich dann aber auch das Problem sehe dass sich ganz ganz viele
 102 Leute damit identifizieren können (.) was ja nicht per se schlecht ist weils ja gut is wenn
 103 Leute was finden wo sie sagen *ah lustig mir gehts auch so* oder (.) auch nicht lustig aber
 104 (wie=auch=immer) aber was ich daran problematisch seh (.) grade bei e-ADHS is es ja
 105 so schwierig auch ne Diagnosestellung weil die- ich sag jetzt mal Symptome von ADHS
 106 (.) oft Dinge sind die jeder Mensch (.) grundsätzlich kennt aber bei Menschen die ADHS
 107 haben äh einfach in einer viel immenseren Intensität stattfinden und das der
 108 O: L_{ja}
 109 R entscheidende Punkt daran aber is (.) un:d grade deswegen find ichs so wahnsinnig sch-
 110 O: L_{ja}
 111 R: also tu ich mir so wahnsinnig schwer mit Videos oder memes und=so=weiter von (.)
 112 Leuten die vielleicht nicht immer professionell was dazu zu sagen haben (1) weil:
 113 dadurch dann auch immer mehr dieser Trend entsteht wo dann ganz ganz viele Leute
 114 O: L_{((räuspern))}
 115 R: sagen *ahja so gehts mir auch ich hab ADHS* (.) und ich den Eindruck habe (.) dass=es
 116 O: L_{ja}
 117 R: dadurch auch () weniger ernst genommen wird in vielen Situationen dass Leute damit
 118 O: L_{ja}; (.) ja

- 119 R: wirklich strugglen weil jetzt auf einmal alle denken *ja ich kenn das mir gehts auch so*
120 O: Lja

Nun elaboriert Ronja den von ihr eingeführten negativen Horizont: Mit oberflächlichen memes können „sich ganz ganz viele Leute [...] identifizieren“ (Z. 101-102), was wiederum dazu führt, dass ADHS an sich in letzter Konsequenz „weniger ernst genommen wird“ (Z. 117). Sie zeichnet den Verlauf des gesellschaftlichen Umgangs mit ADHS weiter. Sie erkennt den Vorgang an sich an, es wird mehr über ADHS gesprochen als früher und das potenzielle Identitätsangebot an sich wird auch wieder wertgeschätzt (Z. 102-103). Mit den reinszenierten Worten „*ah lustig mir geht's auch so*“ (Z. 103) charakterisiert sie die *irgendwelchen Leute* als naiv und leichtsinnig. Die unmittelbare Identifikation ist leicht und lustig für diese Leute, da die Darstellungen „Dinge sind die (.) jeder Mensch grundsätzlich kennt“ (Z. 106). Wer wirklich ADHS hat, muss diese *Dinge*, diese Symptome in „einer viel immenseren Intensität“ (Z. 107) erleben. Ronja grenzt sich von dem Leichtsinne und der Oberflächlichkeit ab. Der neue Möglichkeitsraum droht sich schnell in ein unübersichtliches Feld zu verwandeln. Ronja tut sich „wahnsinnig schwer“ (Z. 111) damit, dass sich viele – und dann steigert sie sich weiter –, dass „jetzt auf einmal alle“ (Z. 119) sich mit den dargestellten Aspekten von ADHS identifizieren. Nochmal hebt sie die fehlende Professionalität als Schlüsselaspekt hervor, der zwischen guten und schlechten Medienbeiträgen unterscheidet. Die vorschnelle Identifikation der vielen durch laienhafte Memes nimmt denjenigen, die wirklich leiden, etwas weg. Die Erleichterung der Einordnung verliert den Erklärungswert, wenn alle ADHS haben. Diese Bedrohung schränkt den positiven Horizont ein. Oskar validiert Ronjas Begrenzung, indem er ihr immer wieder zustimmt.

- 121 O: da hab ich- (1) ähm hab ich sogar ein- ein- @(.)@ ein meme mitgebracht das genauso
122 diesen diesen Punkt äh zu diesem Punkt passt weiß nicht ob ichs gleich zeigen soll oder
123 R: Lmhm
124 O: später, mh ich zeigs einfach mal her das=äh das unterstreicht das so gerade ähm (2) wo
125 R: Lmhm
126 O: hab ich denn (.) °gemacht° (2) hier (5) ich les es besser vor oder? (.) also hier in der
127 R: Lmhm @mhm@ Lja. jaja ja;

Nun kündigt Oskar an, „ein Meme mitgebracht“ zu haben. Bevor er das Wort Meme ausspricht, stockt er zweimal und lacht auf. Als er ansetzt, Ronjas Antithese zu validieren, bringt er ein Meme ein - genau das Medium, woran sich eine Uneinigkeit angedeutet hat. Das Meme soll

Ronjas Argument durch Oskars Medium vermitteln, es soll „genauso diesen diesen Punkt“ (Z. 122) verdeutlichen. Oskar zeigt hier in der Diskussion performativ die Medienpraxis, über die sie zu sprechen versuchen. Die Gefühle und Gedanken, die sprachlich beschreibend schwierig auf den Begriff zu bringen sind, finden in der bildlichen Darstellung eine treffendere und präzisere Ausdrucksform. Das Meme erleichtert die Erklärung.

Oskar kommentiert seine Gedanken, wann und wie er das Meme in die Runde einbringen kann, sucht es dann kurz und zeigt es vor. Als die beiden anderen es gesichtet haben – Ronja ratifiziert mit „mhm @mhm@“ (Z. 127) –, macht Oskar eine metakommunikative Anmerkung: „ich les es besser vor oder?“ (Z. 127). Dem Situationszusammenhang kann ich entnehmen, dass er wahrscheinlich zugunsten der Aufnahme und meiner Forschungsarbeit vorschlägt, den Inhalt nochmal auditiv wiederzugeben. Ronja stimmt dem Vorgehen zu und Oskar setzt zu einer kommentierten Fassung an.

- 128 O: Ubahn (.) in der Ubahn sitzt der Clown von Batman neben ihm- also er is der ADHDer
 129 und daneben neurotypical saying (.) they can relate because they left their wallet at home
 130 this one time in 2018 so (.) ds=genau des was du sagst ich- stimme dir
 131 R: L@(.)@ Lja Lvoll

Oskar stellt die handelnden Figuren vor und berichtet deren Aussagen. Er beschreibt dabei auf Deutsch und liest Geschriebenes auf Englisch vor. Die Person mit ADHS wird im Bild als „Clown von Batman“ verkörpert, trägt bunte Kleidung, grünes Haar und clownhafte Gesichtsbemalung. Im Kontrast dazu wird die Menge der „neurotypicals“ durch eine Person in bedeckten Farben, in Jeans und T-Shirt dargestellt.

Durch die Aussage der neurotypischen Person wird eine angenommene Gleichheit impliziert, sie könne verstehen, fühlt sich verbunden, weil sie die Geldbörse einmal im Jahr 2018 zu Hause vergessen hat. Die Ähnlichkeit zu den „ADHDers“ (Abb. 1) wird durch die so deutlich verschiedenen Präsentationen der Personen ins Absurde gezogen. Diese Art des Vergessens wird von der ADHS abgegrenzt.

Ronja lacht am Ende der Darstellung auf und validiert den Bedeutungsgehalt („ja“, „voll“, Z. 131), ihr wird der Sinn unmittelbar klar, sie bestätigt die Zuspitzung ihrer Proposition.



ABBILDUNG 3: ADHS MEME

- 132 O: auch-also (.) ich- (.) ich habe ds- das was ich gesagt hab war- war erstmal nur auf mich
 133 bezogen und ich- ich hab gemerkt (1) also das-das war so meine Empfindung ich hab
 134 R: Ljajaja;
 135 O: gemerkt ich hätte diese Hinweise bekommen und wär dem früher nachgegangen einfach
 136 nur diesen Hinweis das könnte ADHS sein und wär wär dem dann nachgegangen und
 137 R: Lja,
 138 O: hätt- also ich bin nicht der Mensch (.)der sagen würde ah okay das meme sagt das
 139 deswegen- deswegen isses so (.) so als Anstoß; noch eine Sache muss ich dazusagn
 140 R: L Nein- das- okay ja

Oskar ergänzt nun den Versuch einer Synthese: „das was ich gesagt hab war- war erstmal nur auf mich bezogen“ (Z. 132-133), was Ronja wie zu Beginn direkt validiert. Das persönliche Erleben soll nicht angegriffen werden. Oskar wiederholt seine These, dass ihm ein Hinweis genügt hätte, um die Deutungsmöglichkeit ADHS früher in Erwägung zu ziehen. Ronja validiert, woraufhin Oskar diese Erklärung abbricht und klarstellt, er ist „nicht der Mensch (.) der sagen würde ah okay das Meme sagt das deswegen- deswegen isses so“ (Z. 138-139). Bezogen auf Ronjas nahegelegtes Spektrum von Professionist_innen bis *irgendwelchen* Leuten, die sich schnell und lustig identifizieren, distanziert sich Oskar von dem naiven Pol. Ronja

validiert dies, setzt zum Reden an, stimmt Oskar dann aber einfach zu. Es gibt Unterschiede in der Medienpraxis, doch gemeinsam grenzen sie sich von einer nicht nachvollziehbaren, leichtsinnigen und vorschnellen Identifikation ab.

- 141 O: ((schlucken)) ich habe das glaub ich auch bemerkt (.) ähm (1) das diese- diese- diese
142 memes immer schlechter werden (.) immer generischer immer i-irgendwelche random
143 R: L_{mhm}
144 O: Aussagen wo ich teilweise auch denk so hä das is ja (.) irgendwas- so bei- meine- meine
145 Entdeckung und- auch diese die ich jetzt gescreenshotet hab also dieses Gefühl dass ich
146 hatte das geht zurück auf ne Zeit (.) das war vor: das is schon- n paar also ich sag mal
147 R: L_{mhm};
148 O: paar Jahre her, das warn so die ersten Posts dieser ADHD meme Seite und damals hab
149 R: L_{mhm} L_{mhm}
150 O: ich auch diese Erfahrung gemacht und seit dem ds nicht mehr (.) wirklich so (.) so
151 verfolgt; ähm aber ich glaube ich hab auch genau das gesehn was du sagst dass die
152 das=es so völlig generische und wie so (.) wie so=n Ringen nach ich- (1) e-einfach nur
153 content produziern so äh::

Oskar greift den negativen Horizont noch einmal auf, indem unprofessionelle, oberflächliche Memes die Entlastung der Betroffenen bedrohen. Er hat „auch bemerkt“ (Z. 141) – genau wie Ronja -, dass die Qualität der ADHS-Memes schlechter und „immer generischer“ (Z. 142) wird, weil es heute nur noch darum geht, viel „content“ (Z. 153) zu generieren. Die beobachteten Verallgemeinerungen beschreibt er durch die Zunahme von „irgendwelche[n] random Aussagen“ (Z.142-144) innerhalb der Memes. Er verwendet hier das Wort *irgendwie*, um sich nochmals von unspezifischen, ungenauen Äußerungen und den dahinterstehenden Menschen zu distanzieren, parallel zu Ronjas Rede über „irgendwelchen Leuten (.) die einfach irgendwas rausposaunen“ (Z. 99). Von *irgendwelchen* Äußerungen grenzen sie sich kollektiv ab. Es dokumentiert sich der Wert von ernsthafter Beschäftigung mit ADHS als Mittel der Legitimierung.

Oskar proponiert eine zeitliche Entwicklung als Konklusion im Modus einer Synthese. Oskar kann so bei seiner Proposition bleiben, dass Memes hilfreich waren und gliedert die heutige Oberflächlichkeit als neuere Entwicklung in die Orientierung ein. Die Memes waren gut, haben aber an Qualität verloren. Früher, als Oskar das Gefühl entwickelte, ADHS könnte sein Erleben passend beschreiben, empfand er die Memes hilfreicher, sie dienten als entscheidender

Hinweis. Dort, wo Mediendarstellungen von heute bewertet werden, wo die Meinungen auseinandergehen, findet Oskar nun eine Möglichkeit, die antithetischen Orientierungskomponenten aufzuheben. Er hat die Entwicklung nicht im Detail nachvollzogen und sieht die Entwicklungen bezüglich Geltungsbereich und kommerzieller Zielsetzung („einfach nur content produzieren“, Z. 152-153) tendenziell ähnlich wie Ronja. Diese zeigt in diesem Abschnitt häufige Ratifizierungen. Mit dem Faktor der zeitlichen Veränderung der Medienkultur können die Orientierungselemente zusammengeführt werden, um auch die widersprüchlichen Elemente zu erklären und zu integrieren.

- 154 R: L((einatmen)) ich finds halt- ja- ich finds schwierig weil Social Media
 155 mittlerweile so ein Fass is an:: Sachen von wirklich von A bis Z und- durch den
 156 Algorithmus man halt immer mehr- also schaut dir ein Video an wos um ADHS geht
 157 dann kommt- schaut du dir ein zweites an und dann wirst du regelrecht gefüttert mit
 158 O: Lmhm
 159 R: diesen ganzen memes und Videos, und da is halt alles dabei von A bis Z und da is
 160 vielleicht auch mal eins dabei was (.) voll (.) stimmt und voll zutrifft und- und auf was
 161 basiert was ernstzunehmen is (.) aber dann gibts halt auch zigtausende die nicht so sind
 162 und die Frage is (.) dann auch wieder der Umgang damit (.) da gibts Leute wie du die
 163 das sehen und sich denken *aha okay ich kann da jetzt relaten ich geh dem jetzt vielleicht*
 164 *nach* und lass mir das professionell irgendwie (.) geben oder anschauen oder (.)
 165 schau=wir was da dahinter is oder es gibt halt glaub ich auf der anderen Seite noch
 166 ganz viele andere Menschen spezie-speziell junge Leute aber wahrscheinlich nicht nur
 167 (.) die: sich das ganz oft anschauen und nicht auf die Idee kommen sich das wirklich
 168 anschauen zu lassen sondern (.) die sich dann halt selbstdiagnostizieren weil sie sich
 169 denken *ah jetzt hab ich schon zehn Videos gesehn ich kann: mit allen irgendwie relaten*
 170 *(.) ich hab fix ADHS (.)* und die habn das dann für sich entschieden und-
 171 O: Lja Lja

Ronja lässt den Abschluss der Passage noch nicht zu und knüpft erneut an der proponierten Problematik von Sozialen Medien an und wiederholt einige Argumente. Sie spricht nochmal die abgewertete Vielfalt an Beiträgen an. Von dem Algorithmus, der die eine große Menge an Inhalten kuratiert, wird man „regelrecht gefüttert“ (Z. 157) mit mehr und mehr Beiträgen zum Thema ADHS, nachdem man sich einige Videos angesehen hat. Sie räumt dem positiven Horizont der Erleichterung auch Platz ein, da einige Inhalte passend und hilfreich sind, weil sie

„auf was basier[en] was ernstzunehmen ist“. Allerdings sind „zigtausende“ (Z. 161) - und damit deutlich mehr als „vielleicht auch mal eins [...] was voll zutrifft“ (Z. 160) - unzuverlässig.

Es geht um den „Umgang“ (Z. 162) mit der Vielfalt an ADHS-Beiträgen in Sozialen Medien. Hier wird eine neue Gruppe adressiert, anhand derer die Trennung von *gut und schlecht*, von *professionell und irgendwie* wiederholt werden kann. Die Rezipient_innen, welche die Diskutierenden selbst auch sind, unterscheiden sich genauso wie die Produzierenden und die Darstellungen an sich entlang dieser Dichotomie. In den digitalen Medienbeiträgen können Produktion, Produkt und Rezeption auch in einer Person zusammenfallen, gerade wenn der Inhalt das eigene Erleben abbilden soll. Es gibt die einen, die das Meme oder das Video als Hinweis sehen, wie Oskar auch, und sich diese Vermutung dann professionell beurteilen lassen, und es gibt diejenigen, die sich irgendwie selbstdiagnostizieren. Letztere urteilen laut Ronja anhand von wenigen Beiträgen, zu denen sie „irgendwie relaten“ (Z. 169) können und daraufhin denken „ich hab fix ADHS“ (Z. 170). Oskar validiert mit zweifachem „Ja“ (Z. 171) diesen Absatz und die Existenz eines solchen Umgangs.

Auch ein Umgang, der *irgendwie* ist, wird abgewertet - besonders, wenn er in ein selbstsicheres Urteil mündet. Die Abgrenzung von irgendwie schützt und distanziert von den unprofessionellen Selbstdiagnosen anderer auf allen Ebenen. Trotz der verschiedenen Argumente der beiden, können sie sich gemeinsam von "irgendwelchen Leuten" unterscheiden, die "irgendwas rausposaunen", zu dem man dann „irgendwie relaten“ könnte. Ronja und Oskar positionieren sich mit ihrer Auseinandersetzung und differenzierten Haltung als Wissende, die das Geschehen beobachten und bewerten können. Dieses Wissen verbindet in Form eines Distinktionsmerkmals. Es folgt eine zweisekündige Pause.

- 172 O: (2) Was wär der Nachteil?
173 R: (2) ähm das kann man jetzt diskutiern was- der Nachteil wäre ich glaube aber einer der
174 O: Lja
175 R: Nachteile (.) auch wenns- vielleicht nicht nur Nachteile gibt aber is (.) schon der dass
176 man sich zum einen mehr reinsteigert, und zum andern (1) es (.) vielleicht (.) sch-
177 schneller dazu kommt dass Leute davon ausgehn dass sie: neurodivergent sind dies eben
178 vielleicht gar nicht sind und dadurch aber (1) die **Ernsthaftigkeit** bei den Leuten wo
179 das wirklich zu Problemen führn kann wieder bisschen runtergespielt; (.) weils so: leicht
180 O: Lja; (.) man könnt-
181 R: (1) irgendwie

182 O: L_{man-} L_{man-} man könnte aber ich werf mal einfach in Raum es- (.) es kam mir nur
 183 irgendwie grade es könnte auch der ähm: (.) der ähm:: wie sagt man? der- Akzeptanz (.)
 184 zugutekommn (.) je mehr Leute sich ähm (.) neurodivergent auf irgendeine Art fühlen is
 185 R: L_{ja}
 186 O: ja auch ne Normalisierung davon so und- (.) ähm ((räuspern)) ja das das- (.) das habe
 187 R: L_{mhm}
 188 O: ich mir gerade gedacht (1) das (1) ähm (3)
 189 R: L_{das seh ich auch ja}

Oskar lässt einen Abschluss ebenso wenig stehen und fragt dann nach den möglichen Nachteilen dieser Entwicklung. Zuvor hatte er zwar die Praxis der schnellen Selbstdiagnose validiert, allerdings nicht deren bedrohlichen Charakter. Die Thematik scheint für ihn noch nicht geklärt zu sein, er fordert nun einen differenzierenden Perspektivenwechsel ein. Erst wartet Ronja zwei Sekunden bevor sie auf Metaebene antwortet: „das kann man jetzt diskutieren was- der Nachteil wäre“ (Z.173). Sie räumt daraufhin auch ein, dass es „vielleicht nicht nur Nachteile gibt“ (Z. 175). Darin dokumentiert sich, dass Ronja in Oskars erneuter Frage eine implizite Forderung versteht. Ronja erklärt dann, dass die Selbstdiagnosepraxis dazu führen kann, dass Menschen fälschlicherweise glauben, sie seien neurodivergent. Darin verortet sie den Ursprung des bereits aufgezeigten negativen Horizonts. Sie befürchtet, dass eine *falsche* Selbstdiagnose die „Ernsthaftigkeit bei den Leuten wo das wirklich zu Problemen führen kann“ (Z. 178-179) mindert. Diese Menschen, für die es ernst ist und die es ernst meinen, werden von Ronja ins Zentrum gerückt. Oskar unterbricht Ronja dann und hält das Gespräch bei seiner These. Er macht dies in Form einer lauten Überlegung, ob die größere Identifikation mit Neurodivergenz auch zu mehr Akzeptanz durch Normalisierung führen könnte. Ronja stimmt dem Gedanken zu und kann auch diese Facette nachvollziehen.

190 O: Ich kann da noch auf einen Punkt genauer eingehn: (.) will- (.) der das nochmal (.) zeigt
 191 warum das so speziell auf meinen Fall (.) passt diese- diese me- (.) d-ds Ding is damals
 192 also ich muss- ich muss noch dazusagen meine Mutter ist (.) Psychotherapeutin (1) und
 193 R: L_{mhm}
 194 O: (1) die hat- (.) ich hab dann- wie gesagt also neun- achtzehn=neunzehn Jahrn bin ich
 195 selbst über n- einen Artikel (1) irgendwie darauf gestoßen hab dann so ich-
 196 (ich=sag=ds=jetz=mal=so oberfächlich) mach Wikipedia auf (.) les und denk mir so hä:
 197 (.) hä das bin doch das beschreibt doch genau mich, (1) so mh diagnostizieren lassn war

198 kla:r dann hab ich auch meine Mutter gefragt wieso: (2) ((seufzen)) n=j- nicht
 199 vorwurfsvoll weil ich versteh auch dass man nicht (.) sein eigenes Kind- (.) so
 200 durchleuchten will mit seinem Beruf=irgendwie aber (.) wieso hat- hat es niemand
 201 gesehen früher; warum; (.) und (2) die Antwort war sowas wie: dass es (.) damals (1)
 202 einfach (.) v- (1) viel schlimmer sein muss- also was bei mir gefehlt hat is dass ich (.)
 203 harte Probleme hatte sozusagen (.) also ich hab zwar (.) ü- (.) nur (1) Scheiße gemacht
 204 R: L@(.)@
 205 O: und=so aber immer genau noch die Kurve gekratzt (.) hat- hatt- (1) die Schu:le geschafft
 206 hatte nich- so schlechte No:ten immer genau noch gekratzt und das hat- (1) gefehlt
 207 einfach (.) dieses- das- das- das extreme Chaos (.) und das hat- hat dann (.) den
 208 R: Lso-so wars bei mir auch
 209 O: Unterschied gemacht sie hatte auch ihre von ihrer besten Freundin der So:hn der war
 210 extrem (.) der war wirklich (.) der hat genau immer nicht die Kurve gekratzt sondern da
 211 gabs (.) halt (1) immer Probleme eigentlich (.) und (1) genau und ds- das hat gefehlt und

Oskar setzt nun zu einer biografischen Erzählung an, um seine These einer Erleichterung durch die mediale Popularität von ADHS noch konkreter zu elaborieren. Als Ausgangspunkt seiner Schilderung stellt er klar, seine „Mutter ist (.) Psychotherapeutin“ (Z. 192). Erstmals wird hier eine Psy* als konkrete Person genannt. Bevor diese allerdings in Aktion tritt, erzählt Oskar nun seine Geschichte mit der ADHS. Er ist „über n- einen Artikel (1) irgendwie darauf gestoßen“ (Z.195). Obwohl sein Ausgangspunkt nicht in den Sozialen Medien liegt, war es ein Medienbeitrag, auf den er unergründeter Weise gestoßen ist, der ihn zu vertiefter Recherche animiert hat. Mit leiser, leicht vernuschelter Stimme kommentiert er seine Erzählung: „(ich=sag=ds=jetz=mal=so oberflächlich)“ (Z. 196). Die *Oberflächlichkeit* wurde bereits abgewertet und sie scheint Oskar nun unangenehm zu sein. Er impliziert durch seinen metakommunikativen Kommentar auch, dass er nun etwas oberflächlich sagt, es aber als Handlung nicht oberflächlich war. Oskar reinszeniert den Vorgang dann als kurze, stichwortartige Beschreibung „mach Wikipedia auf (.) les und denk mir so hä: (.) hä das bin doch das beschreibt doch genau mich“ (Z.196-197). Die Suche nach mehr Information führte ihn zu Wikipedia, wo er sich in der Beschreibung von ADHS wiedererkennt. Direkt im Anschluss sagt er, „diagnostizieren war kla:r“ (Z. 197-198). Womit er sich im Sinne Ronjas auf Seiten jener Menschen positioniert, die durch die professionelle Abklärung nicht *irgendeinen* Weg gehen. Doch der Autorität der Psy*s entgegnet er sogleich mit dem Versäumnis der eigenen Mutter, die Psychotherapeutin ist: „wieso: (2) [...] wieso hat es niemand gesehen früher; warum;“ (Z. 198, 200-201). Oskar schiebt ein, der Mutter keine Vorwürfe machen zu wollen,

doch die Frage ist zentral – Wieso hat eine Psy*-Fachperson im allernächsten Umfeld mein Anderssein nicht erkannt? Und – wenn wir uns auf Psy*-Autorität nicht verlassen können – was brauchen wir dann, um unser Erleben erklären zu können?

Oskar haben die „harten Probleme“ (Z. 203) und das „extreme Chaos“ (Z. 207) gefehlt. Wer „immer genau noch die Kurve gekratzt (.) hat- hatt- (1) die Schu:le geschafft“ (Z. 205) hatte keine Auffälligkeit, die schlimm genug war („die Antwort [von Oskars Mutter] war sowas wie: dass es (.) damals (1) einfach (.) v- (1) viel schlimmer sein muss-“, Z. 201-202), um ADHS als Möglichkeit verfügbar gemacht zu bekommen. Ronja lacht bereits bei den *harten Problemen* auf und validiert dann den propositionalen Gehalt: „so- so wars bei mir auch“ (Z. 208). Sie sind zu wenig aufgefallen. Im Kontrast zu seiner eigenen Erfahrung – die er mit Ronja teilt – beschreibt Oskar den Fall eines anderen Kindes, bei dem es „extrem“ war, das „genau immer nicht die Kurve gekratzt“ (Z. 210) hat. Oskar expliziert es nicht, doch bei diesem Kind dürfte seine ADHS - dem Erzählzusammenhang nach - wohl erkannt worden sein. Wenn ADHS nicht chaotisch genug ist, wird man von den Psy*s übersehen.

- 212 O: (2) deswegen denk ich ds auch wenns=n bisschen offener wär in diese Richtung
213 gewesen wär dass ds=n- dass ds=n mh (1) dass das graduell sein kann dass es irgendwo
214 anfängt und extreme Fälle gibt aber alles dazwischen vorkommen kann dass=es nich-
215 ähm dass die- dass die struggle auch nur innen sein können und nich unbedingt nach
216 außen °(unverständlich)° das hätte mir wirklich viel geholfen glaub ich und ich merk
217 immer (.) also mir kommen immer wieder so Sachen wo: wo ich mir denk boah hätt ich
218 R: L_mhm
219 O: ds- hätt ich das gewusst man und nich=nur- also für mich selbst ds=is=es erste aber auch
220 R: L_mhm
221 O: (.) ich denk grade auch an so (.) ähm (1) Förderung also- in Bildung hättn das die Lehrer
222 gewusst oder hätte man die ja (.) die Schule angepasst daran halt (.) oder- oder
223 irgendsowas man hätte glaub ich (1) viel Frust äh-äh-vermeiden können und auch am
224 Ende ja

Oskar argumentiert - anschließend an seine biografische Erzählung - erneut im Sinne seiner Antithese aus der Einstiegspassage, dass der frühere Zugang zu Informationen „wirklich viel geholfen“ (Z. 216) hätte – gerade weil die Psy*s ihn nicht gesehen haben. Immer wieder ereilen ihn Situationen, in denen er denkt: „boah hätt ich ds- hätt ich das gewusst man“ (Z. 217-219). Er beschreibt beispielhaft das Wissen um die Konzeption von ADHS als Spektrum und die

Vielfalt an möglichen Darstellungen dieses Erlebens. Es hätte ihm Erleichterung gebracht. Ronja validiert hier an den Stellen, wo es um die vermutete Entlastung geht, die sie bereits zuvor gestützt hatte.

- 225 A: L_{Darf ich vielleicht kurz einsteigen weil bevor ich den Anfang verpasse nämlich}
- 226 O: L_{tschuldigung jetzt-}
- 227 A: weil: ich hab- euch jetzt gerne zugehört un:d wusste nicht genau bei- welchem ich
- 228 einsteigen soll weil ich mich in allem (.) was ihr gesagt habt eigentlich wiedererkennen
- 229 konnte; ((einatmen)) a:hm ich hab auch auf das Posting reagiert eigentlich genau aus
- 230 dem Grund weil ich mich wiedererkannt hab in Videos aber mir dieses (.)
- 231 Hauptsymptom von: (.) Chaos und Sachen vergessen und ding (.) fehlt also das is bei
- 232 mir eindeutig nicht da (.) aber die Tatsache is dass ich ahm (.) eine Angststörung hab
- 233 also diagnostiziert u:nd dadurch so: gestresst bin nichts zu vergessen und so wenig auf
- 234 mich vertraue dass ich halt (.) meinen Alarm (.) dreimal am Abend checke ob- ob er an
- 235 is oder nicht obwohl er eh (.) jeden Tag an is und halt- also ich bin so bedacht darauf
- 236 nichts zu vergessen: dass ich mir denke vielleicht is eigentlich das schon da aber ich hab
- 237 halt so lange dagegen gearbeitet dass- (.) ich jetzt das Gegenteil davon bin (.) a:hm (.)
- 238 O: L_{mhmm}

Nach knappen 20 Minuten Diskussion steigt hier Alea ins Gespräch ein. Als Begründung für die späte Wortmeldung gibt sie an, „gerne zugehört“ und sich „in allem (...) eigentlich wiedererkannt“ (Z. 227) zu haben. Das Wiedererkennen in geteiltem Erleben, das als Medienpraxis besprochen wurde, findet also auch im Gespräch selbst statt. Alea erkennt sich in den Erzählungen und Darstellungen der beiden anderen wieder. Daraufhin stellt sie sich nach dem von Oskar nahegelegten Regelwerk vor, sie erklärt, warum sie sich auf den Aufruf gemeldet hat und nennt ihre Diagnose. Alea hat keine diagnostizierte ADHS, aber eine Angststörung. Sie teilt die Erfahrung, sich in Medienbeiträgen wiederzuerkennen und auch ihr fehlt das „Hauptsymptom von: (.) Chaos“ (Z. 231). Mit dieser Positionierung schließt sie trotz fehlender Diagnose an der aktuellen Erzählung von Oskar an und verweist auf einen kollektiven Erfahrungsraum.

Aleas Abweichung vom *typischen Chaos* liegt jedoch nicht darin begründet, gerade halt *die Kurve zu kratzen*, sondern in einer Überlagerung mit ihrer Angststörung. „Vielleicht ist eigentlich das schon da“ (Z. 236), vermutet Alea, doch die Komorbidität könnte ihr neurodivergentes Dasein verstecken. Obwohl sie auf eine Art „das Gegenteil davon“ (Z. 237)

ist, vermutet Alea in der Neurodivergenz eine ursprüngliche, tieferliegende Erklärung für ihr Erleben, eine versteckte Wahrheit. Alea hat allerdings weniger Sicherheit, neurodivergent zu sein. Es gibt bei ihr kein Chaos und es fehlt die Bestätigung einer „Tatsache“ (Z. 232) durch Psy*-Personal, welche sie bezüglich der Angststörung schon hat. Sie verweist hier auch auf die Deutungsmacht der Professionist_innen und performt damit konform zur kollektiven Abgrenzung gegenüber unwissenden, naiven Selbstdiagnosepraktiken.

- 239 A: aber was ich persönlich mehr sehe sind so diese Randsymptome (.) von: also- alles
 240 verschiedene aber hauptsächlich merk ich a:hm diesen waiting mode falls ihr das, (.)
 241 den: @Begriff der sagt euch was@ ahm genauso=wie äh: (.) die- ihr habts mal diese-
 242 O: Lohja
 243 R: L@(2)@

Warum Alea nun aber hier spricht, erläutert sie im Erleben von „Randsymptome[n]“ (Z. 239). Mit der medizinisch-psychologischen Rahmung durch den Symptombegriff signalisiert Alea, klinisches Wissen zu haben. Nach einer Distanzierung von Oskar und Ronja, sucht Alea nun einen common ground und findet diesen im „waiting mode“ (Z. 240). Oskar antwortet ihr auf die unvollständige Frage nach Kenntnis mit „ohja“ (Z. 242) und Ronja validiert hier durch ihr Lachen. Alea lacht mit und kommentiert, der „Begriff sagt euch was“ (Z. 241). Sie verstehen sich basierend auf dem Stichwort *waiting mode*. Der Codeswitch ins Englische spiegelt hier den medialen Ursprung dieses kollektiven Wissens wieder.

- 244 A: aktive Prokrastination dass man halt Sachen avoided und dazwischen ganz viel (.) Zeug
 245 macht (.) ahm (.) und mir is aufgefalln (.) wie soll ich das jetz- °am kürzesten
 246 zusammenfass-° (.) dass ich (.) einige sensory issues hab, wo mir nich klar war dass=es-
 247 (.) das is? also dass=es nicht so ein normales Verarbeitn von Sachn is; (.) un::d es gibt
 248 für mich so zwei Aspekte die ich noch gerne einbringen würde um mich so ein bissl
 249 vorzustelln und damit ihr auch wissts wie- wovon ich rede auf der einen Seite (.) ahm
 250 arbeite ich als äh Logopädin also ich bin Sprachtherapeutin, und hab so mich ein
 251 bisschen auf Autismus spezialisiert also auf (.) Neurodivergenz (.) : a:h und
 252 R: Lmhm
 253 A: dementsprechen:d sehr viel halt mit sensorische::r Verarbeitung und sowas zu tun
 254 gehabt und (.) mich da immer wieder (.) halt auch ein bisschen (.) erkannt weil ja das-
 255 ein- ein geteiltes Symptom sein kann (.) a:hm das heißt ich sehs von ein bisschen so von
 256 der professionellen Seite was du jetzt auch so angesprochen hast mit Förderu:ng was

257 kann man tu:n wo wär man- wo hätte man anknüpfen können was passiert wenn so viele
258 Leute eine Diagnose (.) anstreben und dann vielleicht welche dabei sind dies nicht ernst
259 meine:n wer kriegt irgendwo einen Therapieplatz man wartet ein halbes Jahr auf eine
260 Ta-Testung und=so (.) also ich sehs so ein bisschen von der Seite; (.) a:hm: und dann

Alea fährt darin fort, Randsymptome zu nennen und ihr Erleben darzulegen. Bezüglich ihrer „sensory issues“ beschreibt sie auch ihre eigene Umdeutung, dass ihr „nich klar war dass=es (.) das is? Also dass=es so ein normales Verarbeitn von Sachn is“ (Z. 246-247). In ihrem fragenden Unterton dokumentiert sich die Unsicherheit, mit der diese Reinterpretation geschehen ist.

Dann kündigt Alea an, sich noch vollständig vorstellen zu wollen. Diese Vorstellung beinhaltet neben den bereits erwähnten Diagnosen und Vermutungen zum eigenen Erleben nun eine Positionierung durch den beruflichen Hintergrund. Alea ist „Sprachtherapeutin“ (Z. 250) und ein „bisschen auf Autismus spezialisiert also auf Neurodivergenz“ (Z. 251). Sie nennt Autismus wie austauschbar mit Neurodivergenz. Im therapeutischen Arbeiten mit Sinnesverarbeitung hat sich Alea selbst „ein bisschen (.) erkannt“ (Z. 254). Was genau sie da bemerkt hat, elaboriert sie nicht, sondern begründet direkt argumentativ, dass eine bestimmte Sinnesverarbeitung schließlich „ein geteiltes Symptom sein kann“ (Z. 255). Aus Aleas Vorstellung lässt sich schließen, dass das Symptom sowohl bei Autismus als auch bei ADHS eine Rolle spielt. Dies kann sie aufgrund ihrer Professionalität erklären. Alea erklärt und zeigt performativ, dass sie auch von einer „professionellen Seite“ (Z. 256) auf Neurodivergenz blickt.

Ihr professioneller Hintergrund lässt Alea auch auf eine gesundheitspolitische Ebene eingehen. Ronja und Oskar hatten zuvor viel über deren persönliches Erleben und die Wechselwirkungen mit medialen Trends debattiert und nur kurz das Thema Schulförderungen gestriffen. Alea bringt hier ein neues Argument zur Sprache. Wenn sich viele Menschen diagnostizieren lassen wollen, die es vielleicht gar nicht betrifft, könnten sich die Wartezeiten verlängern und die Versorgung schwieriger werden. Auf diese Einschätzung reagieren Oskar und Ronja nicht.

261 A: von der (.) dritten Seite noch (.) dieses Selbstdiagnostizieren da bin ich auch so=n:
262 bisschen: (1) im Zweifel (.) weil eben ich mir immer gedacht hab okay ich hab dieses
263 Haupt (.) Symptom diese: Hyperaktivität oder dieses Vergessen das hab ich gar nicht,
264 aber sehr viele andere kleine Sachn (.) kommen mir sehr bekannt vor da erkenn ich mich
265 wieder fühl ich mich ertappt (.) u:nd ich hab aber sozusagn (.) als Vorgeschichte ahm:
266 (1) über Instagram vor ein paar Jahrn erkannt (.) dass ich ganz mitten drin in einer

267 Essstörung gesteckt bin ohne es zu wissen: und (.) ich hab halt *geglaubt alles normal*
268 *und ich bin nur komisch weil mir- weils mir so schlecht geht und das gehört aber*
269 *eigentlich so, (.) und ohne diese Videos die ich in diesem- zu diesem Zeitpunkt gesehen*
270 *hätte hätte ich nie verstanden was los is und hätte es nicht- (.) nicht sozusagen den Schritt*
271 *geschafft in Therapie zu gehen und mir da selber zu helfen (.) das heißt da war ich*
272 *irgendwie total dankbar dass ich das gefunden hab und dass Leute so viel Information*

Was Alea nun als „dritte Seite“ (Z. 261) ankündigt, soll nach ihrem eigenen Erleben und ihrem beruflichen Hintergrund ihre Meinung zu Selbstdiagnosen darstellen. Sie bezieht ihren Standpunkt zuerst auf ihre bereits beschriebenen Erfahrungen mit ADHS-Symptomen. Alea zählt sich selbst zu jenen, die aus Momenten des Wiedererkennens eine Diagnose vermuten. Durch das fehlende Chaos bestehen „auch so=n bisschen: (...) Zweifel“ (Z. 262), aber dieses Gefühl, dass ein beschriebenes oder verbildlichtes Erleben einem „sehr bekannt vor[kommt], da erkenn ich mich wieder fühl ich mich ertappt“ (Z. 264-265) bleibt bestehen. Über das Erleben knüpft Alea wieder an Oskars und Ronjas Diskussion an.

Alea schiebt noch eine „Vorgeschichte“ (Z. 265) ein, in der sie erzählt, dass sie ihr Erleben und Handeln mit Essen erst „über Instagram“ (Z. 266) als Essstörungen identifizieren konnte. Die schlechten Gefühle hatte sie davor auf sich selbst bezogen („ich bin nur komisch“, Z. 268). Nur durch „diese Videos“ (Z. 269) gelang es ihr, ein Verständnis für ihre Situation zu bekommen und diese umzudeuten. Sie hat Hilfe bekommen und ist heute „irgendwie total dankbar“ (Z. 272). Aleas Dankbarkeit steht im Kontrast zu ihrem Zweifel. Sie will nicht vorschnell agieren, was die ADHS betrifft, aber weiß aus Erfahrung, dass sie ihr Erleben schon einmal (zu) lange als normal und in ihrer Verantwortung verortet hatte. Eine andere Deutung, eine Einordnung hat ihr dann vieles erleichtert. Alea ist vorsichtig, aber validiert Oskars Proposition am eigenen Beispiel. Ohne Chaos werden wir übersehen, übersehen sogar selbst, dass unser Erleben *nicht normal* ist. Die Memes und Videos aus den Sozialen Medien verschaffen uns einen Zugang zu den Störungsbildern in einer Weise, dass wir uns darin wiedererkennen und Erleichterung erfahren können.

273 A: (.) rausgeschmissen haben (.) ahm aber gleichzeitig- (.) bin ich natürlich achtsam und
274 vorsichtig auch aus beruflicher Perspektive dass man sich nicht überpathologisiert (.)
275 und dass man nicht alles was (.) vielleicht irgendwie abweichend is oder wo man sich
276 halt wiedererkennt so wo- so wie du sagst ahm:: gleich als Störung tituiert (.) a::lso ich
277 bin- ein bisschen hin und her gerissen zwischen: *super dass die Info jetzt da draußen ist*
278 so wie du sagst wenn du das früher gehabt hättest wenn::ä Instagram früher da gewesen

- 279 O: L_ja
- 280 A: wäre um einen ein bisschen aufzuwecken (.) würde das viel helfen aber gleichzeitig
- 281 gibts i:rgendwelche Leute die halt i:rgendwas erzähl'n für clout? oder was weiß ich un:d
- 282 (.) muss man halt mega vorsichtig sein (1) also (.)
- 283 O: L_m=ja

Die Bestärkung von Oskars positivem Horizont wird von Alea allerdings eingeschränkt. Die *erste Seite* des eigenen Erlebens spricht dafür und freut sich über den Zugang zu vielfältigen Informationen, während die *zweite Seite* der spezialisierten Sprachtherapeutin sich dagegenstellt, oder zumindest Vorsicht einmahnt. Wichtig ist, dass man sich „nicht überpathologisiert“ (Z. 274) und nicht jegliche Abweichung von einer Norm „als Störung tituliert“ (Z. 276). Wozu das führen könnte, erklärt Alea nicht. Sie validiert damit Ronjas Antithese einer Gefahr durch den Trend ADHS und übernimmt am Ende auch ihre Wortwahl. Wie Ronja fürchtet Alea, dass „i:rgendwelche Leute die halt i:rgendwas erzähl'n“ (Z. 281) die Möglichkeit, sich einzuordnen einschränken oder verwässern. Diese Leute produzieren Veröffentlichungen nicht um Informationen zu verbreiten, sondern „für clout“ (Z. 281). Mit diesem Argument untermauert Alea die Antithese von Ronja. Wenn das Ziel der Medienbeiträge also die Erweiterung der Reichweite unabhängig vom Inhalt ist, wird es gefährlich, sich darauf zu verlassen.

- 284 R: L_jIch seh das auch sehr sehr zweischneidig
- 285 also ich wollts jetzt gar nicht in eine Schiene stecken und sagen dass=is
- 286 A: L_ja
- 287 R: nur schlecht oder ds is nur gut weil ich glaub es gibt (.) in **beide** Richtungen irrsinnig
- 288 viele Argumente dafür und dagegen (.) ähm (2) ja so gut wie das eine sein kann so
- 289 A: L_ja
- 290 R: gefährlich kann das andere sein glaub ich und halt unter anderem eben auch weil (2)
- 291 A: L_ja

Anschließend an Aleas Argumentation und biografische Elaboration für sowohl These als auch Antithese verlässt Ronja ihre starke Gegenposition. Alea spricht aus Erfahrung und Expertise, daran kann Ronja vielleicht besser anknüpfen und sieht ihre Relevanz vertreten. Sie räumt ein „das auch sehr sehr zweischneidig“ (Z. 484-485) zu beurteilen und ist sich sicher, dass es „in beide Richtungen irrsinnig viele Argumente dafür und dagegen“ (Z. 287-288) gibt. Mit diesem

Statement rudert Ronja etwas zurück und macht sich durch den metakommunikativen Kommentar, es gäbe eben Vorteile und Nachteile, weniger angreifbar. Alea validiert Ronja auch wiederholt in ihrer gemäßigten Position. Die Aussage von Ronja mutet wie eine rituelle Konklusion der antithetischen Bezugnahme an.

- 292 R: weil ich manchmal die Formulierungen irrsinnig schwin- äh schwierig finde sowas wie
 293 (.) an diesen fünf Dingen merkst du dass du ADHS hast und dann sind das so fünf **casual**
 294 O: L_{mhm}: L_{ja}
 295 A: L_{mhm}
 296 R: Dinge *ja ich hab mal mein Schlüssl vergessn* (.) *ja ich hab mal meine Hausaufgabe nicht*
 297 O: L_{@ja@}
 298 A: L_{@ja@}
 299 R: *gemacht* dann sind das fünf Dinge die jeder Mensch schon=mal erlebt hat und dann-
 300 wird das so- absolut formuliert so wenn du das hast ((schnipsen)) dann hast du ADHS
 301 A: L_{ja} L_{mhm} L_{ja} (.) ja
 302 O: L_{ja}
 303 R: (.) oder Autismus oder was auch immer und da seh ich halt n=riesen großes Problem;

Trotz des versöhnlichen Einstiegs macht Ronja nochmal am Beispiel explizit, warum sie die große Popularität von ADHS „irrsinnig schwin- äh schwierig finde[t]“ (Z. 292). Es geht ihr um „Formulierungen“ (Z. 292) wie „an diesen fünf Dingen merkst du dass du ADHS hast“ (Z. 292). Oskar und Alea scheinen die Formulierungen anhand von Ronjas Beispiel zu erkennen und einordnen zu können. Beide validieren, als Ronja erklärt, dass die Dinge, die auf ADHS hindeuten, alltägliche Dinge sind, die jedem passieren. Ronjas Elaboration fügt sich in Aleas proponierte Gefahr der Orientierung an Reichweite ein. Inhalte, die derart „absolut formuliert“ (Z. 300) sind und jeden ansprechen, bieten keine Möglichkeit, sich abzugrenzen und im Kontrast zu anderen einzuordnen. Wenn alle sich damit identifizieren, bleibt die Erleichterung durch das Erklärmodell Neurodivergenz aus. Alle drei scheinen sich einig zu sein, dass die angesprochene Art von Medieninhalt zu wenig spezifisch ist und den Zweck – neurodivergenten Menschen einen Hinweis für ihre Neurodivergenz zu liefern – verfehlt.

- 304 R: aber ich würde nicht meinen dass es nur schlecht ist weil ich bin selber über die Schiene
 305 auch zu meiner Diagnose gekommen also- nicht ganz (.) Social Media ich hab einen
 306 Podcast gehört und da habn Leute gesprochen die: sich auch auskennen also es war
 307 A: L_{mhm}
 308 O: L_{mhm}

- 309 R: schon (.) bisschen ein anderer ähm (1) °Kontext° (.) abe::r (.) trotzdem äh gehts ja im
 310 Endeffekt um dieses Zugang zu Informationen: und- und=so=weiter der ja- der=das ja
 311 O: L_{mhm}
 312 A: L_{ja}
 313 R: eine irrsinnige Ressource is für viele Menschen
 314 A: L_{ja} L_{aber eben nicht reguliert ich glaub das}

Aus dieser Einigkeit heraus kann Ronja auch die andere Seite der Medaille betrachten. Sie erzählt von ihrem persönlichen Zugang zu ADHS. Erst meint sie „selber über die Schiene auch zu [ihrer] Diagnose gekommen“ (Z. 304-305) zu sein, sie schränkt jedoch diese Gleichsetzung sofort ein. Ronja hat kein Meme oder Video in den Sozialen Medien gesehen und sich darin erkannt, sondern einen „Podcast gehört und da haben Leute gesprochen die: sich auch auskennen“ (Z. 306). Ronja hält damit weiter an ihrer Orientierung an professionellen Inhalten fest, kann aber auch einräumen, dass sie selbst medial vermittelt eine Verbindung zwischen ADHS und ihrem eigenen Erleben herstellen konnte. Die Deutungsmöglichkeit wurde an sie von außen herangetragen und dieses Wissen beschreibt sie als „irrsinnige Ressource“ (Z. 313) für sich selbst und andere. Relevant ist, dass die Menschen, die Medieninhalte publizieren, über professionelles Wissen zu Neurodivergenzen verfügen. Auf diese Weise kann man vertrauen, dass die Grenze nicht verwässert, dass jemand die Deutungsmacht behält. Professionell produzierte Medienbeiträge, die Informationen bereitstellen, werden als Enaktierungspotenzial verhandelt, das den Zugang zur Erleichterung einer Einordnung ermöglicht.

- 315 A: is eins der größten Probleme dass jeder Trottel irgendwas posten könnte irgendwas
 316 R: L_{ja} L_{ja}
 317 A: behaupten kann und es gibt keinen fact check wer soll das machen, und selbst wenn wer
 318 O: L_{weil das- ja}
 319 in den Kommentaren schreibt *hey das stimmt nicht* (.) ((pf)) das Video ist trotzdem
 320 O: L_{s:::}
 321 A: draußen und es- die Leute sehns trotzdem (1) mh
 322 R: L_{mhm}
 323 O: L_{das is ja ein ge- ein generelles Problem des}
 324 Internets aber einfach oder, also es is ja das Gleiche wenns um News geht über Politik
 325 R: L_{ja} L_{ja}
 326 A: L_{ja}
 327 O: happen- irgendwas (.) also (2) das kö- ja (.) ehm- °eh tschuldigung°

Alea versucht die Problematik oder den schmalen Grat über die fehlende Regulierung der Sozialen Medien zu begründen. „Es gibt keinen fact check“ (Z. 317), wodurch Inhalte unabhängig von ihrer Richtigkeit im digitalen Raum kursieren und rezipiert werden. Die Bedrohung der unseriösen Beiträge ließe sich demnach durch Regulierung verhindern. Oskar versucht hier, während Alea argumentiert, bereits zweimal einzusteigen und erklärt die beschriebene Schwierigkeit zum „generelle[n] Problem des Internets“ (Z. 323-324), was die beiden anderen validieren. Er vergleicht die Thematik dann mit Nachrichten, Politik und eigentlich allem, das im Internet geteilt wird. Damit bricht Oskar die Diskussion ab. Er hat festgehalten, dass dieses Problem nicht lösbar ist, weil es zu groß ist, weil es alles betrifft und in der Logik des Internets begründet liegt. Die Interaktion kommt zu einem Stillstand und als nächstes bringt Oskar ein anderes Thema ein. Die Passage wird an dieser Stelle tatsächlich rituell konkludiert.

Gruppe Baumwolle am 13.12.2023 – *Passage Warum hilft euch die Diagnose so?*

Timecode: 28:35-29:55 & 30:49-36:11 (Dauer 6:42 Minuten)

Teilnehmende: **Y:** Diskussionseinladende Hannah Plachel, **O:** Oskar (er), **R:** Ronja (sie), **A:** Alea (sie)

Transkription: Hannah Plachel unter Verwendung von MAXQDA

An dieser Stelle hat sich die Gruppe Baumwolle bereits eine knappe halbe Stunde über ihre persönlichen Erfahrungen und Geschichten ausgetauscht. Durch das bisherige Gespräch ziehen sich konkurrierende Thesen über die zunehmende Popularität von Neurodivergenz in den Sozialen Medien. Gerade war Oskar dabei, erneut die von Ronja eingangs betonte Problematik der Fehldiagnose durch Selbstdiagnose zu hinterfragen, als er doch noch einen „anderen Punkt“ (Z. 406) einbringt.

- 406 O: (Ich)=spring noch schnell zu=nem andern Punkt @(.)@ ähm @(1)@
407 R: L_{classic}; @(.)@
408 A: L_{@(.)@}
409 O: L_{@(.)@}

Oskars metakommunikativer Kommentar – dass er thematisch springt – wird von ihm durch ein Lachen gerahmt. Ronja wirft währenddessen die Bewertung „classic“ (Z. 407) ein. Daraufhin lachen alle drei auf. Ohne dass die Diskutierenden sich länger kennen würden, ist die Handlung des spontanen Themenwechsels beziehungsweise die Ausformulierung dessen für die Gruppe kollektiv humorvoll. Der Witz der Sprechhandlung muss nicht expliziert werden, sondern ist den Gruppenteilnehmenden unvermittelt verständlich. Der thematische Sprung stellt eine typische Handlung dar, die sich nicht aus einer Freund_innenschaft, sondern der in der Gruppe geteilten Erfahrung mit ADHS ergibt.

- 410 O: warum: @(.)@ warum wa- also der das wollt ich auch noch (.) vielleicht dazu: in Raum
411 fragn (.) was is=es was warum hilft euch die Diagnose so? was is was is was is des
412 Wertvollste daran dass ihr wisst (.) dass ihr wisst w- (1) woran ihr seid? sozusagn

Oskar formuliert dann einige Fragen an die Gruppe. Er möchte wissen, was an der Diagnose hilfreich und wertvoll ist. Die Diagnose oder eine Konsequenz aus ihr formuliert Oskar als „das ihr wisst w- (1) woran ihr seid? sozusagen“ (Z. 412) und nimmt damit eigentlich bereits die Antwort vorweg. Die Diagnose schafft also Klarheit, womit man es zu tun hat und das proponiert Oskar als das Wertvollste daran.

- 413 O: und=das bei mir wars wirklich (2) zu verstehn wo ds alles herkommt weil ichs f- sags

414 A: L((räuspern))
 415 O: mal ganz vereinfacht (2) man hat °zu mir gesa-° hey (.) stell dich nich so an die andern
 416 A: Lmhm
 417 R: Lmhm
 418 O: (.) schaffens doch auch genau dieses stell dich nich so an die andern schaffens auch (1)
 419 A: Lmhm
 420 R: Lja mhm

Oskar geht selbst weiter auf seine Frage ein und elaboriert seine Proposition. Bevor er seine Aussage auf den Punkt bringen kann, überlegt er zwei Sekunden. „Zu verstehen wo ds alles herkommt“ (Z. 413) ist für ihn wesentlich an der Diagnose. Die Diagnose erklärt also, woran man ist und wie es dazu kam. Die Not, eine Ursache aufzuklären oder einen Grund zu benennen, bricht Oskar anschließend „ganz vereinfacht“ (Z. 415) in einer verknappten Phrase herunter. Man hat ihm gesagt: „hey (.) stell dich nich so an die andern (.) schaffens doch auch“ (Z. 415-418). Er wiederholt die Aussage, als würde er die wiederholte Aufforderung reinszenieren. Oskar sah sich mit Leistungsanforderungen konfrontiert, die implizieren, jede Person hätte dieselben Voraussetzungen und Fähigkeiten. Das Maß für die Machbarkeit einer Aufgabe waren immer wieder die anderen. Wenn die anderen eine Aufgabe bestreiten konnten, wurde verglichen und dieselbe Anforderung auch an Oskar gestellt. In der Phrase steckt der negative Horizont, von dem sich Oskar abgrenzen möchte: einer allgemeingültigen Norm von Leistungsfähigkeit entsprechen zu müssen. Darin eingeschlossen lässt sich die Frage nach der Schuld des Andersseins vermuten. Dies lässt sich an dieser Stelle jedoch noch nicht rekonstruieren. In der ADHS besteht jedenfalls eine Begründung für seinen Werdegang. Die Schilderung Oskars wird von den anderen beiden durch Hörer_innensignale und Validierungen begleitet.

421 O: aber dann auf einmal zu sehn diese Fülle von und deswegn mocht ich auch diese memes
 422 so weil so dieses Gesamtbild von ich war erstmal so erstaunt wie kann=man so: viel
 423 über meine Persönlichkeit aussagen? nur we- wegen diesen vier Buchstaben Diagnose?
 424 R: L°@(.)@°
 425 O: wie wie wie kann ds so deterministisch sein für mein für mein Charakter irgendwie=so
 426 R: L°@(mh)@°
 427 O: und auch wenn nicht alles stimmt aber doch so viel (1) findet dann (.) immerhin die
 428 Erklärung in ADHS und hilft mir ds einzuordnen

Im Kontrast zum wiederkehrenden Vorwurf geschah dann etwas Plötzliches („aber dann auf einmal“, Z. 421). Eine Vielzahl an Memes war da und hat zusammen eine „Fülle von“ (Z. 421) und ein „Gesamtbild“ (Z. 422) abgebildet. Die umfangreiche Darstellung enthält überraschend viele Facetten, die Oskar an sich selbst wiedererkennt. Er reinszeniert seine Verwunderung: „wie kann=man so: viel über meine Persönlichkeit aussagen? Nur we- wegen diesen vier Buchstaben Diagnose?“ (Z. 423). All die Memes über ADHS fassen Oskars Charakter erstaunlich gut. Ronja kichert bei der Aussage zweimal. Damit könnte sich ein Verständnis für Oskars Verwunderung andeuten. Auch wenn die Memes über ADHS und Oskars Wahrnehmung seiner eigenen Persönlichkeit nicht deckungsgleich sind, ist die Diagnose in Oskars Worten „so deterministisch“ (Z. 425). Die vier Buchstaben sagen schicksalshaft vorher, wie Oskar erlebt und handelt. ADHS bietet hilfreiche Erklärungen und ermöglicht Einordnung und Entlastung – eine Orientierung, nach der Oskar strebt. Der positive Horizont einer erklärbaren Identität wird im Raum Sozialer Medien greifbar. Memes, welche die Aspekte von ADHS breit beleuchten, bieten ein Enaktierungspotenzial, eine Möglichkeit, sich dem positiven Horizont anzunähern.

Daraufhin passiert ein Einschub, der nicht Teil der Analyse ist⁷. Darin kommt Oskar kurz das Thema Ritalin zu sprechen und kündigt an, darüber später im Detail eingehen zu können, was im Verlauf der Diskussion auch passiert. Er schneidet auch nochmals die ungeklärte Frage der Fehldiagnose an, die bereits in der Einstiegspassage intensiv diskutiert wurde. Alea greift seine Fragen auf und schickt voraus, auf die Frage des Werts einer Diagnose zuerst eingehen zu wollen. An der Stelle, an der Alea genau diese Frage antwortet, wird fortgesetzt, da sie für den Orientierungsrahmen relevant ist.

- 429 A: Und auch wenn=man eben Selbstdiagnose macht siehe mein Beispiel @(.)@ kann es
 430 R: Lmhm
 431 A: halt einfach zur He- Selbsthilfe: helfn (.) und ich denk mir es is nichts es is nichts
 432 Schlimmes dabei weil wenn du dich dann selber besser verstehst (.) wunderbar find ich
 433 O: Lmhm
 434 A: gut weil wenn du dich wie du sagst wenn du dich erkennst und wenn du dich auch
 435 erkannt fühlst (.) hilft das schon a=mal ein bisschen und ich hab keine (.) ADHS

⁷ Die Transkriptnummerierung setzt nahtlos fort, da der Einschub nicht transkribiert wurde.

Alea argumentiert, dass auch die Selbstdiagnose hilfreich ist. In der Art, wie sie dies einbringt, macht sie die Differenz zwischen der offiziellen Diagnose, die Oskar hat und ihrer eigenen Diagnose ohne Psy*-Bestätigung deutlich. Auch der Verweis auf „siehe mein Beispiel“ (Z. 429) hebt hervor, dass die Praxis ohne Begutachtung Alea von den anderen beiden unterscheidet. Ronja ratifiziert die Differenzierung. Weiter elaboriert Alea, dass die Diagnose auch als *Selbstdiagnose* hilfreich ist, weil man sich *selbst* helfen kann. Sie spricht abgesehen von dem Verweis nicht explizit über ihre eigene Erfahrung, sondern argumentiert eher generalisierend und auf Oskar bezogen, dass die Selbstdiagnose nicht weniger wertvoll sein muss als die offizielle Diagnose. Sie differenziert damit Oskars Proposition, denn auch die Selbstdiagnose ist wertvoll. Wenn man sich selbst in einer Darstellung repräsentiert sieht und erkannt fühlt, „hilft das schon a=mal ein bisschen“ (Z. 435), auch wenn der Moment in der Anonymität des Betrachtens eines Memes verbleibt. Bezogen auf Oskar elaboriert Alea im Zusammenspiel von erkennen und erkannt werden eine Basis für die Erklärbarkeit und Klassifizierbarkeit des eigenen Erlebens.

- 436 A: Diagnose also ich hab °äh° (.) irgendwo würd ichs wirklich gerne noch austestn lassen
 437 abe::r ich hab noch keine (.) noch in Klammer (.) ahm:: aber mein Bruder hat eine
 438 O: L_{mhm}
 439 A: tatsächlich und @(.)@ und wir sind aber ganz gegenteilig also er war der wie du so wie
 440 R: L_{mh} oh okay @(.)@
 441 O: L_{mhm}
 442 A: du beschriebn hast der (.) grade noch bis nicht die Kurve gekratzt hat *warum stellst du*
 443 *dich so an? streng dich ein bisschen an:?* und so; das war er und ich war halt das
 444 Gegenteil das wo *immer alles super war und ich alles toll geschafft hab und ich nie*
 445 O: L_{mhm}
 446 A: *zurückgeredet hab nie Probleme gemacht hab immer gute Noten geschrieben hab* so in

Alea macht nun nochmal explizit, dass sie keine offizielle ADHS Diagnose hat. Obwohl sie gerade dargelegt hat, wie auch die Selbstdiagnose hilfreich ist, bekundet sie ein generelles Interesse daran, die ADHS in der Zukunft „noch austesten“ (Z. 436) zu lassen. In der Formulierung („irgendwo“, „noch in Klammer“, Z. 436-437) dokumentiert sich eine Unsicherheit, inwieweit eine Psy*-Diagnostik wertvoll(er) wäre. Einerseits scheint sich das hilfreiche Selbstverständnis auch ohne Bestätigung der Psy*s einzustellen, doch die große Erleichterung einer geklärten Ursache entfaltet sich womöglich erst mit der offiziellen Diagnose.

Sicher dagegen ist, dass Aleas Bruder eine ADHS Diagnose hat. Auf diese Aussage reagiert Ronja erst überrascht und dann verständnisvoll: „mh oh okay“ (Z. 440). Beide lachen daraufhin. Im Verweis auf das Familienmitglied steckt ein geteiltes Wissen. Daraufhin elaboriert Alea beschreibend die Art des Bruders und zieht den Kontrast zu sich selbst. Während der Bruder wie zuvor verhandelt merkbar *kaum die Kurve gekratzt* hat, und mit denselben Aussagen wie Oskar konfrontiert war, zeigte sich Alea selbst unauffällig und leistungsfähig. Sie hat „nie Probleme gemacht“ (Z. 446) und beschreibt sich mehrmals als „Gegenteil“ (Z. 439 & 444) zu ihrem Bruder. Wer in Konflikt mit den Anforderungen des Umfelds gerät, macht Probleme, fällt auf und wird diagnostiziert. Wer den schulischen, familiären und gesellschaftlichen Ansprüchen gerecht wird, muss selbst erkennen, woran man ist.

Die Diagnose des Bruders stützt Aleas ambivalenten Zugang. Auf der einen Seite begründet ein Familienmitglied mit ADHS die Vermutung, was sich in Ronjas anerkennender Reaktion dokumentiert, zum anderen schränken die Unterschiede zum Bruder das Enaktierungspotenzial ein. Alea reinszeniert diese Ambivalenz auch in ihrer Argumentation, die sie teilweise an Oskars Position annähert, wenn die Selbstdiagnose genauso zur Selbsthilfe führt und sich von ihm als *Gegenteil* distanziert. Letzteres geschieht, wenn sie ihren Bruder wie Oskar mit der Frage *warum stellst du dich so an?* konfrontiert sieht. Hier könnte sich ein geschlechtsspezifisches Erleben andeuten.

- 447 A: die Richtung (.) ahm (1) jetzt hab ich den Faden verlorn warum ich das gesagt hab (1)
 448 false positives und dann die Diagnose und was hilft es un::s? ähm (.) mir ist das
 449 O: L_{was-} ja;

Dann kommt Alea von ihrem Konzept ab und überlegt laut, was die Fragestellungen waren. In ähnlicher Weise wie Oskar zu Beginn der Passage macht sie ihr Abkommen vom Thema durch einen metakommunikativen Kommentar explizit. Hier könnte sich der performative Versuch einer Anknüpfung an typisches ADHS-Verhalten dokumentieren, da es derart homolog zum Einstieg passiert. Alea findet dann zurück, wiederholt die Stichworte und Oskar kann sie darin bestätigen.

- 450 A: Wichtigste das validierd werdn von wies mir geht (.) un:d dadurch dass ich mi-
 451 O: L_{was?} was meinst du
 452 damit?

453 A: L_naja dass ich mich f- na dass ich mich bestätigt fühle im Sinne von: dass mir
 454 nicht jemand sagt das was du fühlst is falsch oder das so wies dir geht das stimmt
 455 O: L_ahja mhm ja okaykay okay ja
 456 A: eigentlich gar nicht ahm
 457 O: L_auch so stell dich nich so an irgendwo oder? in die Richtung so
 458 R: L_mhm,
 459 A: L_schon
 460 O: ja
 461 A: L_genau ja also ich möchte
 462 O: L_so n Kleinredn ds
 463 A: L_richtig; es is das Gefühl von (.) so wie ich etwas
 464 empfinde stimmt es und das mir keiner versucht zu erzähl'n dass es nicht so is und
 465 O: L_ja

Als wichtigste Folge der Diagnose führt Alea die Validierung von außen an. Oskar steigt ein und bittet um eine Erklärung des Fachbegriffs. Sie kommt dem exemplifizierend nach: „dass mir nicht jemand sagt was du fühlst is falsch“ (Z.453-454). Validieren bedeutet für Alea, dass andere ihr nichts ausreden, sondern ihr Empfinden bestätigen. Das versteht Oskar dann und versucht es mit seiner Aussage in Verbindung zu bringen: „auch so stell dich nich so an irgendwo oder?“ (Z. 457). Ronja und Alea stimmen dem beide zu. Alea setzt dann an, ihren Punkt weiter zu elaborieren, als Oskar nochmal einwirft: „so n Kleinredn ds“ (Z. 462). Auch diese Beschreibung nimmt Alea validierend auf und wiederholt, dass es sowohl darum geht, dass „so wie ich etwas empfinde stimmt“ (Z. 463-464), als auch, dass „keiner versucht zu erzähl'n dass es nicht so is“ (Z. 464). Die Wirkung der Diagnose richtet sich bei Alea also bestätigend nach innen und abwehrend nach außen. Niemand soll ihr ihre Erklärung wegnehmen. Der letzten Sequenz folgend, in der Alea die Unsicherheiten einer Selbstdiagnose gegenüber einer offiziellen Diagnose aufgebracht hatte, erfüllt die Abgrenzung vom Kleinreden an dieser Stelle eine stabilisierende Funktion. Alea möchte nicht angezweifelt werden. Indem sie dies generalisierend einbringt, schützt sie sich auch innerhalb der Gruppe davor. Oskar und

Ronja validieren auch den negativen Horizont. Die Befürchtung, dass ihnen die ADHS genommen wird, teilen alle drei in verschiedenen Ausprägungen⁸.

- 466 A: wenn ahm dann sozusagn eine Gruppe gefunden hat denens ähnlich geht da fühlt man
467 sich so: verstandn und man kann über Sachn redn die halt (.) jemand ders nicht hat
468 einfach nicht nachvollziehn kann und so gings mir halt (.) gehts mir jetzt wenn ich euch
469 R: L_{mhm}
470 A: mit euch rede weil ich war eigentlich noch nicht in so einer (.) in so einer Gruppe aber
471 so gings mir (.) mit de Essen. als ich dann endlich mal mit Leutn geredet hab den die
472 das gleiche erfahrn haben da war ich so *oh mein Gott es war alles wahr* wies mir

Die beschriebene *Validierung* erfährt man dann, wenn man eine Gruppe findet. Alea formuliert den Vorgang als logische Fortsetzung. Nachdem man sich *erkennt und erkannt fühlt*, sich besser zu verstehen lernt, kann man eine Gruppe an Menschen finden, „denens ähnlich geht“ (Z. 466). Dort kann sich über Dinge austauschen, die andere Personen ohne eine gewisse Erlebensweise nicht verstehen. Dieser Unterschied bestätigt wiederum die eigene Zugehörigkeit. Solche Gruppenerfahrungen kennt Alea bereits aus ihrer Essstörungsgeschichte⁹ („mit de Essen“, Z. 471) und erlebt es in der Runde, in der sie gerade spricht, wieder. Sie reinszeniert ihre damalige Reaktion auf die Gruppe: „*oh mein Gott es war alles wahr*“ (Z. 472). Sich so verstanden zu fühlen, erleichtert von Zweifeln und zeigt eine *Wahrheit* auf. Die Validierung der Gruppe bietet ein zusätzliches Enaktierungspotenzial. Es wird so möglich, das eigene Erleben auf dieselbe Weise zu begründen und die proponierte Erleichterung einer Diagnose zu erfahren.

- 473 A: gegangen is es war nicht weil ich schwach war oder weil ich mich angestellt hab sondern
474 (.) *das is eine Störung* das passt nicht das soll nicht so sein und das is so das Hauptding
475 O: L_{mhm}
476 A: wo ich mir denke di:e die Diagnose gibt dir so ein ein bisschen eine (.) ein einen Ort an
477 dem du dich ausruhen kannst der dir auch wirklich sagt hey (.) du bist richtig wies is
478 und du kannst nichts dafür dass es vielleicht mal so und so und so schwierig für dich
479 war (.) also
480 O: L_{mh} ja

⁸ In der Einstiegspassage treibt es die Gruppe bereits kollektiv um, dass ihnen das Empowerment durch ADHS durch eine andere, vielleicht neuere Medienpraxis genommen wird.

⁹ Alea erzählt in der Eingangspassage davon, dass sie über Beiträge auf Instagram ihr Verhalten als Ausdruck einer Essstörung deuten konnte.

Wenn die Selbstdiagnose wahr ist, kann das Erklärungsmodell zum eigenen Erleben also von „weil ich schwach war oder weil ich mich angestellt hab“ (Z. 473) zu „*das ist eine Störung*“ (Z. 474) und „du kannst nichts dafür“ (Z. 478) eingetauscht werden. Es bietet sich eine neue Deutungsmöglichkeit, die Alea homolog zu Oskar von der Schuldfrage entlastet. Alea beschreibt diese Erleichterung auch metaphorisch als „einen Ort an dem du dich ausruhen kannst“ (Z. 476-477). Der positive Horizont wird wiederholt und verbildlicht. Die Ursache für das eigene Erleben nun nicht mir in persönlicher Schwäche, sondern als Störung einzuordnen, erlaubt es, sich zu entspannen. Man hat keine Verantwortung für das abweichende Erleben. Wie man empfindet, trägt einen Sinn.

- 481 R: Für mich is es auch sehr ähnlich also zu dem was mir die Diagnose gibt muss ich sogn
 482 viel viele (.) Bereiche also zum einen bin ich mir selber gegenüber viel (.)
 483 verständnisvoller gewordn weil ich mir dann selber nicht mehr geda- weil davor hab ich
 484 A: L_{mhm}
 485 R: mir oft selber gedacht stell dich nicht so an oder halt oder hab mir selber Vorwürfe
 486 A: L_{mhm mhm}
 487 R: gemacht das in wie kann das sein dass ich das nicht hinbekomm und alle andern schon
 488 O: L_{ja}
 489 R: und jetzt bin ich da so okay es kann sein dass ich das nicht hinbekomm und alle andern
 490 A: L_{mhm}
 491 R: schon weil das hat nen Grund also viel mehr Selbstverständnis bringt mir die Diagnose
 492 A: L_{mhm}

Ronja übernimmt nach Alea die Sprechendenrolle. Die Diagnose helfe ihr in verschiedenen Gebieten und validiert die anfängliche Proposition. Auch sie hat die Erfahrung gemacht, sich „selber gegenüber viel (.) verständnisvoller gewordn“ (Z. 483) zu sein. Vor der Diagnose hatte sie sich für weniger Leistungsfähigkeit im Vergleich zu anderen verurteilt. Um dies auszudrücken, verwendet Ronja ganz ähnliche Ausdrücke wie die beiden anderen. Sie greift Oskars zentrale Phrase *stell dich nicht so an* auf (Z. 485), die in der Diskussion ähnlich wie ein Meme in verschiedenen Kontexten das Erlebte auf den Punkt bringt. Mit ADHS hat der Unterschied in dem, was man „hinbekomm[t]“ (Z. 487), eine Erklärung bekommen und dadurch kann man die Schuldgefühle ablegen.

493 R: ähm die Diagnose hat mir gebracht sehr viel ähm (.) Verste:hn von meinem gesamten
 494 Familiengefüge ich bin daweil die einzige mit der Diagnose aber ich bin mir sehr sicher
 495 dass mein Bruder und meine Eltern es auch habn mein Bruder und meine Mama ham
 496 jetzt den Test gemacht wir warten noch aufs Ergebnis ähm aber ich geh stark davon aus
 497 A: L@okay@
 498 R: dass wirs alle habn (.) was ja auch oft so is dass es in der Familie irgendwie liegt was
 499 auch oft n Grund is warums viele dann nicht diagnostizirn weil dann in der Familie
 500 sind ja eh alle so also zum das war das andere wo ich mir gedacht hab jetzt versteh ich
 501 manche Konfliktsituationen in der Familie besser oder manche Dinge (.) so
 502 zwischenmenschliche Dinge innerhalb von der Familie (.) und was ich auch äh finde

Neben dem Verständnis für sich selbst bringt Ronja nun auch das verbesserte Verständnis für ihre Familie und deren Beziehungsdynamiken ein. Sie elaboriert damit den positiven Horizont. Die Erklärbarkeit erleichtert nicht nur das Verständnis für sich selbst, sondern auch das Verständnis für das familiäre Miteinander.

Ronja berichtet von der Vermutung, dass neben ihr auch ihr Vater, ihre Mutter und ihr Bruder ADHS haben. Die letzteren beiden haben kürzlich eine Testung durchlaufen. Die Diagnostik ist jedoch noch nicht abgeschlossen. Auf diese Erzählung Ronjas reagiert Alea lachend („@okay@“, Z. 497). Im Lachen zeigt sich eine Überraschung, diese Art der Erweiterung auf das Familiensystem ist unerwartet. Alea teilt zwar die Erfahrung, die Diagnose(vermutung) mit ihrem Bruder zu teilen, arbeitet sich jedoch viel mehr an den Unterschieden als an den Ähnlichkeiten ab. Immanent bestehen Unterschiede in den Geschichten über ADHS in der Familie. Trotzdem dokumentiert sich die Rückversicherung über die Familie als Argument für eine vorliegende Neurodivergenz als kollektiver Wissensbestand.

Ronja macht im Weiteren auch explizit, dass es „ja auch oft so is dass es in der Familie irgendwie liegt“ (Z. 498). Die Annahme einer Vererbbarkeit von ADHS leitet den Blick auf die Familienmitglieder und kann die Deutung des eigenen Erlebens absichern. Ronja bleibt im Modus der Argumentation und erklärt die späte Diagnostik von ihr und ihren Familienmitgliedern über die geteilte ADHS. Hier validiert sie wiederum Oskars und Aleas Argument, dass man auffallen muss, um eine Diagnose zu bekommen. ADHS als Deutungsmuster erfüllt eine erklärende Funktion, die durch den Einbezug der Familie argumentativ gestützt wird.

503 R: was es (.) bringt is dass mans in Situationen wo sichs bei einem selber extrem äußert
 504 wos aber andere Menschen auch betrifft besser erklärn kann wenn ich jetzt mit jemandem
 505 O: Lmhm mhm
 506 R: rede und wir stehn auf der Straße und es Autos fahrn vorbei und meine Augen folgen
 507 den Autos und ich bin die ganze Zeit irgendwi:e (.) weg gedanklich dann kann ich der
 508 O: Lja
 509 R: Person sagen hey das hat den und den Hintergrund das musst du nicht persönlich
 510 nehmen das liegt nicht an dir ich hör dir nicht nicht zu ich hör dir wohl zu aber es is es
 511 O: Lmhm das is nich- ja
 512 A: Lmhm
 513 R: hat (.) es gibt da (.) diesen Hintergrund also ich find das hat irgendwie viel viel mir
 514 O: Lja
 515 R: persönlich hats viel gebracht und eh obviously meine Schulzeit auch @viel besser
 516 verstanden@ danach und was ich (.) also dieses false positives ...

Als dritte hilfreiche Facette der Diagnose benennt Ronja die Erklärbarkeit eigener Verhaltensweisen nach außen, in denen sich die ADHS stark zeigt, „wos aber andere Menschen auch betrifft“ (Z. 504). Oskar validiert diese Proposition direkt und laufend, während Ronja den Punkt exemplifiziert. Sie zeigt am Beispiel von Gesprächen in lauten Umgebungen, dass ihr fehlender Augenkontakt oft als unhöfliche Unaufmerksamkeit missinterpretiert wird. Die Richtigstellung gelingt, indem der „Hintergrund“ (Z. 513) erklärt wird. Wie sie reagiert, hat einen Sinn, der sich aus der ADHS logisch ergibt. Über die Diagnose kann das eigene Handeln der anderen Person erklärt und verstehbar gemacht werden. Die Verantwortung liegt weder bei einem selbst noch dem Gegenüber, sondern in einem Dritten – der ADHS, über das gesprochen werden kann.

Ronja konkludiert, dass die Diagnose also insgesamt „viel gebracht“ (Z. 515) hat. Kurz erwähnt sie noch die Schulzeit, die sie mit der Diagnose rückblickend „obviously (...) auch @viel besser verstanden@“ hat. An diesem Punkt reicht die Erwähnung und das Lachen. Sie muss das verbesserte Verständnis nicht mehr weiter elaborieren. Die Gruppe scheint sich ausreichend darüber verständigt zu haben, dass das Deutungsangebot ADHS ihnen eine Möglichkeit bietet, ihr Erleben und Handeln erklären zu können. Sie streben kollektiv nach Erleichterung von Leistungsdruck und Vergleich. Mit ADHS erhält das Anderssein ein Erklärungsmuster, das nach innen und außen funktioniert.

Mit dem Stichwort „false positives“ (Z. 516) nimmt Oskar auf den anhalten Diskursstrang aus der Eingangspassage Bezug, in dem sich besonders Ronja und er divergierend am Risiko falscher Diagnosen oder zu vieler Diagnosestellungen abarbeiten. Da diese Diskursbewegung bereits in der Eingangspassage zu genüge porträtiert werden konnte, endet die Sequenz an dieser Stelle, wo sie das Thema von Oskars Nachfrage verlässt.

ZUSAMMENFASSUNG

Im Gespräch der Gruppe Baumwolle ließen sich mehrere geteilte Erfahrungsräume der Teilnehmenden rekonstruieren. Die Erleichterung, die die Teilnehmenden durch das Einordnen ihres Erlebens und Handelns in Kategorien des klinischen Diskurses beziehungsweise des Neurodivergenzdiskurses erfahren, stellt eine gemeinsame Erfahrung dar. Doch trotz der vielfältigen Homologien in den Erzählungen und der geteilten Orientierung zeigt sich in der langen Einstiegspassage eine divergente Diskursorganisation. Es wird sich über 23 Minuten an der Frage des Enaktierungspotenzials Sozialer Medien abgearbeitet. Die Diskutierenden teilen den Erfahrungsraum der Sozialen Medien, erleben diesen jedoch unterschiedlich. Immer wieder wird mit einer gegenläufigen These auf die eingängliche Proposition Bezug genommen. Am Beginn stand die veränderte und verbreiterte Bekanntheit von ADHS in den Sozialen Medien, die einen Zugang zum angestrebten Wissen und der gewünschten Klarheit ermöglichen soll. Zugespitzt meint Oskar, ihm hätte ein Meme gereicht und es wäre sofort klar gewesen, dass er ADHS hat. Das Problem bestand nur darin, dass das Internet früher anders funktionierte als heute. Mehr Bekanntheit sorgt also dafür, dass mehr Menschen Zugang zu Wissen haben und sich dadurch eine Klarheit verschaffen können, auch wenn sie von Eltern und Psy* übersehen werden. Die Gegenposition nimmt Ronja über die gesamte Passage ein. Sie wirft einen negativen Horizont auf, den sie dadurch charakterisiert, dass in der großen Popularität die angestrebte Klarheit einer Abgrenzung verloren geht. Die Trends nehmen dem Thema die Ernsthaftigkeit, so Ronjas These. Man müsse vor allem *irgendwelche* Leute davon abhalten, *irgendwelche* Beiträge ohne professionellen Hintergrund zu teilen, da diese zu wenig spezifisch sind. Ronja orientiert sich am Wissen und der Autorität der Psy*, die ihr die Klarheit im Diskurs bewahren.

Die Positionen nähern sich zwischendurch scheinbar an, etwa durch das gemeinsame Lachen über Oskars eingebrachtes Meme, Versuche der Differenzierung von persönlichem Erleben und Bewertung des Diskurses, sowie dem Auftreten Aleas, die für beide Seiten argumentiert. An einigen Stellen entsteht der Eindruck einer konkludierenden Synthese. Sie wird jedoch immer wieder beanstandet und die Orientierungen driften wiederholt auseinander. Anfänglich

entsprechen sowohl antithetische, oppositionelle, als auch divergente Diskurse solch einer Bezugnahme (Przyborski, 2004). Während bei einer Opposition die Unvereinbarkeit der Orientierungen relativ klar und offen dargelegt wird und die Themen durch den Widerspruch häufig wechseln können, bleiben die Teilnehmenden bei einem divergierenden Diskurs beim Thema. Es werden immer wieder Elemente der jeweils anderen Seite aufgegriffen und in den eigenen Orientierungsrahmen eingeordnet, so dass der Eindruck entsteht, man beziehe sich aufeinander, eigentlich redet man aber aneinander vorbei. Die Orientierungen driften typischerweise auseinander und Transformationen werden nicht erkannt (ebd.). Genau diese Art des Divergierens lässt sich im langgezogenen Abarbeiten am Thema der Sozialen Medien durch die Gruppe Baumwolle beobachten.

Welche Organisationsform den Verlauf schließlich angemessen beschreibt, liegt in der Art der Beendigung einer Passage begründet (Przyborski, 2004). Gang und gäbe für divergente Diskurse sind rituelle Synthesen. In dieser Konklusionsform werden gegensätzliche Orientierungen beispielsweise an einen anderen Ort verlagert und dort in einer dritten Orientierung zusammengeführt (ebd.). In der hier behandelten Gruppe lässt sich dies an Oskars Verschiebung der Problematik in den Kontext des gesamten Internets erkennen, die er am Ende der Eingangspassage vornimmt. Die Gruppenmitglieder validieren die Aussage, aber die unterschiedlichen Orientierungen bleiben bestehen. Die rituelle Synthese ist ein Ausstieg aus der Thematik, aber keine Auflösung der widersprüchlichen Orientierungen (Przyborski, 2004).

Die divergente Diskursorganisation setzt sich nach der Einstiegspassage über weite Teile des Gesprächs fort. Die zweite vorgestellte Passage stellt dabei eine Fokussierung auf deren kollektive Erfahrungen dar. Sie beginnt mit der Proposition, dass die Diagnose – sei sie durch Psy* oder eine Person selbst gestellt – hilfreich für das Leben ist und wird von allen drei Diskussionsteilnehmenden validiert. Zentral ist für alle das veränderte und verbesserte Verständnis durch das Wissen um die eigene ADHS. Sie elaborieren dies mit unterschiedlicher Gewichtung als Einordnung für sich selbst und als Modell, das Erklärungen nach außen hin ermöglicht.

Gemein ist den Gruppenteilnehmenden außerdem die Erfahrung mit gesellschaftlichem Druck. Sie teilen die Not, den Anforderungen von außen kaum gerecht werden zu können. Durch mehrfache Reinszenierungen machen sie deutlich, wie sie mit anderen Menschen verglichen wurden und ihr Gefühl, anders zu funktionieren, kleingeredet wurde. Sie streben nach Entlastung von diesen gesellschaftlichen Erfordernissen, denen sie im Erwachsenenalter nicht mehr gerecht werden können. Gleichzeitig sind sie alle nie genug aufgefallen, als dass ihnen

die Erklärung über eine ADHS-Diagnose von Eltern oder Psy* nahegelegt wurde. Sie haben die Herausforderungen der Kindheit und Jugend mit großen Mühen aus eigener Kraft heraus bewältigt. Nun sind sie erschöpft vom ständigen Vergleich, mit anderen, die auch im Erwachsenenalter alles schaffen, mitzuhalten. Der positive Horizont ist ein Wissen und eine Klarheit über die Ursachen ihres abweichenden Erlebens, die ihnen eine Erklärung nach innen und außen ermöglichen und sie so von der Schuld des Andersseins entlastet.

GRUPPE TÜLL

Als zweite Gruppendiskussionsrunde kamen vier Personen zusammen, die sich alle über eine Kontaktperson in der Gruppe kannten. Diese Kontaktperson – von mir mit dem Namen Akapi bezeichnet – meldete sich direkt auf meinen Aufruf auf Instagram. Wir kannten uns über einen früheren gemeinsamen Freund, hatten uns allerdings mehrere Jahre nicht mehr gesehen. Akapi hatte in einer Direktnachricht geantwortet, in der dey berichtet, kürzlich eine Autismus- und ADHS-Diagnose gestellt bekommen zu haben und meinte, unbedingt zur Entstigmatisierung von Neurodivergenz beitragen zu wollen. Auf Nachfrage, ob dey vielleicht Freund_innen mitbringen wollte, antwortete Akapi, dass die meisten derer engen Freund_innen neurodivers wären. Akapi stellte daraufhin eine Gruppe mit Personen aus deren engerem Umfeld zusammen und merkte an, darauf geachtet zu haben, dass die Menschen unterschiedliche Erfahrungen einbringen könnten, auch hinsichtlich offiziell oder selbstdiagnostiziert. Bis sich vier Menschen gemeldet hatten, waren Akapi und ich ein wenig in Kontakt. Dey zeigte viel Interesse an meinem Forschungsthema, teilte eigene Ansichten und wiederholte öfter, froh zu sein, bei dem Projekt mitwirken zu dürfen. Es wurde eine Whatsappgruppe gegründet, in der ich mich für die Bereitschaft, dabei zu sein, bedankte und einige vage Informationen zu meinem Erkenntnisinteresse und etwas detailliertere Rahmenbedingungen kommunizierte. Akapi beschrieb auch hier nochmals deren Erfahrungen und Haltung zum Thema Neurodiversität. Ich fragte, wie die Personen angesprochen werden wollten, worauf Magdalena meinte, keine Pronomen zugeschrieben bekommen zu wollen, Akapi präferierte dey/deren im Deutschen. Nikita und Elvin gingen nicht auf die Frage ein. Ich verwende daher keine oder genderneutrale Pronomen für die beiden. Der Termin musste einige Male verschoben und neu gefunden werden bis sich schließlich ein Abend ergab, an dem alle Zeit hatten. Eine Person erkrankte kurzfristig.

Im Vorlauf der Diskussion bemerkten wir, alle zumindest abschnittsweise sozialpädagogisch gearbeitet zu haben und alle um die 24 Jahre alt zu sein. Nikita und Akapi kennen sich aus einer facheinschlägigen Schulausbildung, wobei Nikita weiterhin in diesem Feld arbeitet, Akapi dagegen künstlerisch tätig ist. Elvin und Magdalena kennen sich vor dem Gespräch - entgegen meiner Erwartung - nicht. Sie gehen psychosozialen Ausbildungen und Nebenjobs nach. Auch in dieser Gruppe hatte ich zuvor ein Bild des Raums geteilt und ermutigt, hilfreiche Gegenstände mitzubringen und Wünsche zu äußern. Diese Gruppe brachte einige fidget toys und Kuscheltiere mit. Die Diskutierenden wünschten sich eine gedämmte Beleuchtung und Pausen. Da ich aus der Literatur keine Erfahrungswerte im Umgang mit Pausen kannte, fragte ich Kolleg_innen aus dem Seminar, die von leichten Einstiegen nach Pausen berichteten, entweder mittels Nachfrage oder rein durch die Dynamik der Gruppe selbst.

Die Gruppendiskussion mit Nikita, Elvin, Akapi und Magdalena fand am Abend des 14. Dezember 2023 im Wohnzimmer einer psychosozialen Einrichtung in Wien statt, in der die Mitarbeitenden nur untertags tätig sind. Den Raum konnte ich über einen privaten Kontakt nutzen. Die Teilnehmenden nahmen auf einem Ecksofa rund um einen Couchtisch mit Wasser und kleinen Snacks Platz. Ich saß auf einem Couchsessel mit meiner Mappe für Notizen in der Hand.

Nachdem ich das Einverständnis für die Tonaufnahme bekommen hatte, startete ich die Aufzeichnung und begann mit meinem Eingangsstimulus. Anfangs waren einige Hintergrundgeräusche aus dem Gebäude zu hören und die Teilnehmenden reagierten bereits während meiner Darstellung auf das Gesagte. Im Vergleich zur Gruppe Baumwolle verwies ich ohne Absicht nicht explizit auf die mitgebrachten Medieninhalte. Auf meine Einstiegsfragen antwortend, begann Akapi in der ersten Viertelstunde verschiedene Themen anzusprechen, auf welche die Anderen verbal und nonverbal reagieren. Dann brachte auch Magdalena einen Punkt vor und das Gespräch entwickelte sich stark interaktiv weiter. Nach einer Stunde und 13 Minuten leitete Magdalena eine Pause ein, in der Tee zubereitet und geraucht wurde. Es taten sich themenverwandte Gespräche auf und die Teilnehmenden kehrten schließlich selbstständig zum Sofa zurück.

Als ich begann, wieder aufzuzeichnen, kommentieren die Teilnehmenden ihr Gesprächsthema und Elvin brachte eine neue Erfahrung auf, anhand derer sich das Gespräch weiterspinnen konnte. Etwa eine halbe Stunde nach der Pause merkte Magdalena an, dass Magdalenas Gespräch mit Akapi vielleicht Nikita und Elvin ausschließen könnte und ich eine Frage stellen sollte. Darauf ging ich ein und stellte eine erste Nachfrage. Nachmals 20 Minuten später verließ Akapi den Raum mit der Begründung, durch den eigenen Wortbeitrag sehr traurig geworden zu sein. Da ich daraufhin begann, mir Sorgen zu machen, griff ich - stärker als für das Gruppendiskussionsverfahren üblich - in das Gespräch ein. Allerdings wechselt hier der Rahmen der Expertise. Innerhalb der Forschungssituation verweise ich bewusst auf die Expertise der Teilnehmenden für deren Erleben, ich bin jedoch Expertin für die Umsetzung und eine sichere Situationsgestaltung (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 94). Nach einigen Minuten unterbrach ich also die Unterhaltung, um die Umstände in der Gruppe anzusprechen und kündigte ein baldiges Ende an. Ich verließ für ein paar Minuten den Raum, um nach Akapi zu sehen. Die übrigen wirkten eher ratlos, aber unaufgeregt. Akapi versicherte mir, mit den Gefühlen klarzukommen, aber noch einen Moment Rückzug zu brauchen. Ich respektierte deren Wunsch und lenkte das Gespräch mit den anderen Teilnehmenden durch eine explizit

abschließende Frage auf ein anderes Thema. Wenig später betrat Akapi wieder den Raum und nahm nochmal am Austausch teil, bevor ich das Gespräch dankend nach insgesamt 2,5 Stunden beendete.

Gruppe Baumwolle am 14.12.2023 – *Passage Einstieg*

Timecode: 0:00:00-0:24:02 (Dauer 24:02 Minuten)

Teilnehmende: **Y:** Diskussionseinladende Hannah Plachel, **A:** Akapi (dey), **N:** Nikita (-),
M: Magdalena (-), **E:** Elvin (-)

Transkription: Hannah Plachel unter Verwendung von MAXQDA

- 1 Y: Voll (.) dann würd ich mal anfangen wenn das für euch passt, (.) genau (.) ur schön dass
2 A: L_{yes}
3 Y: ihr da seid (.) ähm:: genau diese Dinger nehmen jetzt auf das hab ich euch eh schon
4 N: L_{N: @(.)@}
5 Y: gesagt ä:hm und (.) ich werd aber keine persönlichen Dinge also p- keine persönlichen
6 Daten von euch irgendwie weiterverwenden oder=so und alles anonymisiern was ihr so
7 an Namen (1) °sagts°
8 A: L_{Kriegen wir Codenamen? also so Ersatznamen,}
9 M: L_{@(2)@}
10 N: L_{@(2)@}
11 E: L_{°@(.)@°}
12 Y: L_{@(Codenamen)@}
13 A L_{°babyblue°}

An dieser Stelle greife ich in den Redefluss des Smalltalks ein. Mit „dann würd ich mal anfangen“ (Z.1) positioniere ich mich als Moderation und impliziere, dass das bisher Gesprochene nicht zu einem offiziellen Teil des Gesprächs gehört. Ich hole mir die Zustimmung der Diskutierenden ein, was Akapi mit einem „yes“ (Z. 2) bestätigt. Daraufhin bedanke ich mich für die Anwesenheit. Das rückversichernde „genau“ (Z.1) leitet meine vorab überlegten Punkte ein: Begrüßung, Dank und als nächstes Tonaufnahme und Anonymisierung. Während diese Abfolge das Gespräch weiter in einen förmlichen Rahmen gießt, verweist die verwendete Sprache bezüglich der Technik auf einen betont ungezwungenen Umgang: „diese Dinger nehmen jetzt auf das hab ich euch eh schon gesagt“ (Z.3). Es hat im Vorhinein bereits Kommunikation bezüglich der Rahmenbedingungen stattgefunden. Auch auf den datenschutzrechtlichen Umgang wird zuerst wenig konkret eingegangen („ich werd aber keine persönlichen Dinge also“, Z.5), diese „Dinge“ dann allerdings doch explizit erklärt. Es handelt sich um Daten, welche anonymisiert werden. Diese Daten werden dann als Namen definiert, als Akapi direkt einsteigt und fragt, ob die Teilnehmenden nun „Codenamen?“ (Z.8) bekommen würden. Die übrigen Anwesenden reagieren mit Gelächter, woraufhin Akapi auch noch „also

so Ersatznamen,“ und das Stichwort „babyblue“ hinzufügt. Ein Codename wie babyblue erinnert an Nicknamen in Spielen oder Online-Foren, die Farbe Babyblau stereotyp an die Geburt eines Jungen.

- 14 Y: Genau also es sollte (.) nichts irgendwie in dieser Arbeit auf euch (.) zurückführbar sein
15 genau einma- dann startn wir einfach mal (.) thematisch rein weil ich freu mich schon
16 M: L_{@(passt)@}
17 N: L_{@(2)@}
18 A: L_{ja}
19 Y: ur (.) voy ä:hm (.) ihr wissts ja eh ich ir- äh interessier mich für Neurodiversität, und
20 A: L_{ja @(.)@}
21 M: L_{fix}
22 Y: Neurodivergenz ähm und wie Menschen das so erleben und vor allem so das da- also
23 dafür wie Menschen auch dazu kommen sich irgendwie darin wiederzuerkennen:: ähm
24 sich vielleicht auch (.) Diagnosebegriffe anzuschauen oder eben neurodivergent sein
25 anschauen und (.) ähm da dazu kommen was für sie auch als Bezeichnung passt, (.) und
26 (.) ja deswegn würds mich intressiern was ihr so fü:r Erfahrungen gemacht habt ähm::
27 was ihr so (.) da erlebt habt oder auch grade jetzt erlebt //Schritte am Gang// ähm (1)
28 M: L_{((räuspern))}
29 genau (.) und eben so bisschen auch so euern- wie ihr dazu gefunden habt äh:: und so
30 Sachn ähm mich interessiert aber generell einfach alles was euch auch dazu einfällt zu
31 dem Thema (1) also ihr könnt einfach drauf los redn und am bestn ist es einfach wenn
32 ihr so: (.) die Sachn rasuhaut wies irgendwie so für euch passt und wie ihr einfach drüber
33 sprechen würdet (1) mja

Auf Akapis Kommentare hin beende ich meine Erklärung zum Thema Datenschutz, indem ich resultiere, „es sollte (.) nichts irgendwie in dieser Arbeit auf euch (.) zurückführbar sein“ (Z.14). Mit den Worten *sollte* und *irgendwie* wird eine Unklarheit kommuniziert, die sich auf die Umsetzung der Anonymisierung oder auf die unvollständige Ausführung in diesen einleitenden Worten beziehen kann. Die Gesprächsteilnehmenden zeigen sich jedenfalls einverstanden mit dem Modus und lachen weiter. Daraufhin nehme ich mir nicht mehr Zeit, um auf Formalia einzugehen, sondern möchte nun schnell „thematisch rein[starten]“ (Z. 15). Diesen Schritt begründe ich mit Vorfreude und unterstreiche damit noch einmal, dass das ‚eigentliche‘ Gespräch, für das sich hier versammelt wurde, noch nicht begonnen hat. Die freudige Erwartung auf den Austausch wird von Akapi und Magdalena validiert.

Den angekündigten „thematischen“ Teil und beginne ich mit: „ihr wissts ja eh ich ir- äh interessier mich für Neurodiversität“ (Z. 19). Damit impliziere ich, dass das ‚eigentliche Gespräch‘ sich um ein Thema meines Interesses drehen soll. Die Anwesenden wissen darüber Bescheid. Die Klärung des Themas wird nun breit aufgestellt und dann leicht fokussiert. Es soll um Neurodiversität und Neurodivergenz gehen, was eine mögliche Unterscheidung dieser Begriffe transportiert. Ich spreche davon, mich generell für das Erleben von Menschen mit Neurodivergenz/Neurodiversität (ND) zu interessieren, hebe dann aber besonders den Weg dorthin hervor: „wie Menschen auch dazu kommen sich irgendwie darin wiederzuerkennen“ (Z.23). Diese Formulierung enthält meine Vorannahmen, Menschen müssten zur Neurodivergenz kommen, nicht umgekehrt, und ND sei etwas, worin man sich wiedererkennen kann, woran man erinnert wird, womit man sich identifiziert. Hier impliziere ich bereits den medialen Kontext in meiner Äußerung, in dem es Abbildungen von neurodivergentem Leben gibt, die betrachtet und worin sich „wiedererkannt“ werden kann. Zusätzlich nehme ich an, dass sich in diesem Kontext die Möglichkeit bietet, herauszufinden, was für eine Person „als Bezeichnung passt“ (Z.25). Hier wird mein Interesse daran deutlich, wie die Teilnehmenden sich in Bezug auf psychopathologische und neurodiverse Begrifflichkeiten positionieren. In diesem Versuch, vage zu formulieren, dokumentiert sich bereits eine Proposition bezüglich des Weges zur ND – zuerst kann man sich ND anschauen, sich dann darin wiedererkennen und in Folge eine Bezeichnung für sich wählen. Eine solche Setzung des Identifikationsprozesses als bewusste Entscheidung kann jedoch das praktische Tun nicht angemessen einfangen. Für die dargelegten Interessen sind daher die vergangenen und aktuellen Erfahrungen der Gesprächsteilnehmenden relevant, deren Erzählpraxis als Verweis auf deren Erlebensstruktur. Ich verspreche mir daraus Aufschluss über die gestellten Fragen.

Meine Orientierung an Prozesshaftem ist auch aus narrativen Interviews bekannt. Ich bemühe mich hier erzählgenerierend zu fragen, da Erzählungen mit atheoretischem Wissen und handlungsleitenden Sinnstrukturen korrespondieren, auf die ich in der Analyse hinaus will (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021). Ich unterbreche mich: „so bisschen auch so euern- wie ihr dazu gefunden habt“ (Z.29). Man könnte ergänzen, mich interessiere, *auch so euer Weg zu neurodivergenten Identifikation*. Von diesem spezifischen Fokus rücke ich dann aber ab und füge ein sehr vages „und so Sachn“ (Z.29-30) hinzu, bevor ich die Teilnehmenden ermutige, alles, was ihnen einfallen würde, so natürlich wie möglich auszutauschen. Hier lassen sich nun typische Merkmale der demonstrativen Vagheit (Bohnsack, 1999) erkennen. Die Vagheit als Gestaltungselement des Eingangsstimulus soll das Prinzip der methodischen Fremdheit gegenüber dem Forschungsfeld ausdrücken. Durch mehrere unterschiedlich formulierte Fragen

und ein vage formuliertes Erkenntnisinteresse sollen Offenheit und ehrliches Interesse an einer Aufklärung durch die Diskussionsteilnehmenden vermittelt werden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 94). In meiner ersten Proposition, dass und wie sich ein *Weg zur Neurodivergenz* erstreckt, dokumentieren sich bereits leichte Vorannahmen, auf die das Feld eingehen wird.

- 34 A: L_{in} mein Kopf öffnet si grod so a Buch und is so *die Anfänge*
35 M: L_{@(1)@}
36 E: L_{@(1)@}
37 N: L_I hob a
38 grod so Oh Gott was warn die Anfänge?
39 A: L_{ja::} wo fangt es an? wann fangt es an? Ja:: gute Frage
40 ähm:::
41 Y: L_{genau} also ich w- will noch ganz kurz sagen dass (.) ich mich da ziemlich jetz
42 raushalten werd aus dem Gesprä:ch also (1) ich hör einfach gespannt zu und ähm ich
43 werd so bissi mitschreiben und so ähm und wenn mir aber irgendwie Fragen einfalln
44 dann werd ich die halt ganz am Ende stelln (.) heißt ihr könnt einfach mal miteinander
45 (.) drüber reden ähm:: voll und dann würd ich euch dazu einladn (.) äh drüber zu
46 sprechen was so eure Erfahrungen mit Neurodivergenz sind (.) wie gings euch da so
47 dabei?

Akapi reagiert auf die Einladung, „ihr könnt einfach drauf los redn“ (Z. 31) indem dey beschreibt, wie sich in dem ein Bild eines sich öffnenden Buches mit der Aufschrift „die Anfänge“ (Z. 34) auftut. Meine Proposition wird direkt aufgegriffen. Magdalena und Elvin reagieren prompt mit einem Auflachen auf die theatralische Metaphorik. Nikita validiert das plötzliche Auftauchen eines Gedankens in Bezug auf den Eingangsstimulus: „Oh Gott was warn die Anfänge?“ (Z. 38). Der Verweis auf einen Weg hin zum neurodivergenten Erleben, der notwendigerweise einen Anfangspunkt hat, scheint bei den Teilnehmenden als starke Fokussierung des ursprünglich vage intendierten Erkenntnisinteresses angekommen zu sein. Die Frage nach dem Ausgangspunkt löst Stress bei Nikita aus, über das eigene Erleben Auskunft geben können zu müssen. Akapi wiederholt die Frage nach den Anfängen einige Male und bewertet sie positiv. Dey zeigt Lust daran, sich mit sich selbst und dem eigenen Gewordensein und der eigenen Psyche auseinanderzusetzen.

Ich lasse die lauten Überlegungen Akapis nicht weiterlaufen, um die Rahmenbedingungen vorab vollständig klären zu können. Paradoxerweise unterbreche ich die Teilnehmenden, um

klarzumachen, dass ich mich ab jetzt aus dem Gespräch eher „raushalten“ (Z. 42) werde. Mir ist es noch wichtig, die Einleitung, in der ich gesprochen hatte, als einen gesonderten Teil zu kontextualisieren, der nicht mit *dem Gespräch an sich* zu verwechseln ist. Fragen, die üblicherweise von Interviewenden immer wieder gestellt werden, sollen, wenn, dann bloß am Ende gestellt werden. Die Teilnehmenden sollen sich auf dieses Format einstellen können. Meine Rolle beschränkt sich vorerst auf die Aufgaben *interessiert zuhören* und *aufzeichnen*.

Nach diesem letzten Einschub, frage ich noch einmal breiter nach den Erfahrungen der Anwesenden und, wie es ihnen so damit ging (Z. 46-47). Üblicher wäre im Sinne des Verfahrens die Frage eher nach dem Schema *Wie ist das so bei euch mit XY* zu formulieren, wie ich es auch geplant hatte. Durch die Art der Formulierung fordere ich jedoch eher eine Reflexionsfähigkeit der Teilnehmenden ein. Die Diskutierenden sollen Auskunft über das Erleben vergangener Ereignisse geben, also sowohl eine Rückschau als auch eine Bewertung vornehmen. So eine Forderung lädt mehr zur Argumentation als zur spontanen Erlebniserzählung ein, was mit höherer Wahrscheinlichkeit einen Zugang zu theoretischem anstelle von handlungsleitendem Wissens bereitstellt. In diesem Vorgehen dokumentiert sich auch eine Unsicherheit. Ich will den formalen Teil abschließen und dem Gespräch der Teilnehmenden Raum geben, die im Vergleich zu anderen Gruppen von Beginn an viel mitreden.

- 48 A: L@(.)@ Sollt i mal anfangen? das a so was ma grad eingefalln is ähm (1) ist
 49 N: LJo bitte
 50 eigentlich so: (.) dass=es eher so (.) mir irgendwann aufgefalln is so vor (.) drei oder
 51 vier Jahrn dass so die Leute mit denen i hoid so (.) close bin: oder ähm mit denen die
 52 M: L@(.)@
 53 A: (1) i dunno mit denen es halt länger auf @längere Zeit@ ein (.) bond bleibt und ma
 54 gleich investiert is oder i=don't=know dass ä-ä- irgendwie:: ja i was ned das erste Mal
 55 hat ma a Freundin gesagt dass sie denkt dass ich ziemlich sicher auch (.) neurodivergent
 56 bin vor so (.) drei:=Jahren ä::hm u:nd die hat sie da schon zu dem Punkt schon (.)
 57 M: L°@(.)@°
 58 A: ziemlich viel damit beschäftigt ähm ghabt und wir warn anfoch so (1) ziemlich
 59 °((klatscht))° also wir - wir ham voll viele (.) ähnliche Sachn ghabt und so in wie wir
 60 Zeit mitnander verbracht haben wir san afoch oft im Badezimmer am Boden gesessn
 61 und i war einfach in meiner Dusche: und wir haben da was=ned Stundn Zeit verbracht

62 ha-halt haben einfach irgendwie (.) @i was ned mit so- mit so Babyspielzeug im Wasser
 63 gespielt@ und an Film nebenbei geschaut und des=is=so die best time ever einfoch und
 64 N: L@ (1) @
 65 E: L@ (1) @
 66 M: L@ (1) @

Akapi reagiert auf die letzte Frage („Wie gings euch da so dabei?“, Z. 46-47) lachend. Damit markiert dey die Unterbrechung und nun abermalige Frage als komisch, lustig, unnatürlich. Dey richtet sich dann an die Runde und bietet an, anzufangen, was Nikita validiert. Akapi knüpft an die vorigen Überlegungen zu *den Anfängen* an und kündigt an, dass dem auf den Eingangsstimulus hin eine Assoziation gekommen ist. Dey beginnt, eine Erkenntnis zu beschreiben, die einige Jahre zurückliegt. Bereits an der Stelle, an der Akapi nur einführt, dass dey sich Gedanken über nahestehende Personen machte, lacht Magdalena schon auf. Akapis *Weg zur Neurodivergenz* hat also etwas mit deren vertrauten Umfeld zu tun. Damit validiert Akapi meine Implikation und elaboriert diese exemplifizierend anhand einer persönlichen Assoziation. Die Reaktion Magdalenas könnte Akapi validieren oder auf den Kontext anspielen, dass Akapi über deren Neurodivergenz in Kombination mit nahestehenden Personen spricht, während dey gerade mit nahestehenden Freund_innen im Raum sitzt. Genau lässt sich die Färbung hier nicht rekonstruieren.

Akapi differenziert die Art der Bindung zu den nahestehenden Personen. Speziell Menschen, zu denen eine ausgeglichene und langanhaltende Beziehung besteht, sind für die eigene Neurodivergenz relevant. Dadurch grenzt dey den Geltungsbereich ein und schließt kurze, frische Freund_innenschaften und Beziehungen, in denen ungleich viel gegeben wird, davon aus. Gänzlich zufrieden scheint Akapi mit dieser Elaboration nicht zu sein („oder i=don't=know dass ä-ä- irgendwie:: ja i was ned“, Z. 54) und erzählt daraufhin eine konkrete Erinnerung. Eine Freundin hatte bei Akapi eine Neurodivergenz vermutet. Die beschriebene Äußerung rahmt Akapi als „das erste Mal“ (Z. 54), was auf weitere Vermutungen oder Hinweise verweist. Akapi verleiht dieser Person eine gewisse Deutungsmacht, die sich daraus ergibt, dass diese sich damals schon „ziemlich viel damit beschäftigt“ (Z. 58) hat und dachte, dass Akapi „ziemlich sicher auch neurodivergent“ (Z. 55) ist. Durch das genannte *auch* wird deutlich, dass die besagte Freundin selbst neurodivergent ist. Sie konnte also aus Beschäftigung in Form von oder ergänzt durch Erfahrungswissen Akapis Neurodivergenz erkennen.

Als Akapi die Qualität der Beziehung zu den beschriebenen nahestehenden Personen anhand des konkreten Beispiels der Freundin festzumachen versucht, scheitert dey erneut. Das Erleben lässt sich nicht auf einen Begriff bringen und dey umschreibt vage mithilfe einer Geste: „und wir warn anfoch so (1) ziemlich °((klatscht))° also wir - wir ham voll viele (.) ähnliche Sachn ghabt“ (Z. 58-59). Das leise Zusammenklatschen der Hände wirkt in dem Zusammenhang als Ausdruck einer engen, innigen Verbundenheit, nahe einer Verschmelzung. Die gemeinsame Zeit beschreibt Akapi anhand eines beispielhaften Treffens, wechselt also auf eine konkrete Ebene. Im Badezimmer mit „Babyspielzeug“ (Z. 62) zu spielen und dabei Filme anzuschauen ist das Sinnbild für die spezielle Verbundenheit der beiden. Im Erzählen lacht Akapi und kontextualisiert das Geschehen damit als lustige Handlung. Alle drei übrigen Anwesenden lachen auf und validieren den unterhaltsamen Charakter der Darstellung. Die Komik der Szene kann auf einen Bruch mit einer Norm hindeuten. Sowohl aufgrund des Ortes als auch der Tätigkeit kann die beschriebene Szene unüblich für den Kontext einer normativ-erwachsenen Freund_innenschaft sein. Das Geschehen erscheint befreit zu sein von äußeren Zwängen, die früher durch Eltern und Erziehungsberechtigte direkt und heute durch gesellschaftliche Normen indirekt vermittelt werden. Gemeinsam anders zu leben, als erwartet würde, unterstützt die Basis der Neurodivergenz für Akapi. Die Ähnlichkeit im Anderssein schafft tiefe Verbundenheit. *Wenn wir ähnlich sind, bin ich wohl auch neurodivergent*. Akapi wirft eine Proposition auf, die einen Moment der Ähnlichkeit und Verbundenheit an den Beginn einer Selbstdiagnosepraxis oder Deutungspraxis stellt. Ein derartiger Freiraum, indem man kollektiv die Neurodiversität leben kann, wird für Akapi zum positiven Horizont („best time ever einfoch“, Z. 63).

67 A: so i dunno man merkt schon (1) also okay @okay@ (.) also i hab schon ganz viele
 68 Diagnosen kriegt in mein Leben und i hab immer schon massiv gestruggled so mit Sozialen und
 69 ähm i bin (.) i hob mi i hob mir immer dacht so (.) also i fühl mi so (.) als wär i net von von-
 70 von diesem planet so aber dann (1) hab i mir das dann ausgeredet weil i ma dacht hab so *haha*
 71 *das denkt doch irgendwie* irgendwie jeder mal zu nem @Punkt irgendwie@ (.) ähm: oder ja:
 72 voll aber so (.) es is immer so hin und her geschwungen von so denial und so oh is des ne (.)
 73 Option irgendwie und über die Jahre (1) ja hab ich

Der konkreten Szene folgt eine angedeutete Erklärung dazu, was man daran schon merken würde. Akapi unterbricht sich jedoch selbst, macht eine kurze Pause gefolgt von einem doppelten „okay“. Beim zweiten Mal lacht dey. Akapi bremst sich selbst ein und verspürt die Notwendigkeit vor einer Schlussfolgerung eine Erklärung abgeben zu müssen. Der lachende

Unterton markiert, dass es dem nicht ganz leicht fällt, in diesen Exkurs einzusteigen, dass etwas Schweres ansteht, das zusätzlich humorvolle Leichtigkeit braucht, um tragbar zu sein.

Wie ein Geständnis erzählt Akapi von deren Schwierigkeiten im (sozialen) Leben. Viele verschiedene Psy*-Diagnosen sind dabei im Laufe der Zeit an dem vergeben worden. Das Gefühl beschreibt Akapi metaphorisch „als wär i net von von-von diesem planet so“ (Z. 70). Es handelt sich um ein Erleben von Anderssein, ohne jegliche Ähnlichkeit oder Anknüpfungsmöglichkeit zum Umfeld. Dieses Erleben hat sich Akapi dann jedoch „ausgeredet“ (Z. 70). Akapi wollte sich davon abbringen, was dey gefühlt hat. Akapi schränkt das Enaktierungspotenzial des zuvor aufgeworfenen positiven Horizonts ein. Diesen Zweifel reinszeniert Akapi auch in deren Begründung: „weil i ma dacht hab so *haha das denkt doch irgendwie* irgendwie jeder mal zu nem @Punkt irgendwie@“ (Z. 71-72). Innerhalb der Äußerung finden zwei Codeswitches statt. Der erste Abschnitt stellt deren Gedanken vor einigen Jahren da, dey verändert die Stimme und stellt die Überlegung mit einem „haha“ als amüsant oder naiv dar. Der Bruch innerhalb des Satzes passiert, als Akapi deren „irgendwie“ einmal in verstellter Stimme ausspricht und anschließend in deren üblicher Stimmlage wiederholt. Das Ausreden ist damals entstanden, war aber nicht stabil. Akapi hat *es* – deren Anderssein und Neurodivergenz – seit der ersten Anmerkung der Freundin manchmal geleugnet und manchmal als mögliche „Option“ angesehen hat (Z. 72-73). Dey beschreibt den Prozess als Hin- und Herschwingen, wie ein Pendel, das eine unaufhaltsame Bewegung ausführt und in gleichem Maße den einen wie den anderen Pol anvisiert. Allerdings betont Akapi den Aspekt des Verleugnens einer Wahrheit („denial“, Z. 73), während dey die Möglichkeit, dass dey neurodivergent sein könnte, abschwächt („ne (.) Option irgendwie“, Z.73). Eine Ausgewogenheit zwischen der Option, neurodivergent und neurotypisch zu sein, kommt in der Formulierung nicht zum Ausdruck. Stattdessen spricht Akapi hier jedoch von Leugnung („denial“), was als Kontrast zur Anerkennung oder Annahme funktioniert und die Neurodivergenz als darunterliegende Wahrheit impliziert.

- 74 A: mich dann auch (.) mehr reingelesen und dann is es a auf TikTok oder generell auf
75 Soziale Medien so ((Zungenschnalzen)) (1) ähm größer geworden ((seufzt)) und das hat
76 bei mir schon dazu beigetragen dass i mi auf jedn Fall (1) vor allem im trauma-related
77 Bereich weil wenn man (.) ja um Beispiel als autistische Person spätagnostiziert wird
78 was eh bei den meisten afab Personen so is würd ich sagen (.) ä::hm hat man ziemlich
79 viel Trauma mal generell würd ich sagen bei mir war es a so dass i als Kind so massiv-

Seitdem deren Freundin die Neurodivergenz bei Akapi vermutet hatte, hat sich Akapi tiefer mit der Thematik beschäftigt – wie die Freundin selbst, deren Urteil dey viel Gewicht zugeschrieben hatte. Akapi hatte begonnen, sich einzulesen, deren Wissen zu erweitern. Zu der Zeit ist die Thematik irgendwie in den Sozialen Medien angekommen. Akapi schnalzt mit der Zunge und signalisiert eine Unsicherheit im Ausdruck. Es ist dort „größer geworden“ (Z.75). Wie und warum das Thema auf der Plattform präsent war, bleibt unerwähnt oder unergründet, es war jedenfalls früher nicht oder weniger zu sehen, heute mehr.

Die Medienpräsenz „hat bei mir schon dazu beigetragen dass i mi auf jedn Fall (1) vor allem im trauma-related Bereich“ sagt Akapi und schiebt hier direkt eine Erklärung ein, bevor dey den Satz beendet. Dey meint, dass die meisten „spätdiagnostizierten“ (Z. 77) Menschen mit Traumata zu tun haben und es sich bei diesen spätdiagnostizierten Neurodivergenten meist um „afab¹⁰ Personen“ – also Menschen, denen bei der Geburt das weibliche Geschlecht zugeschrieben wurde – handelt. Es wird nicht fortgeführt, wozu die mediale Präsenz von Neurodivergenz bei Akapi beigetragen hat. Im Sinne der implizierten Entwicklung weg von der Leugnung hin zu einem Eingestehen oder Annehmen, könnte Akapis Satz so weitergedacht werden, dass die Beschäftigung mit dem Thema – auch mittels Sozialer Medien – dem näher zu dem Punkt gebracht hat, Neurodivergenz als Deutungsmöglichkeit für sich selbst anzuerkennen. Vor allem der „trauma-related Bereich“ (Z. 76-77) wird von Akapi hervorgestrichen. Ein Trauma erlebt zu haben, kann also etwas mit Neurodivergenz zu tun haben. Für Akapi erleichtert sich der Weg hin zur Option der eigenen Neurodivergenz durch die Integration von Traumatisierung und geschlechtsspezifischen Erfahrungen. Hier proponiert Akapi eine logische Abfolge: Akapi ist eine afab Person – afab Personen werden häufiger spät diagnostiziert – Spätdiagnostizierte haben oft Traumata – Traumatische Erlebnisse und Neurodivergenz kommen häufig gemeinsam vor – Akapi kann neurodivergent sein.

80 A: also net so mit (.) ähm halt sozial immer v- mega gestruggled hab und ähm (.) a viele
 81 Sachen ghabt die eindeutige so Hilfeschreie Aufschreie warn und meine Eltern ham halt
 82 alles gekonnt ignoriert und dismissed und ähm:: mi halt eher immer geshamt und fertig
 83 gemacht für so (.) die Sachen die al-so- i kann mi erinnern zum Beispiel- also viele
 84 Erinnerungen kommen jetzt a so hoch seit i diagnostiziert bin oder in dem Prozess des
 85 so aufzuarbeiten kommt voll viele Erinnerungen zruck i hab so hoid sehr (.) löchrige
 86 @Erinnerungen immer wieder@ ähm (1) aber manche Sachn erinnere i mi voi spezifisch

¹⁰ afab = assigned female at birth (siehe beispielsweise Queer Lexikon, 2017)

87 eher so kleine Sachen wie so meine comfort Gegenstände und und wie i was net so gar
 88 ne- ned so an das Familienleben weil das halt wahrschnlich eher (.) net so (.) schön war
 89 aber so (.) i was ganz genau wöche Gespräche i mit mein Plüschtiern ghabt zum Beispiel
 90 i was a so: dass i (.) wahnsinnige irgendwie Anfälle ghabt hab wenn ähm=ich mein
 91 Teppich gesaugt hab und net olle Fasern in die gleiche Richtung warn, also doch aber
 92 dann steigt wer drauf und dann is=es upgemessed und es hat mi so: also es hat mi so
 93 viel so wütend gemacht und so disturbed und i bin halt immer dafür geshamed worden
 94 und i hab mi so (.) schlecht immer gefühlt über mi söber i=hab=ma afoch dacht (.) i bin
 95 scheiße @(.)@ meine Eltern hom hoid a immer gsagt dass i super egoistisch bin und ähm
 96 (.) net hi:lfsbereit und und i isoli:er mi und ähm ja halt das sind viele Sachn so die i jetz

Akapi elaboriert nun den Trauma-Bezug und die sozialen Schwierigkeiten in der Kindheit. Es waren „eindeutige so Hilfeschreie“ (Z. 81), die von den Eltern „gekonnt ignoriert“ (Z. 82) wurden. Akapi steigert die Handlung der Eltern, diese haben dem „immer geshamt und fertig gemacht“ (Z. 83). Die Schuld für Akapis Probleme im sozialen Umgang sah die Familie also bei Akapi selbst. Dey wurde verantwortlich gemacht, obwohl es aus heutiger Perspektive klare Hinweise auf etwas Anderes gegeben hat, das einfach von der Hand gewiesen wurde. Die Erzählung exemplifiziert Akapi anhand einiger konkreter Situationsfetzen. Dey kann sich an einiges Unschönes nicht mehr erinnern, aber teilt eine für dem schwierige Kindheitserfahrung, in der dey „wahnsinnige irgendwie Anfälle ghabt h[t] wenn [dey den] Teppich gsaugt ha[t] und net olle Fasern in die gleiche Richtung warn“ (Z. 90-91). Für diese Wutausbrüche wurde Akapi beschämt und als „egoistisch“ (Z. 95) bezeichnet. Akapis Hilfeschreie wurden von deren Eltern nicht als Hinweis auf etwas ernstgenommen, sondern mit Scham besetzt. Daraus resultierte, dass auch Akapi selbst sich schuldig für das auffällige Verhalten fühlte. Als Akapi von diesem Schuldgefühl erzählt („i bin scheiße“, Z. 95), lacht dey kurz auf. Ohne es explizieren zu müssen, stellt dey so klar, dass dey diesem Ausdruck heute keine Ernsthaftigkeit mehr zurechnet. Der kurze Monolog über die Interaktion mit den Eltern und deren Deutung, sie hätten ein *egoistisches* Kind, funktioniert als Argumentation für eine zugrundeliegende anderweitige Erklärung. Akapi impliziert, wie falsch und schädlich die Interpretation der Eltern war, obwohl es Hinweise auf etwas Anderes gab.

Der vorangegangenen Sequenz folgend, müssten Akapis Hilfeschreie als Zeichen für ein Anderssein und schließlich als Hinweis auf Neurodivergenz erkannt worden sein. Mithilfe dieser Erzählung verortet Akapi die Verantwortung für die genannten Schwierigkeiten im Verkennen der Neurodivergenz durch die Eltern. Die übrigen Anwesenden unterbrechen Akapi

in diesem Monolog an keiner Stelle. Akapi endet deren Kindheitsdarstellung mit dem Resümee: „das sind viele Sachn so die i jetz grad so: aufarbeite“ (Z. 96-97). Erneut benennt Akapi deren Beschäftigung - mit sich selbst, der eigenen Geschichte, der eigenen psychischen Probleme –, dass die beurteilende Position in der Gruppe und im Diskurs legitimiert.

- 97 A: grad so: aufarbeite aber so zu der journey von so (.) entdeckn i glaub es is a irgendwie
98 so (.) damals i (.) i sag immer so dass so neurodivergent people flock together like sheep
99 also wir ziehn uns so:: so an irgendwie und inzwischen ich hab (.) ke- almost no
100 N: L ((hustet))
101 A: neurotypical friends so es san so die Leute die i so ois chosen family und die nah bei
102 mir bezeichne äh-s-m-s ha- ham alle some kind of (.) neurodivergency und ähm ja:: i
103 was net i finds eigentlich schön dass wir und jetzt so anfangen zu accomodaten und
104 irgendwi:e äh den process von unmasking and was net tryin'a (.) find our mh hole in life
105 @(.)@ ((andere lachen leise mit)) äh unsern kleinen Platz oder si den halt selber (.)
106 aufdehnen müssen weil (.) s'net wie- also mh vor allem Leute die als ä-high-functioning
107 deklariert werden ähm ((räuspert sich)) ja hams halt ähm schwer um Anerkennung

Nun referenziert Akapi direkt auf den eingangs von mir nahegelegten Weg und benennt diesen als „journey“ (Z. 97). Der gewählte Begriff der Reise erinnert an die medial häufig bespielte *healing journey*¹¹ von Menschen mit psychischen Problematiken. Teil von Akapis Reise ist die Community neurodivergenter Menschen, was dey am Beginn durch die Szene der Freund_innenschaft beschreibt und hier sprichwörtlich formuliert: „neurodivergent people flock together like sheep“ (Z. 98). Neurodivergente Menschen finden kollektiv zusammen wie eine Herde an Schafen. Sie versammeln sich aufgrund einer gegenseitigen Ähnlichkeit und Anziehung innerhalb der Gruppe der neurodivergenten Personen. Gegenüber neurotypischen Personen besteht diese Anziehung anscheinend nicht, sie zählen auch „inzwischen“ (Z.99) kaum mehr zu Akapis Freund_innen („ich hab (.) ke-“, wie ich habe keine neurotypischen Freund_innen zu „almost no neurotypical friends“, Z. 99-101). Die Reise ging also auch mit einer Entwicklung im Freund_innenkreis einher. Die Personen, die Akapi heute nahestehen, leben beinahe alle unter dem neurodivergenten Schirm. Diese Menschen bezeichnet dey als

¹¹ Auf der Plattform Instagram wurden beispielsweise etwa sechs Millionen Beiträge unter dem Hashtag #healingjourney geteilt (Instagram, 2024).

deren „chosen family“¹² (Z. 101). Diese Familie steht im Kontrast zu Akapis Eltern, die dem für das Anderssein beschämt und die Neurodivergenz verkannt haben. Akapis Reise hat mit und durch neurodivergente Nahestehende vom isolierten Erleben zu einer familiären Gruppe an neurodivergenten Menschen geführt, vom Ich zum Wir.

Die neurodivergente Community bildet eine Basis, aufgrund derer die Gruppe sich die Welt kollektiv nach den eigenen Bedürfnissen anpassen kann. Akapi spricht jetzt nicht mehr nur von deren eigener Geschichte, sondern stellt das Wir in den Vordergrund („i find eigentlich schön dass *wir* jetzt so anfangen zu accomodaten“, Z. 103). Gemeinsam soll ein Prozess von „unmasking“¹³ versucht werden, die Masken sollen fallen und das neurodivergente Selbst erkennbar werden. Gemeinsam können sie versuchen, ihren kleinen Platz in der Gesellschaft zu finden (tryin’a find our mh hole in life äh unsern kleinen Platz“, Z. 104). Der Codeswitch ins Englische weist auf die Verortung dieses kleinen Platzes hin. Der Rückzugsort, die kleine Höhle ist im Internet, in den Sozialen Medien, wo in Englischer Sprache kommuniziert wird und man kollektiv neurodivergent ist. Wenn sie ohne sich zu verstellen, in dieser Welt existieren, nehmen sie sich dort auch aktiv Raum und können ihren Platz in der Welt „aufdehnen“ (Z. 106).

Akapi begründet die Raumaneignung mit dem schwierigen Kampf um Anerkennung, den „vor allem Leute die als ä- high functioning deklariert werden“ (Z. 106-107) durchmachen. Wieder bedient sich Akapi eines Psy*-Fachterminus und verwendet diesen wie *masking* im Gespräch ganz selbstverständlich. Akapi hat sich den klinischen, psychopathologischen Diskurs angeeignet und kann sich zu ihm äußern. Mit deren Formulierung, dass Menschen als high functioning *deklariert werden* und nicht high functioning sind, positioniert sich Akapi als wissende Person in einem Autismusdiskurs¹⁴, die weiß, welche Begrifflichkeiten aktuell als (un)sagbar verhandelt werden und, die sich von diesem auch distanzieren kann. Trotz der implizierten Kritik am Begriff verwendet Akapi die Kategorisierung von Autismus. Sie betrifft

¹²Der Begriff ist vor allem in der queeren Community bekannt und beschreibt die enge Bindung zu und zentrale Rolle von Freund_innen, die gerade dann hochrelevant sind, wenn Menschen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer Minderheit von biologischen oder rechtlichen Verwandten distanziert leben oder abgelehnt werden. Der Ursprung des Begriffs wird in der Literatur teilweise als unklar definiert, mitunter aber auch der Anthropologin Kath Westin zugeschrieben, die 1991 eine Monographie mit dem Titel *Families We Choose: Lesbians, Gays, Kinship* veröffentlichte.

¹³Unter masking/maskieren werden in der Autismusforschung verschiedene Formen bewusster und unbewusster Handlungen verstanden, die autistisch konnotierte Umgangsformen unterdrücken oder kaschieren (siehe z.B. Pearson & Rose, 2021).

¹⁴Subtypen von Autismus unterliegen stetigen Änderung, im alltäglichen wie wissenschaftlichen Diskurs. Für eine Kritik an Functioning Labels siehe etwa Steven K. Kapps *Profound Concerns about „Proufound Autism“* (2023).

dem selbst und es verdeutlicht deren Punkt, dass der dargestellte Prozess, die Masken abzulegen, vor allem jene Autist_innen und neurodivergenten Menschen betreffen kann, die zuvor angepasst an gesellschaftliche Erwartungen agieren konnten. Es gibt also auch andere, die sich nicht hinter Masken verstecken können, sofort neurodivergent oder autistisch gelesen werden und daher nicht den *Kampf um Anerkennung* führen. Diejenigen, die sich bisher maskiert haben, können sich dem dann kollektiv widersetzen. Akapi schmückt hier deren positiven Horizont eines nonkonformen Zusammenlebens in Verbundenheit weiter aus.

- 108 A: kämpfen zu müssen im im Endeffekt außerdem hat si in den letzt[n] zehn Jahr[n] in der
 109 Forschung bezüglich (.) halt Neurodiversität so viel getan und viele Leute haben halt
 110 den Stand vo::n vor fünfzig Jahr[n] von (.) kleinen ähm amab Jungs die irgendwie mit
 111 M: L°@(1)@°
 112 A: Zügen obsessed sind ähm also i was ganz genau dass i mit manchen Leuten da gar net
 113 N: L°@(1)@°
 114 A: anfang drüber zu redn weil ma des so viel pain caused einfach nur und ja i glaub

Nun spricht Akapi direkt die „Forschung bezüglich (.) halt Neurodiversität“ (Z. 109) an, wo sich im vergangenen Jahrzehnt „viel getan“ (Z. 109) hat. Akapi zeigt, dass dey Aussagen über die Entwicklung der Psy*-Forschung hinsichtlich Neurodiversität machen kann. Indem Akapi unterstellt, dass „viele Leute (...) den Stand vo::n vor fünfzig Jahr[n]“ (Z. 110) hätten, kritisiert dey alle, die nicht wie dey die aktuellen Diskurse im Auge behalten und einordnen. Eine Hierarchisierung erfolgt entlang des Wissens um den aktuellen Diskurs. Dass „kleine[n] amab¹⁵ Jungs die irgendwie mit Zügen obsessed sind“ (Z. 110-112) die Paradebeispiele für Autismus und Neurodivergenz wären, markiert Akapi exemplifizierend als typisch veraltetes Wissen. Magdalena und Nikita reagieren hier nach längerer Zeit wieder auf Akapis Ausführungen. Beide lachen auf, sie verstehen diese stereotype Darstellung unvermittelt und validieren die proponierte Rückschrittlichkeit solcher Ansichten. Sie kennen sich als vormalige Lai_innen, als selbsterfahrene Neurodivergente gut aus, womöglich besser als die alten Psy*-Profis.

Akapi beschäftigt sich viel mit der Thematik, möchte aber mit bestimmten Menschen nicht darüber sprechen. Hier wird deren Ausdruckskraft besonders stark. Dey ist sich sicher, dass jeglicher Versuch schmerzvoll („so viel pain“, Z. 114) wäre. Jene Personen, mit denen es sich nicht zu sprechen lohnt, sind diejenigen, die den *Wissensstand von vor fünfzig Jahren* haben.

¹⁵ amab=assigned male at birth, bei der Geburt das männliche Geschlecht zugewiesen

Akapi fürchtet als erwachsene afab Person mit Fähigkeit zu maskieren, nicht dem stereotypen Bild des *amab Jungen der von Zügen besessen ist* zu entsprechen. Wahrscheinlich gehen Gespräche mit weniger informierten Personen mit einem gewissen Erklärungs- und Rechtfertigungsdruck einher. Akapi möchte sich dem nicht aussetzen, den Schmerz verhindern, dass deren Neurodivergentsein abgesprochen oder wie bei den Eltern verkannt wird¹⁶. Die Realisierung von Akapis positivem Horizont des anerkennenden, nonkonformen Zusammenlebens wird von Menschen bedroht, die auf veraltetem Wissen zu neurodivergentem Erleben und Handeln beharren. Diese Unwissenden könnten das Empowerment, das durch die Deutungsmöglichkeit Neurodivergenz erschienen ist, wieder entziehen. Es waren die Eltern und es sind die Alten mit veraltetem Wissen, die eine Reise weg aus der Isolation und hin zum positiven Horizont erschweren. Die Abgrenzung vom fehlenden Wissen ist also auch generationsspezifisch aufgeladen.

- 115 A: deswegen war die Diagnose die offizielle für mi super wichtig und a dass es selber ein
 116 neurodiverser Psychologe is und (1) yeah voll und i muss sogn dass i (.) seit=dem
 117 tatsächlich föhl i mir anders; irgendwie so also so ein fettes Stück Selbsthass is
 118 irgendwie weg (.) so (.) und das is ur komisch grad weil i des für Jahre (.) ähm (2) ja vor
 119 M: L_m.....hm

Eine *offizielle Diagnose* ist für Akapi „super wichtig“ (Z. 115) und sollte davor schützen, die Ermächtigung der eigenen Deutung entzogen zu bekommen. Um nicht dem Schmerz durch das Unwissen der Alten ausgesetzt zu sein, war es wichtig, dass es sich bei der diagnostizierenden Person selbst um einen „neurodiverse[n] Psychologe[n]“ (Z. 116) handelt. Die Betroffenheit des Psy*s geht also mit einem Wissen einher, das ihn von den Altern abgrenzt. Das Erfahrungswissen qualifiziert ihn.

Als die Diagnose offiziell feststand, hat sich etwas verändert, was Akapi gar nicht erwartet hatte: „i muss sogn dass i (.) seit=dem tatsächlich föhl i mi anders“ (Z. 116-117). Trotz des Wissens um das Unwissen vieler Psy*s, verändert deren Validierung des eigenen

¹⁶ Der Schmerz, der entsteht, wenn Menschen sich immer wieder erklären und deren Identität verteidigen müssen, erinnert an das Konzept der Mikroaggression, das aus der Rassismusforschung kommt und auf viele andere Diskriminierungsformen umgelegt wurde. Unter „micro Invalidations“ wurde von Sue und Kolleg_innen (z.B. 2007) eine Subform der Mikroaggression beschrieben, bei der Menschen durch oberflächlich harmlose Sprachakte deren Lebensrealität und gesellschaftsbedingtes Leiden abgesprochen wird. Hier lassen sich Parallelen zu den Theorien von Fricker (2023) zu epistemischer Zeugnisungerechtigkeit ziehen, die im Kapitel XY beschrieben werden.

neurodivergenten Erlebens etwas. Für Akapi ist „ein fettes Stück Selbsthass“ (Z. 117) abgefallen. Die Erleichterung, dass einem das Erklärungsmodell Neurodivergenz nicht mehr genommen wird, ist spürbar für Akapi. Dey muss sich nicht mehr dafür hassen, anders zu sein und auch nicht dafür, dass dem niemand glaubt. Magdalena reagiert mit einem langgezogenen „m:::hm“ (Z. 119), das Akapis aufgeworfene Erleichterung durch eine offizielle Diagnose validiert.

- 120 A: allm weil (.) also vor zwei Jahr'n bin ich mit (.) dann mit ner posttraumatischn
121 Belastungsstörung diagnostiziert wordn und like burn::out mäßig also alles zum selben
122 Punkt und das war halt a genau zu Weihnachten vor zwei Jahr'n oder? ja war es ähm und
123 da ham halt viele Sach'n in mein Leb'n geendet so mir is so bewusst- also ja: ich hab
124 wichtige Personen in mein Leben verlorn also immer wieder eh und dann (.) auch der
125 N: L_{mhm}
126 A: Kontakt zu meiner Familie also mir war klar dass (.) ähm (1) also i bin früh heimgefahren
127 des Weihnacht'n und es is es gibt in meiner Familie a lot of unhealed trauma und (.) es
128 is halt (.) irgendwie ja es san Sa- es san Sätze gefall'n im Endeffekt so m-m- der letzte
129 (.) Tropf im im Fass war sowas wie (.) ja wenn du Panikattacken hast das is halt schon
130 unangenehm so kaner was wos er sogn soi (.) is hoid schon bissl dass du dann so im
131 M: L_{ja}
132 A: Mittelpunkt dich drängst ähm oder so ja solan:g solang du da bist kann keiner richtig
133 M: L_{@(.)@}
134 A: aufatmen keiner kann (.) ja solche Sach'n und (.) seitdem (.) war ich (.) nicht mehr bei
135 nich mehr bei meiner Familie ich hab so meine Mama °ein=zwei Mal gesehn° mit
136 meiner Schwester hab ich noch Kontakt aber es is (1) ganz viel Abschied nehmen
137 M: L_{ja}

Anschließend erzählt Akapi von deren PTBS-Diagnose. Diese liegt zwei Jahre zurück und fiel mit mehreren belastenden Ereignissen zusammen. Alles gipfelte „genau zu Weihnachten“ (Z. 122), einem christlichen Feiertag, der klassisch mit der biologisch-rechtlichen Familie begangen wird. Gesellschaftliche Traditionen und familiäre Erwartungen wirken an diesem Tag besonders stark. Zusätzlich ist es dunkel, kalt und das Jahr neigt sich dem Ende zu. Für Akapi haben „viele Sach'n“ (Z. 123) zu diesem Zeitpunkt geendet. Die Verbindung zur biologisch-rechtlichen Familie hat Akapi, so wie die zu anderen nahestehenden Personen verloren. Die widrigen Umstände in diesem Kontext führten dazu, dass dey „ganz viel Abschied“ (Z. 136)

nehmen musste. Akapi elaboriert diese Umstände am Beispiel des Besuchs bei der Familie, welche „a lot of unhealed trauma“ hat. Diese unaufgearbeiteten Traumatisierungen bringt Akapi in Zusammenhang mit den Äußerungen der Familienmitglieder, die zum notwendigen Abschied von diesen Personen geführt haben. Viele metaphorische „Tropf[en]“ (Z. 129) haben sich im Fass des Aushaltbaren zusammengesammelt, welche dieses schließlich zum Überlaufen gebracht hatten. Das abschließende Ereignis, das die Grenzen so weit überschritten hat, dass es zum Kontaktabbruch kam, war eine Äußerung aus der Familie, die Akapi hier reinszeniert: „ja wenn du Panikattacken hast das is halt schon unangenehm so kaner was wos er sogn soi (.) is hoid schon bissl dass du dann so im Mittelpunkt dich drängst ähm oder so ja solan:g solange du da bist kann keiner richtig aufatmen“ (Z. 129-134). Die Aussage positioniert Akapi als Auslöser_in unangenehmer Gefühle. Deutlich wird erneut das Zuweisen von Verantwortung und Schuld an Akapi. Die Eltern deuten ihr eigenes Unwohlsein als Konsequenz von Akapis Egoismus. In der Reinszenierung stellt Akapi die Familienmitglieder unwissend in Bezug auf psychische Problematiken dar. Von diesen Menschen und auch von diesen Zuschreibungen hat Akapi sich verabschiedet. In diesen Zeiten war es schwer, seit der Neurodivergenzdiagnose ist es für Akapi leichter, oder es hat erleichtert, diese Schuldzuweisungen nicht anzunehmen. Magdalena validiert bereits in einer Pause. Akapi muss vielleicht deren Satz gar nicht vollenden, Magdalena versteht die Schwierigkeit mit der unwissenden Familie.

- 138 A: irgendwie für mi i hab a an grad nu in da Ubahn die Videos die i gespeichert ghabt hab
 139 alle numoi nach vorne getan damit i=s besser (.) finde (.) ah da war auch ähm glaub ich
 140 M: L@(.)@
 141 A: eh eins davon so über dieses (.) ähm autistic trauma halt irgendwie und das dass ma
 142 wenn man (1) irgendwie aufhörn will zu masken und si diese ganzen Schalen langsam
 143 mal ablegen (.) will (1) wird ma si von ganz ganz ganz vielen Leutn verabschiedn
 144 müssen in seim Leben (.) leider (.) halt (.) ja voll °das grad ja° das san so Themen die
 145 grod @alle sehr present sind@ würd ich sogn so ja (4) ((alle lachen)) voll und äh i hob

Während der öffentlichen Anreise hatte Akapi gespeicherte Videos „numoi nach vorne getan“ (Z. 139). Magdalena lacht hier auf, dey kennt den Vorgang¹⁷ wohl, hat diesen vielleicht auch

¹⁷ Auch mir als Diskussionsleitung war diese Beschreibung unvermittelt zugänglich, da ich mit den Teilnehmenden gewisse generationsspezifische, medienpraktische Erfahrungen teile. Wer etwa auf Tiktok Kurzvideos speichert, kann darauf in antichronologischer Reihenfolge zugreifen. Ein Video, das vor längerer Zeit gespeichert wurde, rutscht in der Sammlung daher weiter nach unten und aus dem einsehbaren Feld. Um dieser Einordnung zu entgehen, kann ein Video ent-speichert und erneut als gespeichert markiert werden. So scheint es ganz oben, als neuestes gespeichertes Video auf.

so in der Vorbereitung ausgeführt. Es ist ein Verweis auf meine Bitte, die Teilnehmenden mögen Videos, die zur Thematik passen, oder in denen sie sich selbst wiedererkannt haben, zum Gespräch mitbringen. Akapi bringt das Video allerdings nicht direkt in die Diskussion ein, sondern beschreibt, wie sich der zuvor beschriebene Prozess eines notwendigen Abschieds in diesem Video wiederfindet. Dey bezeichnet das Thema des Beitrags als „autistic trauma“ (Z. 141), zu dem der Abschied gehört, wenn eine Person aufhören möchte, sich zu verstecken. Damit fängt Akapi nochmals das Thema der Traumatisierung ein, das in deren Geschichte und *journey* mit der Neurodivergenz verwoben ist.

- 146 A: a des Gefühl da: ähm ((räuspert sich)) da i sehr ähm (.) was i net irgendwie (1) i hab des
 147 N: L ((räuspert sich))
 148 A: Gefühl dass i jetzt vielen irgendwie vielleicht bissl (.) helfen kann mit dem process von
 149 jenen die vielleicht ne offizielle Diagnose wolln weil sie (.) wissen oder denken dass es
 150 ihnen helfen wird ähm ganz viele (.) ähm Personen ma immer gsagt du musst dich ja
 151 selber net so pathologisieren du brauchst des ja du bist ja a nur n ganz normaler Mensch
 152 M: L_m:hm::
 153 A: und ja:: ja schon:: aber sie ham alle keine (.) keine Ahnung wi:e wie es is so sei ganzes
 154 Leben so (1) ähm (.) lauter Persönlichkeiten zu kreieren nur um um ja irgendwie in
 155 Soziale Mile- Millieus rein zupassen und ähm die Leute möglichst zufrieden um sich zu
 156 machen und im Endeffekt is=es dann eh nie weil ma burnt out is und overstimulated
 157 und dann kamma nimma masken dann passiert irgendwas ja so:: so is=es halt irgendwie
 158 M: L_m:hm::
 159 A: (1) gonzes Leben @lang und@ ja:: (.) halt a so komplett verdrehte Sicht von sich selbst
 160 teilweise a (.) aber (.) °we're working on it @i'd say@°

In der Bewegung raus aus der inhaltlich-emotionalen Schwere verändert Akapi nun deren Position hin zur_m Berater_in. Der Weg mit dem Trauma, dem Anderssein und der Neurodivergenz war von (Wissens-)Aneignung, Abschied und Schmerz begleitet, führt nun genau wegen dieser Erfahrung zum Rollenwechsel von Betroffener_m zur_m Helfer_in. Helfen möchte Akapi begleitend, spezifisch im „process von jenen die vielleicht ne offizielle Diagnose wolln weil sie (.) wissen oder denken dass es ihnen helfen wird“ (Z. 149-150). Aus Akapis Erfahrung heraus kann dey sagen, dass dem die Psy*-Diagnose geholfen hat, Schmerz und Angst zu lindern. Wenn andere nun vermuten, dass es bei ihnen ähnlich sein könnte, möchte Akapi ihnen die Abläufe erklären und deren Wissen weitergeben.

Hier schiebt Akapi eine Beschreibung von deren Umständen ein. Das Umfeld hat wiederholt auf dem eingeredet, sich doch „selber net so pathologisieren“ (Z. 151) zu müssen mit der Begründung ein „normaler Mensch“ (Z. 151) zu sein. Akapi solle sich also keine Krankheit einbilden, denn deren Erleben und Handeln sei doch von außen betrachtet normkonform. Magdalena validiert wieder durch ein langgezogenes *mhm*. Diese Forderung scheint geläufig zu sein. Akapi reinszeniert nun deren Antwort: „ja::: ja schon::“ (Z. 153), validiert also, weder krank noch abnormal zu sein, impliziert aber eine Unvollständigkeit dieser Bedeutung. Dey setzt zu einer weiterführenden Argumentation an, die diese Personen aus dem Umfeld als Menschen ohne angemessenem (Erfahrungs-)Wissen positioniert. Wer es nicht kennt, „lauter Persönlichkeiten zu kreieren nur um um ja irgendwie in soziale Mil- Milieus reinzupassen“ (Z. 154-155), sollte nicht über Diagnosen urteilen. Gleichzeitig richtet Akapi auch einen Vorwurf an genau dieses Umfeld. Es waren nämlich die Leute, die dey „möglichst zufrieden“ (Z. 155) machen wollte mit dem Versuch, wie ein nicht-kranker, normaler Mensch zu wirken. Das Verstecken führt jedoch zu Reizüberflutung, Erschöpfung und Ausbrüchen, für die dey persönlich verurteilt wird. Als normal adressiert zu werden, würde schließlich erneut implizieren, dass die Abweichungen ein Zeichen von egoistischer Aufmerksamkeitssuche ist anstelle einer logischen Folge des normativen Drucks, dem Akapi als neurodivergente Person nicht standhalten kann. Magdalena validiert diese Erfahrung.

Akapi resümiert, dass sich diese Mühen ständig und schon immer wiederholen. Es handelte sich um „eine komplett verdrehte Sicht von sich selbst“ (Z. 159). Es passt vielleicht weder die Beschreibung krank noch nicht-krank sein, weder normal noch abnormal – man ist eben neurodivergent und wir alle neurodivers. Durch Wissen verspricht sich Akapi einen kollektiven Ausbruch aus den gesellschaftlichen Zwängen.

Gruppe Cord am 14.12.2023 – *Passage I(n)dentität (Wiedereinstieg nach der Pause)*
Timecode: 0:02:16-0:05:15 (Dauer: 2 Minuten 59 Sekunden)
Teilnehmende: **Y:** Diskussionseinladende Hannah Plachel, **M:** Magdalena (-), **E:** Elvin (-), **A:** Akapi (dey),
N: Nikita (-)
Transkription: Hannah Plachel unter Verwendung von MAXQDA

- 1 M: vielleicht (.) bisschen, (.) wieder, aufs Thema
2 N: LJa okay
3 E: LJ ich ich wollt was sagen zu: ähm
4 erste Internek- (.) *Internek* Internet experience oder kanntets ihre diese Chatrooms so
5 A: L@(.)@
6 E: habbo und sowas? (1) oder so panfu (1) ui (.) also es war auch irgendwie schlimm aber
7 A: L ä::h LJajaja doch ja;
8 N: L ich kenn nur L Oh mein Gott @(.)@

Nach einem Pausengespräch, in dem über Kindheitsserien gesprochen wurde, kommentiert Magdalena das Gespräch auf Metaebene und fordert die Gruppe auf, „vielleicht bisschen wieder aufs Thema“ (Z. 1) zu sprechen zu kommen. Damit stellt Magdalena den zweckgebundenen Rahmen des Gesprächs in den Vordergrund und positioniert sich ähnlich einer Moderation, die es in dem Setting kaum gibt, in anderen Interviews jedoch auf den Gesprächsverlauf achten würde.

Elvin beginnt mit einer Frage an die Runde, wodurch dey sowohl Magdalenas Aufforderung nachkommt und eine Proposition aufwirft. Die Frage bezieht sich explizit auf eine potentiell kollektive Erfahrung mit Chatrooms. Nachdem die anderen auf den ersten Erinnerungsmarker mit lautem Nachdenken („ä:h“, Z. 7) und einem möglichen Verweis auf einen anderen Chatroom („ich kenn nur“, Z. 8) unsicher reagieren, scheint sich beim Stichwort „panfu“ (Z. 6) eine zumindest teilweise geteilte Erfahrung zu dokumentieren. Akapi validiert und Nikita reagiert lachend, als würde dey sich an etwas Peinliches oder lange Vergessenes zurückerinnern („Oh mein Gott“, Z. 8).

- 9 E: es war auch ziemlich funny weil (.) ich irgendwie das Gefühl hab dass so meine ganze
10 Indentität aus dem Internet stammt also auch weil weils weil das jetzt so ein Trend is,
11 A: L_{ja} voll; L_{ja} das
12 N: L_{@(.)@}
13 A: Internet is so mei only friend gwesen back then

- 14 E: (.) Neurodivergenz ja und das- und das war dann irgendwie ich hab immer so als boy
 15 alle gecatfished
- 16 N: L((atmet hörbar ein))
- 17 M: L@(.)@
- 18 A: Lu::h
- 19 E: Lups

Elvin setzt die Beschreibung der erwähnten Räume direkt in einen emotional ambivalenten Rahmen. Es sei dort „irgendwie schlimm“ (Z. 6) und gleichzeitig „ziemlich funny“ (Z. 9) gewesen. Beide Bewertungen ließen sich als Fortsetzung einer Erzählung über etwas Peinliches stringent weiterdenken. Peinlichkeit entsteht durch Schamgefühle im Moment, die mit zeitlicher Distanz als lustig bewertbar werden. Chatrooms konnten Spaß machen und stellen eine Erinnerung dar, auf die wir lachend zurückblicken. Als Gegenhorizont tut sich etwas *Schlimmes* auf, das ein unangenehmes Gefühl auslöste.

In der Elaboration der ambivalenten Chatrooms wechselt Elvin erst in eine generalisierende Bewertung von sich selbst und der Gesamtsituation in den Medien aus heutiger Sicht bevor dey in der zweiten Satzhälfte konkret biografisch exemplifiziert, was dieses ambivalente Gefühl ausmacht. Elvin scheint sich zu Beginn zu versprechen und spricht vom Gefühl, „dass so meine ganze Identität aus dem Internet stammt“ (Z. 9-10). Elvin positioniert das Internet als Ort der Identitätsfindung. Auch Neurodivergenz ist ‚in‘ im Sinne eines Trends und wird in dem Raum der Identitätsfindung verhandelt und so zur Möglichkeit oder Facette der eigenen I(n)dentität.

Akapi validiert die Äußerung zum Trend und fügt hinzu, das Internet wäre die_er einzige Freund_in gewesen in. Diese Elaboration stellt das Internet als Zufluchtsort nun personifiziert in einer Parallele zu Freund_innenschaft. Identitätsentwicklung braucht nicht nur Angebote und (Frei-)räume, sondern auch ein Gegenüber, mit dem verhandelt werden kann. Ein_e Freund_in, die_er sagt, was ‚in‘ ist und was gut zu dir passen könnte. In diesem Raum und mit diesem Gegenüber kann man sich ausprobieren. Mit dem Internet als freundlicher Raum der Selbsterfahrung wird der positive Horizont weiter ausgebaut.

Elvin exemplifiziert deren Proposition, indem dey über das eigene Catfishing erzählt. Hier positioniert dey sich erstmals als aktive Person, die Handlungen im Internet setzt. Vielleicht passieren diese Handlungen auch mehr, wie sich in Elvins „das war dann irgendwie“ (Z. 14) dokumentiert. Elvin hat sich als „boy“ (Z. 14) ausgegeben und andere getäuscht oder betrogen.

Die Chatrooms waren Räume, in denen man sich ausprobieren konnte und Identitäten mit dem Medium in Ko-Konstitution entstanden. Nikita, Magdalena und Akapi reagieren alle prompt. Auf den schnellen Sprung in das Beispiel – sowohl inhaltlich als auch formal – folgen performative und amüsierte Ablehnungsreaktionen, auf die Elvin wiederum mit einem knappen „ups“ (Z. 19) Bezug nimmt, bevor dey fortfährt. Die Gruppe scheint in dem Beispiel die beschriebene Gleichzeitigkeit zu reinszenieren. Es war schlimm, es war lustig und es war außerhalb der Ordnung. In diesen Räumen des Internets war plötzlich alles möglich und man konnte experimentieren. Das war wichtig auf dem Weg. Die Gruppe versteht die Ambivalenz aufgrund konjunktiver Wissensbestände zu den Umständen dieser Praktik in Chatrooms ihrer Generation auf selbstverständlicher Basis.

- 20 E: und dann (.) war ich so auf Tumblr, (.) man kennt's (.) ja: und dann war auf einmal so:
- 21 M: Llike you do
- 22 A: Lich hab- i bin-
- 23 E: bisexuality so ein ein thing dort (.) und dann war ich so o:h (.) das bin ich aber dann war
- 24 A: Lmhm
- 25 N: Lmhm L°was ist das?°
- 26 E: ich immer noch so aber ist das ein Trend? (.) ein Trend ich bild mir das ein oh ich bild
- 27 M: L@(.)@
- 28 A: Lalles fängt mal als Trend an
- 29 zu oder viele Sachen fangen mal als Trend an
- 30 E: mir das ein (.) aber aber es hat dann alles gestimmt aber ich denk mir jedes Mal (.) ich
- 31 bild mir was ein;

Elvin wechselt in deren biografischer Erzählung zu einer anderen Plattform („dann war ich so auf Tumblr“, Z. 20), bei der dey auf eine kollektive Erfahrung anspielt („man kennt's“, Z. 20). Damit stellt dey die Annahme auf, man wäre damals eben auf Tumblr gewesen, was einer selbstverständlichen Erfahrung der Gruppe entspricht. Magdalena validiert diese Annahme auf ähnliche Weise, so macht(e) man das („like you do“, Z. 21). Akapi setzt zweimal zum Sprechen an, dey scheint einen persönlichen Bezug herstellen zu wollen. Elvin spricht weiter und beschreibt, dass Bisexualität dort „auf einmal“ „so ein thing“ war (Z. 23). Der Entstehungshintergrund dieses Phänomens erschließt sich Elvin also nicht, Trends kommen prasseln einfach auf einen ein. Akapi und Nikita ratifizieren diese Äußerung zumindest.

Elvin wiederholt die Vermutung des Trends und der Einbildung in einer Klimax von einer Frage hin zu einer Feststellung. Akapi steigt in der Mitte dieser Steigerung ein, als wolle dey die Verunsicherung abwehren oder beschwichtigen, „alles fängt mal als Trend an“. Diese Theorie impliziert eine Entwicklung. Damit eröffnet dey mehrere mögliche Ausgänge und negiert den propagierten direkten Zusammenhang von Trend und Unglaubwürdigkeit. Akapis Antithese liest sich wie ein Protest gegen die Infragestellung oder das Ausreden der eigenen Gefühle oder Identität, bloß, weil sie dem Zeitgeist entspringen oder entsprechen. Dem Anzweifeln musste sich Akapi selbst schließlich mit viel Kraft widersetzen (siehe Einstiegspassage).

32 A: ↳schau mal die Leute die i denk ma oft so es macht ja eh Sinn dass ma (.) si (.)
33 also zurückgezogn hat also zum Beispiel ins Internet weil die Leute die halt (.) waß net
34 E: ↳ja

- 35 A: irgendwie rejected werden von society machen das halt und dann treffen si olle dort und
 36 M: $L_{m=ja};$
 37 A: dann is des so dieser Haufn halt (.) aber (.) boah i
 38 M: $L_{@(.)@}$
 39 E: $L_{@(.)@}$
 40 N: $L_{@(.)@}$

Akapi lehnt Elvins Gegenhorizont ab. Dey argumentiert deren Antithese in einer Abstraktion. Das einleitende „schau mal“ (Z. 32) fordert dazu auf, den Blickwinkel zu verändern. Es verweist auch auf einen Unterschied in der Wissenshierarchie, Akapi hat etwas im Größeren begriffen, was Elvin noch verunsichert. Akapi erklärt, was am eigenen Handeln „eh Sinn macht“, also einen Zweck erfüllt oder einen Grund hat; worüber man vielleicht gar nicht so viel grübeln muss/soll, wenn man das Gesamtbild im Blick hat. Elvin validiert die Erklärung - dass man sich zurückgezogen hat (Z. 33). Akapi verwendet hier zunächst das verallgemeinernde „ma[n]“ (Z. 33) und schafft damit eine Distanzierung, die den argumentativen Charakter der Aussage stärkt. Dey verleiht dem Handeln der Anwesenden eine größere Regelhaftigkeit, es ergibt Sinn, dass Menschen so handeln, es lässt sich erklären, dass wir uns zurückgezogen haben.

Obwohl Akapi argumentiert, begründet dey deren Statement nicht wirklich. Dass von der Gesellschaft verstoßene Menschen sich etwa ins Internet zurückziehen, wird als sinnvoll dargestellt. Warum es passiert, wird nicht expliziert und diese Explikation auch nicht eingefordert, sie *machen das halt*. Es wird als ausweglos dargestellt, diese Verdrängten müssen sich an einem anderen Ort finden und der ist eben digital. Als Konsequenz dieses gegebenen Umstands, „treffen si olle dort und dann is des so dieser Haufn halt“ (Z. 35-37). Es ergeben sich Haufen, also Häufungen von nicht-normativ Erlebenden. Die vage Formulierung deutet auf eine Unschärfe hin, gewissermaßen ist auch Akapi unsicher, wie der Rückzug ins Digitale sich vollzieht, aber die Ursache ist erklärt. Die Trends verlieren damit ihre Bedrohlichkeit. Es handelt sich bei diesen Trends um Häufungen im Internet als eine logische Folge der gesellschaftlichen Normen und Ausgrenzungen im analogen Raum.

- 41 A: i bin fett gegroomed worden früher i hob des ned checkt i hob ma docht i sammel afoch
 42 M: $L_{oh\ oh}$
 43 A: he lustig dick pics von alten Männern $@(.)@$ i hab halt nie irgendwas von mir gschickt
 44 M: $L_{oh\ oh}$
 45 E: $L_{m::h}$

- 46 N: L_m:h
 47 A: oder i hab halt nie irgendwie die Wahrheit gsagt i hab halt immer glgn für mi war das
 48 N: L_{mhm}
 49 A: irgendwie so=n Spiel
 50 M: L_{ja}:

Akapi wechselt von deren Argumentation auf eine biografische Erzählung, von einer abstrahierenden Abwehr in eine verletzte Erlebnisdarstellung. Dey schildert expressiv eine frühe Täuschung durch Erwachsene („i bin fett gegroomed worden“, Z. 41), die nicht verstanden wurde. Magdalena reagiert mit dem Ausdruck „oh oh“ (Z. 42), der eine drohende Gefahr durch die Erwachsenen mit Missbrauchsabsicht signalisiert. Doch Akapi reinszeniert deren frühere Bewertung mit einem gewissen Leichtsinn und Spaß („afoch he lustig“, Z. 41-43) und normalisiert darüber eine jugendliche Unwissenheit. Dey lacht über die eigene Ausführung zu „dick pics von alten Männern“ (Z. 43) und performt damit, wie absurd die Gedankenlosigkeit von früher heute wirkt, aber auch, wie wenig es ernst ist aus heutiger Sicht. Damit grenzt Akapi sich von einer früheren Version derer selbst ab, für die alles „irgendwie so=n Spiel“ (Z. 49) war. Die anderen reagieren validierend, sie verstehen die Darstellung. Die Situation wird als gefährlich und amüsant aufgefasst, was sich homolog zu Elvins Erzählung des Catfishings darstellt.

Akapi erzählt daraufhin, wie dey selbst gehandelt hatte und versichert nachdrücklich (2x „nie“), keine persönlichen Details oder Bilder versendet zu haben. Auch wenn dey das Grooming eigentlich nicht verstanden hatte, wusste dey, wie es sich zu verhalten gilt, um sich selbst zu schützen. Gewissermaßen zieht dey die Beschreibung eines_r naiven Jugendlichen bzw. eines Opfers zugunsten einer_s Expert_in zurück, die_r die Situation bewerten kann. Dey kann aktiv mit der Situation spielen und auch in einem gefährlichen Kontext sein, worauf dey Lust hat. Der Spaß am Ausprobieren wird also nur von unwissendem Handeln beschränkt.

- 51 A: aber looking back (.) ähm being smarter than my dad about wie man Websiten spern
 52 und ähm solche Sachn umge:ht also kaner hat mir das zugetraut aber i hab mi afoch
 53 M: L_{ahso}
 54 A: besser auskannt mit (.) dem Zeug
 55 E: (.) meine Eltern ham sowas gar nicht gecheckt (.) die wussten nicht wie das wie sie ins
 56 A: L_{und}
 57 N: L_{meine a ned}

- 58 A: L_{ja}
- 59 E: Internet kommen so ich war dann so können wir Internet haben und sie warn so okay
- 60 N: L_{@ja voi@}
- 61 A: L_{Mei Dad hod docht so dass er si-}
- 62 E: mach was du willst @(.)@ (1)
- 63 N: L_{mhm @(.)@}
- 64 A: L_{ja}

Akapis Einstieg zum elterlichen Umgang mit Internet-Sicherheit - "aber looking back" (Z. 51) - markiert semantisch eine Veränderung des betrachteten Zeitraums und formal einen Code-Switch ins Englische. Obwohl Akapi bereits zuvor deren jugendliche Handlungen aus der Perspektive des erwachsenen Ichs betrachtet hatte, schien dey im vorigen Abschnitt näher mit deren jugendlichem Selbst verbunden zu sein. Durch den sprachlichen Wechsel entsteht jedoch eine größere Distanz zwischen den verschiedenen Versionen des Selbsts. Gleichzeitig verstärkt Akapi im Verlauf der Äußerung den Übergang vom Opfer zur Expert_in. Als Jugendliche_r hat man zwar einige Situationen nicht eindeutig einschätzen können, doch technisch war man den Eltern überlegen, man wusste mehr („being smarter than my dad“, Z. 51). Akapi hebt hervor, dass dem dieses technische Wissen abgesprochen wurde, aber dey hat sich „afoch besser auskannt mit (.) dem Zeug“ (Z. 54). Homolog zu Akapis Erklärung zu Communitybildung im Internet („dann is des so dieser Haufn halt“) endet deren Demonstration von Wissen in einer sehr vagen, unsicheren Äußerung. Explizit wusste man gar nicht so genau, wie die Technik, das Internet oder die Sozialen Medien funktionieren, aber man konnte sich darin frei bewegen. Das Wissen im digitalen Raum ist ein handlungspraktisches, das sich nicht explizieren lässt, die Teilnehmenden allerdings von deren Elterngeneration abgrenzt.

Elvin und Nikita validieren Akapis Erzählung exemplifizierend am Beispiel der eigenen Eltern, die mit der Technik nicht umzugehen wussten. Die Generation vor ihnen konnte sich nicht einmal Zugang zum Internet verschaffen, was durch Lachen begleitet als amüsant bis lächerlich gekennzeichnet wird. Sie teilen diese Erfahrung. Das Internet wurde auf Initiative der damals Jugendlichen installiert und die Eltern ließen sie gewähren. Sie interessierten sich nicht oder zu wenig dafür, um Einfluss auf diesen Raum zu haben („okay mach was du willst“, Z. 59-62). Das handlungspraktische Technikwissen lässt zu, sich gegenüber Umfeld oder Autoritäten zu behaupten. Es stellt eine Sicherheit dar, während Aspekte der eigenen Persönlichkeit oder des sozialen Umgangs mit Unsicherheit verbunden waren. Das Internet kann so ein idealer Spielplatz sein, wo man Identität entdecken, verhandeln, ausprobieren und auch inszenieren

kann, ohne sich sofort rechtfertigen zu müssen und gleichzeitig unangreifbare Kompetenzen gewinnt.

- 65 E: aber ich find es is halt ur die gute: source immer gewesen eigentlich irgendwie
66 N: LJa
67 ((räuspert sich))
68 A: LJa es gibt halt es is halt d-diese dieser schmale Grat zum se:hr ähm naja wenn sehr
69 viele (.) Leute die (.) erstens mal pubertierend san oder so all growing up ähm: mit
70 M: LJa
71 A: Proble:men mit ähm toxischen Verhaltensweisen dödödödödö da ka- des geht ja eh olles
72 M: Lmhm
73 A: irgendwie jeder hat Potenzial zum Toxischsein also ähm ding aber do is halt anfoch (.)
74 E: L°@(.)@°
75 A: i hab des früher a ned einschätzen kennan jetzt wenn i drüber nachdenk ich ich ich merk
76 so wie des oiso i kann die Schlüsse ziehn so wie mi des hoid beeinflusst hat in mein
77 Leben (.) aber zur damaligen Zeit hab i überhaupt ka Einschätzungsvermögn ghobt von
78 i wor hoid anfoch so ((presst Luft durch die Lippen)) jo

Nachdem die gemeinsamen Erfahrungen im Aufwachsen mit dem Internet thematisiert wurden, synthetisiert Elvin deren Proposition mit Akapis Antithese. Trotz der teilweise unangenehmen Erfahrungen war das Internet seit der Jugend eine wertvolle Quelle („ur die gute source“, 65). Man könnte ergänzen: für das Spiel mit der eigenen Identität und der Findung von Deutungsangeboten. Dies wird von Nikita und Akapi validiert. Eine Quelle ist so etwas wie ein Ausgangspunkt, ein Start oder eine Grundlage, mit der man weiterarbeiten muss. Das Internet wurde als Rückzugsort, aber auch ambivalenter Raum in die Diskussion eingeführt und an ihm festgehalten. Es ist ein guter Ort „eigentlich irgendwie“ (Z. 65). Damit klammert Elvin die positive Bewertung ein. Es verbleibt unklar, wie dieser Raum des Internets und seine Spielregeln funktionieren. Man selbst war einfach dort. Gewisse Themen und Kommunikationsstrategien haben sich in diesem Rückzugsraum geformt und man hat das Spiel während des Spielens zu spielen gelernt.

Akapi elaboriert noch einmal die Abgrenzung von unwissenden Zugängen, was Magdalena validiert. Es ist ein „schmaler Grat“, also nicht generalisierbar „gut“, da abseits des richtigen Weges Abgründe drohen. Akapi kann die Gefahr nicht auf den Begriff bringen und zählt listenartig auf, was zum Problem werden kann. Wenn „sehr viele Leute“ (Z. 68-69) „toxische[n]

Verhaltensweisen“ (Z. 71) in den Rückzugsraum einbringen etwa, braucht man ein gewisses „Einschätzungsvermögn“ (Z. 77), um damit umgehen zu können. Diese Fähigkeit braucht Zeit, um sich entwickeln zu können und war bei Akapi selbst in Zeiten der Pubertät noch nicht vorhanden. Junge, aufwachsende Menschen bringen vielleicht die Gefahr, finden vielleicht auch ihren *Haufen* hier. Man könnte weiterdenken, dass der richtige Weg dann verlassen wird, wenn unwissende Personen sich im Internet populäre Kategorien aneignen. Von diesen Menschen wird sich abgegrenzt, ihnen jedoch auch Empathie entgegengebracht, denn „jeder hat das Potenzial zum Toxischsein“ (Z. 73). Akapi gesteht auch ein, dey hat es „früher a ned einschätzen kennan“ (Z. 75). Durch Beschäftigung hat dey begreifen können, wie das Internet dem in deren Leben „beeinflusst hat“ (Z. 76). Die eigenen Zweifel im Rückblicken erlauben, die heutige Glaubwürdigkeit zu bewahren. Menschen müssen „Schlüsse ziehn“ (Z. 76) können und das eigene Handeln einschätzen lernen. Akapi spricht hier stark psychologisierend über das Erleben im Internet und impliziert, dass ein notwendiges Wissen erlernbar ist.

Die Gruppe scheint mit diesem Zwischenfazit zufrieden, es folgt eine mehrsekündige Pause, bevor Magdalena eine neue Frage hinsichtlich der Aktivität der anderen in den Sozialen Medien aufwirft.

ZUSAMMENFASSUNG

Die zwei analysierten Passagen aus der Gruppendiskussion Tüll geben Einblick in Erfahrungsmuster der Gruppe und Handlungsorientierungen auf einem Weg zur Neurodivergenz. Während die Einstiegspassage einen Monolog von Akapi abbildet, zeigt sich in der Passage I(n)dentität mehr über die Interaktion der Gruppe und die Diskursbewegungen ihres Gesprächs. Dabei handelt es sich um einen inkludierenden Modus der Diskursorganisation (Przyborski, 2004).

Die Einstiegspassage lässt sich durch ihre monologische Struktur nicht auf Interaktionen untersuchen, sondern eher wie ein biografisch-narratives Interview betrachten. Zu Beginn geht Akapi über 10 Minuten ausführlich auf meinen Einstiegsimpuls und den von mir nahegelegten Weg zur Neurodivergenz ein. Dey sucht nach Anfängen und erzählt chronologisch mit zwei Rückblenden von deren *journey*, wie dey den Weg schließlich benennt. Ausgangspunkt der Reise ist ein Erleben von Verbundenheit. In Akapis Fall handelt es sich um eine konkrete Freund_innenschaft, in der dey Gemeinschaft im geteilten Anderssein erfährt. Es ist dann auch diese Freundin, die den ersten Impuls Richtung einer Deutung Neurodivergenz einbringt. Die Kollektivität in gegenseitiger Annahme und Akzeptanz wird in Akapis Erzählung zum positiven Horizont.

Wenn Akapi über deren Zweifel im Verlauf deren Annäherung an Neurodivergenz spricht, lässt sich die Annahme einer zugrundeliegenden Wahrheit rekonstruieren. Die Neurodivergenz ist in der Erzählung eine Begründung des eigenen Erlebens, die eigentlich nicht angezweifelt, sondern bloß vorübergehend geleugnet wurde. Über Soziale Medien und deren unergründeten Abläufe wurde das Thema bekannter, was Akapi mit spezifischem Wissen zu Trauma, Geschlecht und Neurodivergenz ausstattete. Die vorsichtige Aneignung wurde damit untermauert und die Neurodivergenz zu einer passenden Deutungsoption. Sie ermöglichte Akapi den Anschluss an eine Gemeinschaft. Dey spricht metaphorisch von einer Schafsherde, die dem als chosen family dient. Von der biologischen Familie hat sich Akapi verabschiedet, denn diese hatten kein Verständnis für Akapis Erleben. Sie beschuldigten Akapi für die Handlungen, die Akapis Erleben entsprungen sind. Von Menschen ohne Verständnis und ohne Wissen grenzt sich Akapi ab. Neben der Blutsfamilie zählen dazu auch Personen, die nicht am neuesten Forschungsstand sind. Mit mehr Wissen und schließlich auch einer offiziellen Diagnose durch einen selbst neurodivergenten Psy* erlebt Akapi große Erleichterung. Es ist eine Entlastung von Selbsthass und Schuld.

Den Platz in der Welt, den Akapi mit deren Kollektiv an Neurodivergenten hat, ist zuerst eine kleine Höhle im Internet. Dort haben sie gelernt und sich gefunden. Diesen Raum möchte Akapi ausdehnen, anderen helfen und gemeinsam etwas erarbeiten. So geht Akapi im Zuge deren journey einen Weg aus der Isolation zum Kollektiv, weg von der Last der Schuld hin zur Akzeptanz innerhalb der Community und wechselt von suchend zu helfend. Akapi kann entlastet und kollektiv aktiv werden.

In der zweiten analysierten Passage wenden sich die Teilnehmenden der Gruppe Tüll dem Thema Identitätsfindung in Chatrooms zu, was Elvin als erste Interneterfahrung ins Spiel bringt und von allen validiert wird. Die Passage ist von schneller Interaktion geprägt und teilweise parallel und gleichzeitig antithetisch organisiert. Deutlich zeigt sich der generationsspezifische gemeinsame Erfahrungsraum im Internet, wo die Teilnehmenden in Ko-Konstitution mit dem Medium deren Identität spielerisch ausprobieren konnten. Der Ort an sich ist für die Teilnehmenden auf theoretischer Ebene nicht durchschaubar. Sie selbst waren einfach dort, manche Themen waren plötzlich relevant und im Zusammenspiel entstanden Handlungen, die sie ambivalent bewerten. Es war lustig und auch schlimm. Es war ein Spielplatz außerhalb der Ordnung und es war teilweise deren einzige_r Freund_in. Die Möglichkeit, sich frei auszuleben und auszuprobieren wird zum positiven Horizont. Diese Erfahrungen werden schnell und sprunghaft ins Gespräch geworfen und verweisen auf eine parallele Diskursorganisation.

Antithetisch oder wie Przyborski (2004) für mich passender sagt *konkurrierend* verläuft ein Strang im Gespräch, der sich an Elvins Abgrenzung von unglaublichem Handeln beziehungsweise deren Sorge, die anprobieren I(n)dentitäten zu verlieren, wenn sie an wechselnde Trends gebunden sind. Hier protestiert Akapi argumentativ gegen die Infragestellung des eigenen Erlebens. Dey positioniert sich in einem Habitus von Wissenden und erklärt, dass der Rückzug ins Digitale die einzig logische Handlung war, da sie von der Gesellschaft verdrängt wurden. Im Internet konnten sie einen Raum für sich finden und eine Community entdecken, durch die sie nicht mehr alleine waren. Im Spielen am freien Spielplatz Internet haben sie die Spielregeln handlungspraktisch erlernt. Am Ende der Passage wird dieser Raum in Form einer Synthese zur guten Quelle, die einem etwas gibt, mit dem man den Weg weitergehen kann.

Das erlernte handlungspraktische Wissen ermöglicht eine Emanzipation aus einem angeeigneten Raum der kollektiven I(n)dentitätsfindung. Die Ermächtigung durch Wissen geschieht aus dem Technischen heraus und geht ins Inhaltliche über. Obwohl der Gruppe das theoretische, begrifflich-explizierbare Wissen fehlt, positioniert die Erfahrung im Internet und das handlungspraktische Wissen sie als Besserwissende im Vergleich zur Vorgängergeneration. Sie wissen dann auch besser über Trends, Diagnosen und Identitätsaspekte Bescheid.

GRUPPE CORD

Die Gruppe Cord bestand aus Mitgliedern einer Neurodiversitätsselbsthilfegruppe. Mit Samuel hatte ich zuerst länger vor der Durchführung der Gruppendiskussion Kontakt, da wir bereits gemeinsam gearbeitet hatten und mir Samuel von deren Neurodivergenzgruppe erzählt hatte. Ich nahm im Winter 2023 bei einem Workshop dieser Gruppe zum Thema *Neurodivergenzen an der Universität* teil, durfte dazulernen und einige Tipps für meine Gespräche mitnehmen. Samuel übernahm schließlich auch die Kommunikation und Koordination mit den Kolleg_innen aus deren Gruppe, wodurch ein Treffen am Vormittag des 28. Februar 2024 möglich wurde. Neben Samuel (dey) waren Katarina (sie) und Malu (dey) vor Ort sowie Gemma (-) via Zoom Teil der Gesprächsrunde. Eine fünfte Person namens Vali war ursprünglich eingeplant, hatte jedoch kurzfristig keine Zeit. Die Perspektive dieser Person wurde durch Katarina immer wieder angekündigt in das Gespräch eingebracht, da die Person einen Text zum Thema verfasst hatte, der mir nach der Gruppendiskussion auch zur Verfügung gestellt wurde.

Die vier Teilnehmenden der Gruppe Cord kennen einander gut, sind befreundet und sprechen häufig untereinander und ab und an mit Interessierten im Rahmen von Workshops über Neurodivergenzen, ihre persönlichen Geschichten und gesellschaftspolitischen Perspektiven. Katarina ist mit Anfang zwanzig die Jüngste der Runde, während alle anderen rund dreißig Jahre alt sind und sie ist am spätesten der losen Gruppe an neurodivergenten Studierenden beigetreten. Sie studiert so wie Malu und Samuel auch Psychologie. Die beiden letzteren arbeiten zusätzlich auch in sozialen und politischen Bereichen. Gemma hat einen Job in der Technologiebranche, welcher auf Gemmas noch nicht abgeschlossenem Studium aufbaut.

Da das Treffen eine längere Anlaufzeit hatte und schließlich doch eher spontan stattfinden musste, wählte ich als Örtlichkeit das Wohnzimmer meiner privaten Wohngemeinschaft. So konnte ich sichergehen, dass das Gespräch ungestört und trotzdem mit Verpflegung erfolgen kann. Wir nahmen auf Sofa und Sessel rund um einen Couchtisch mit Snacks und Getränken Platz. Da ich bei dieser Gruppe keinen direkten Kontakt zu den Teilnehmenden hatte, erfolgte die Kommunikation hinsichtlich Rahmenbedingungen in verkürzter und über Samuel vermittelter Form. Die Diskutierenden hatten sich auch nicht selbstständig auf meinen Aufruf gemeldet, waren sich daher auch über den medienfokussierten Ausgangspunkt meines Forschungsinteresses weniger bewusst. Ich nahm mir hier folglich mehr Zeit, meinen Hintergrund und den geplanten Ablauf des Gesprächs darzulegen. Wichtig war mir dabei, trotz

dieses Informationsrückstandes den Medienkontext als einen Bereich des Interesses darzulegen, der die Teilnehmenden im Gespräch aber nicht darauf einschränken muss.

Auf meine einleitenden Worte hin ergriff Samuel das Wort und startete das Gespräch mit einer Erzählung über eine mit Katarina erlebte Veranstaltung, die dey mit dem Thema assoziierte. Die Abfolge der Redner_innen wurde über das Gespräch hinweg öfter kommentiert, bestimmte Personen also zum Reden eingeladen oder der eigene Redefluss metakommunikativ kommentiert. Es entwickelte sich ein selbstläufiges Gespräch, das nach einer knappen Stunde für eine kurze Pause unterbrochen wurde. Nach weiteren 35 Minuten kündigte Malu an, das Treffen für einen Arbeitstermin zeitnah verlassen zu müssen. Daraufhin stellte ich eine zweigeteilte Nachfrage, die noch für zehn Minuten bearbeitet wurde. Malu wurde dann verabschiedet und hinausbegleitet, während ich das Aufnahmegerät laufen ließ. Das dadurch aufgezeichnete fünfminütige Pausengespräch zwischen Gemma und Samuel fließt nicht in die Analyse mit ein. Die übrigen drei Anwesenden sprachen noch für eine halbe Stunde nach Malus Abschied selbstläufig weiter. Danach formulierte ich eine zweite Nachfrage, die auf einen Widerspruch in der bisherigen Diskussion abzielte. Die Gruppe unterhielt sich daraufhin weitere 20 Minuten bis die Teilnehmenden es für beendet erklärten. Insgesamt dauerte das Gespräch zweieinhalb Stunden.

Gruppe Cord am 28.02.2024 – *Einstiegspassage*

Timecode: 13:25-21:13 (Dauer 7:48 Minuten)

Teilnehmende: **Y:** Diskussionseinladende Hannah Plachel, **M:** Malu (dey/keine), **S:** Samuel (genderneutral), **K:** Katarina (sie), **G:** Gemma (-)

Transkription: Hannah Plachel unter Verwendung von MAXQDA

Auf meinen Eingangsstimulus folgen zwei Nachfragen. Katarina interessiert sich dafür, ob sie auch die niedergeschriebenen Worte von Vali einbringen kann. Vali wollte auch an der Diskussion teilnehmen, war dann aber kurzfristig verhindert und hat Katarina eine Art Statement mitgegeben. Ich bejahe diese Frage und signalisiere, dass sie eingehen und einbringen darf, wonach ihr ist. Dann bittet mich Malu, das Forschungsinteresse nochmal konkret zu wiederholen, da dey sich in meinem längeren Einstieg etwas verloren hat und nicht mehr ganz versteht, inwiefern ich mich für die Verbindung von Sozialen Medien und Neurodivergenz interessiere. Daraufhin versuche ich noch einmal verknappt meinen Einstiegsstimulus wiederzugeben.

- 1 Y: warum ich- ich mich damit beschäftige kommt ein bisschen aus den sozialen Medien (.)
2 M: L_{mhm}
3 Y: ähm: und so dass sich Menschen irgendwie (.) vielleicht in Videos oder in: memes oder
4 in Fotos wiedererkennen und damit so bisschen starten sich damit zu beschäftigen (.)
5 das muss aber auch nicht so sein ähm und deswegen gehts ganz allgemein für mich
6 M: L_{mhm}
7 Y: darum (.) wie Menschn dazu kommen sich mit Neurodiversität und Neurodivergenz (.)
8 auseinanderzusetzen irgendwie das bei sich selber zu entdeckn zu schaun: ähm Begriffe
9 für sich selber zu verwenden (1) ja? (.) und da würd mich einfach intressiern wie das bei
10 M: L_{oka} L_(unv.)
11 Y: euch so is, (.) genau;

Ich formuliere den medialen Kontext als Ursprung meines Erkenntnisinteresses. Dabei proponiere ich eine mögliche Abfolge vor, die zur Beschäftigung mit Neurodivergenz führen kann. Personen würden sich im Agieren mit Sozialen Medien in verschiedenen Darstellungsformen „wiedererkennen“ (Z.4) können und sich dadurch mit der Thematik „auseinandersetzen“ (Z.8). Mein Interesse an diesem Vorgang soll nun anhand der Erfahrungen der Anwesenden abgeglichen und nachvollzogen werden.

12 S: (5) (gut äh das) erinnert mich auf jeden Fall so ein bisschen an ähm: (.) ein: Seminar bei
 13 dem: Katarina und ich vor (.) ner Weile warn, letztes Jahr (oder) glaub ich, ähm (.) weil
 14 da gings so um Uni u::nd also Diversität in der Uni und Neurodivergenz (.) äh war auch
 15 eins der Themen (.) und (.) da gabs=so ne super lange Diskussion (.) äh einerseits um
 16 Diagnostizierung und andererseits um (1) @(.)@ um: so *Social Media und was die*
 17 *Gefahren davon sind* in Bezug dadrauf dass Leute sich so (.) ganz schnell mit Sachn
 18 identifizieren (.) ähm (.) un:d ich hab das eigentlich immer mehr oder weniger aus so=ner
 19 Außenperspektive mitbekommn weil (.) ähm (.) ich äh Soziale Medien relativ wenig
 20 benutze, also zumindest die auf den: äh Information so- auf diese Art geteilt werd'n aber
 21 ähm Gemma und Katarina relativ viel hab ich den Eindruck

Nach einer fünfsekündigen Pause übernimmt Samuel die Sprecher_innenposition. Dey antwortet als primäre Kontaktperson zuerst auf meinen Impuls, wie dies auch bei den Gruppen Tüll und Filz der Fall war. Mein Thema ruft eine Erinnerung an eine Veranstaltung hervor, die dey gemeinsam mit Katarina besucht hatte. Die Teilnahme an einer Veranstaltung im vergangenen Jahr zum Thema Diversität an Hochschulen zeigt das länger anhaltende Interesse der beiden für Vielfalt auf und stellt hier Neurodivergenz auch in eine Reihe mit anderen Diversitätskategorien anstelle von psychischen Erkrankungen, wie das in den anderen Gruppendiskussionen passierte. Samuel knüpft dann an der Verbindung von Sozialen Medien und Neurodiversität an, indem dey von einer „super lange[n] Diskussion“ (Z. 15) im Seminar erzählt, die an den Themen „Diagnostizierung“ (Z. 16) und „Social Media und was die Gefahren davon sind“ (Z. 16-17) entbrannte. Bevor Samuel den zweiten Diskussionspunkt einführt, lacht dey auf und spricht den Gefahrenaspekt in verstellter Stimme aus, als würde dey ein Zitat oder eine Überschrift einer anderen Person vortragen. Jedenfalls distanziert dey sich von der Äußerung durch deren Sprachverwendung. Die besagten Gefahren konkretisiert Samuel dahingehend, dass „Leute sich so (.) ganz schnell mit Sachn identifizieren“ (Z. 17). Neurodivergenz ist in dieser Erzählung ein Begriff, mit dem sich identifiziert werden kann, ein Identitätsangebot. Die Bedrohung liegt – Samuels Betonung nach – in der Geschwindigkeit der Identifikation. Wer oder was bedroht wird, lässt sich hier noch nicht rekonstruieren.

Samuel proponiert hier eine Beziehung zwischen meinem Forschungsinteresse an Neurodivergenz und einer Debatte über potenzielle Gefahren von Sozialen Medien in diesem Kontext. Durch deren Codeswitch und das vorhergehende Gelächter distanziert sich Samuel von diesem Diskursstrang und bringt diesen als negativen Horizont ins Gespräch. Samuel

bestärkt die eigene Distanz auch explizit durch deren Positionierung in der „Außenperspektive“ (Z. 19). Eine Außenperspektive kann dey einnehmen, da dey Soziale Medien, in welchen „Informationen so auf diese Art geteilt werden“ (Z. 20) wenig und weniger als Gemma und Katarina verwendet. Dadurch kann dey den Diskurs darüber beobachten, ihn anhören und kommentieren, die Gefahr scheint dem erstmal nicht direkt zu betreffen. Auf welche Weise der Medieninteraktion Samuel anspielt, wird nicht expliziert, ist den übrigen Gruppenteilnehmenden jedoch unmittelbar verständlich.

- 22 K: L((schluckt)) ja (3) m:h (.) nej: (.)
 23 Gemma kannst=du was sagen, zuerst ich ich kann=nich
 24 S: L@(.)@
 25 M: L@(.)@

Katarina versteht Samuels Vergleich als Aufforderung zur Elaboration, der sie erst versucht nachzukommen. Sie schluckt erst hörbar und validiert. Nach einigen Sekunden Bedenkzeit bricht Katarina jedoch ab „mh nej“ (Z. 23). Es deutet sich hier auch ein gewisser Druck an. Katarina hat Schwierigkeiten, sich vor der Gruppe oder vor mir zu äußern. Samuel und Malu reagieren darauf mit Lachen. Katarina fordert explizit Gemma zum Sprechen auf, weil sie selbst gerade nicht kann. Katarina verweist hier auf eine Regel, die sie der Situation zuschreibt: Alle haben sich nacheinander an der Diskussion zu beteiligen und sich auch zu positionieren. Zu diesem Zeitpunkt ist Katarina noch nicht bereit, ihr Statement abzugeben.

- 26 G: Lahm::(1) also was mir
 27 direkt=dazu einfallt is: dass ahm: (1) ah: (.) dass ja oft dieses Narrativ herrscht dass a:h
 28 sich dann (.) ganz viele Leute plötzlich selber diagnostizieren und dass:: sind so viele das
 29 kann ja gar nicht sein (.) ahm (.) nua:r ahm (.) hm ich muss dazu meine Gedankn ordnen
 30 ahm (1) also einerseits ahm ((räuspert sich)) was (.) denk ich mal wichtig is zu erwähn:
 31 ahm is dass ahm: (2) dass sich Leute ja nicht einfach ein Video anschauen und dann
 32 denken ah das muss ich habn okay damit i-ä-i-identifizier ich mich jetz=sondern (.) das
 33 sin- ja meistens Leute die: die sich dann (.) auch relativ intensiv damit beschäftign weils
 34 ja was is das (.) a:hm (1) dass=sie quasi ihr ganzes Leben schon beschäftigt (.) ähm und
 35 sie kommen dann nich irgendwie auf ein Video und denken sich ah das muss=es sein
 36 passt fertig sondern äh machen dann schon=noch mehr research (.) ahm wenn sie (.)
 37 wirklich (.) vermutn dass ie neurodivergent sind (.) ähm (.) andererseits ich mein es gibt

Gemma nimmt die Aufforderung an, überlegt kurz hörbar („ahm::“, Z. 26) und schließt dann bei Samuels Schilderung eines Gefahrendiskurses an. Gemma benennt dieses Geschehen als „Narrativ dass a:h sich dann ganz viele Leute plötzlich selber diagnostizieren und dass:: sind so viele das kann ja gar nicht sein“ (Z. 27-29). Auch Gemma distanziert sich von dieser Erzählung über Selbstdiagnosen. Gemma elaboriert, wie die Geschwindigkeit („plötzlich“, Z. 28) und Verbreitung („ganz viele Leute“, Z. 28) dieser Praxis als Argumentation für deren Unsinnigkeit herangezogen werden.

Nach dieser Einordnung setzt Gemma zweimal zum Sprechen an und merkt dann metakommunikativ an, die „Gedankn ordnen“ (Z. 29) zu müssen. Erneut dokumentiert sich ein Anspruch in der Gruppe, angemessene und geordnete Statements abzugeben. Anschließend beginnt Gemma einen Beitrag mit einer strukturierenden Einleitung, die ein zweigeteiltes Argument ankündigt. Damit validiert Gemma die Gruppenorientierung an einer Abwechslung von argumentativen Statements zur Thematik, in der über den Diskurs gesprochen wird. Gemma stellt dem als hegemonial verhandelten Narrativ nun eine Aussage über die tatsächliche Handlungspraxis gegenüber. Die Identifikation bzw. Selbstdiagnose ist weder schnell noch unvorbereitet, sondern von intensiver anhaltender Recherche begleitet. Die Beschäftigung mit der Thematik wird von Gemma damit begründet, dass die Neurodivergenz die Leute „quasi ihr ganzes Leben schon beschäftigt“ (Z. 34). Die eigenen Erfahrungen erfordern über die Lebensspanne eine Auseinandersetzung und die Neurodivergenz bietet eine neue Deutungsmöglichkeit. Mittels der Darstellung als lebenslange Suche entzieht Gemma dem Narrativ der plötzlichen Selbstdiagnose seine Grundlage.

- 38 G: schon äh die fews natürlich die dann sogn so::=a:h (1) i never knew this was (.) part of
 39 my ADHD or autsm or whatever (.) ähm until now und dann wern halt paar Sachn
 40 aufgelistet ahm: die halt (2) nicht unbedingt jetzt von ADHS oder Autismus zum
 41 Beispiel kommen müssen aber was eben sein kann ahm(.) was auch wichtig is zu
 42 unterscheiden okay ahm für manche Leute kanns so sein für andere vielleicht nicht ahm
 43 ich denk das sind dann eher die Videos wo:: ahm was mehr outrage gibt so im Sinne
 44 von (.) ah jetzt denken alle Leute di::e eben: auf die genau die Sachen zutreffen dass sie
 45 neurodivergent sind (.) ahm (2) ja (1) ja

Daraufhin leitet Gemma den zweiten Teil der Aussage ein, indem Gemma die wenigen Personen beschreibt, die dem Narrativ entsprechend handeln: „es gibt schon äh die fews natürlich die dann sagen so::=a:h (1) i never knew this was (.) part of my ADHD or autism or whatever (.) ähm until now“ (Z. 38-39). Die Aussage funktioniert ähnlich wie die

Redewendungen *schwarze Schafe wird es immer geben* oder *Ausnahmen bestätigen die Regel*. So benennt Gemma zwar deren Existenz, spricht dem aber keine Relevanz für die Legitimität der Selbstdiagnose an sich zu. Videos, in denen Personen sich anhand einiger möglicher Hinweise sofort eindeutig mit einer Neurodivergenz identifizieren, sind in den Sozialen Medien vertreten, sie stehen jedoch nicht für die Community und deren Handlungspraxis. Denn dem Abwägen und reflektierten Betrachten der verschiedenen Hinweise und auch der unterschiedlichen Erlebensformen von Menschen wird eine entscheidende Wichtigkeit innerhalb der Selbstdiagnosepraktik zugeschrieben. Um sich selbst zu diagnostizieren, muss man über ein gewisses Wissen verfügen.

Abschließend wiederholt Gemma, dass diejenigen Wenigen, die die Ungewissheit von Hinweisen nicht transparent machen, laut und auffälliger sind und dadurch für öffentliche Empörung sorgen („outrage“, Z. 43). Durch die sprichwörtlich anmutende Argumentation und distanziert sich Gemma weiter von dieser Handlungspraxis. Die wiederholten Codeswitches ins Englische können auf die Medienpraxis verweisen, die sich auf Englisch vollzieht. Von Gemmas Position aus kann die Gesamtsituation betrachtet und eingeschätzt werden. So wird der negative Horizont abgeschwächt. Viele sprechen von Bedrohung durch plötzliche Selbstdiagnosen, doch damit wird die Praxis der meisten missverstanden. Es sind nur die *fews*, von denen sich abgegrenzt wird, die so handeln. Die Mehrheit der Community nimmt die Neurodivergenz nach jahrelanger Suche an. Die Gefahr ist entkräftet, der Hergang erklärt. Gemma macht eine Pause und schließt mit einem doppelten ja die Sequenz konkludierend ab.

- 46 K: (.) mh (.) ich glaub also ich mix das jetzt bisschen mit Valis Nachricht zusammen /mhm/
 47 weil ich find das passt richtig gut ähm und ich habs sehr gefühlt als ich das gelesen hab
 48 von Vali ähm nämlich hat Vali gemeint *if it hadn't been for selfdiagnosis I'd have never*
 49 *found I'm neur- found out I'm neurodi-vergent* also: und das kommt oft von so=nem
 50 place wo man sich das ganze Leben lang einfach (.) nicht zugehörig, fühlt und nicht
 51 G: Lmhm
 52 K: weiß (.) was los is und man f:öhlt sich- also was sehr viele neurodivergente Menschen
 53 berichten so von denen die ich kenne und mit denen ich Kontakt hab und (.) wie ichs
 54 auch selber empfunden hab (.) is dass man halt (.) denkt okay ich bin das Problem und

Nachdem die vorige Sequenz abgeschlossen ist, übernimmt Katarina das Wort. Sie rahmt ihre Ausführung als geteilten Beitrag, in den sie auch die Aussagen der krankheitsbedingt abwesenden Person Vali miteinzuflechten beabsichtigt. Vali hatte einen Text an die anderen geschickt, der für Katarina „richtig gut [passt]“ und den sie „sehr gefühlt“ (Z. 45) hat. Katarina

bringt diesen Text in ähnlicher Weise ein, wie es in anderen Gruppendiskussionen oder an anderen Stellen dieses Gesprächs durch Medienbeiträge geschah – es zeigt etwas, was man selbst nicht auf den Begriff bringen kann.

Katarina zitiert: „*if it hadn't been for selfdiagnosis I'd have never found I'm neurodivergent*“ (Z. 48-49). Valis verknappte Darstellung erlaubt es Katarina am Gespräch teilzunehmen, woran sie davor gescheitert ist. Der Satz zeigt kondensiert, wie sie in Bezug auf die Thematik empfindet und ermöglicht ihr, von da an zu elaborieren. Ohne Selbstdiagnose wäre die Neurodivergenz nicht zu entdecken gewesen. Die Selbstdiagnose stellt ein Enaktierungspotenzial dar, nur durch sie erfährt man von der eigenen Neurodivergenz. Katarina setzt die Aussage direkt in einen Kontext: „also: und das kommt oft von so=nem place wo man sich das ganze Leben lang einfach (.) nicht zugehörig, fühlt und nicht weiß (.) was los is“ (Z.49-52). Sie wirft damit einen negativen Horizont auf, dem man entkommen möchte, was Gemma validiert. Das starke Erleben von Andersartigkeit zeigt sich als geteilte Erfahrung auch über die Gruppen hinweg. Die unerklärbare Isolation fungiert dabei als negativer Horizont. Katarina beschreibt das Erleben von Andersartigkeit auch als einen Ort oder Platz, an dem einem ein Zugehörigkeitsgefühl fehlt. Die Selbstdiagnose ist hier das Enaktierungspotenzial in Ablehnung von unbegreiflicher Einsamkeit, der Weg heraus. Die Orientierung strebt hin zu einer Erklärbarkeit und daraus folgender neugewonnener Kollektivität und Zugehörigkeit.

55 K: irgendwas is falsch mit mir und ich weiß aber nich was=es ist ä:hm ich bin zum Beispiel
56 in Therapie gegangen lange und (.) es hat halt nie richtig geholfen weils einfach der
57 falsche Ansatz war (.) und ähm ich hab mich gewundert warum geht di:e also gehn die
58 mentaln äh: Probleme nicht weg (.) äh (.) all boils down to: dass ich neurodivergent bin
59 (.) un:d dass das (.) System halt nicht darauf ausgelegt is neurodivergente Menschen zu:
60 helfn: ähm also auch im Therapiesinne (.) jetzt (.) spezifisch ähm: (.) un:d da die meisten
61 professionals also die meisten Psycholog(.)innen Psychiater(.)innen ähm einfach nicht
62 darauf spezialisiert sind ähm Neurodivergenzen zu erkennen überhaupt ähm (.) geht das
63 dann oft mit ne:r Geschichte von äh mh was is ein gutes deutsches Wort für medical
64 gaslighting? ahm einher dass man dann hat auch Vali geschriebn (.) und kann ich
65 @unterstreichen@ ähm da:ss sie dann (.) Schlafmittel ah oder Angststörungen: (1) äh
66 also Angststörungen und Depressionen oder Borderlinestörungen oder bipolare

67 M: Lmhm

68 K: Störungen und etcetera ecetera andere Störungen ähm diagnostizilern und eben (.)

69 M: Lmhm

70 K: Medizin verschreibn und dann: is das sozusagen der Tag der Job is erledigt (.) ahm (.)
71 das heißt (1) es dauert dann auch (.) zwanzig Jahre (.) oder @länger@ bis man überhaupt
72 (.) ähm eine Diagnose bekommen würde und (.) gäbe es (.) Social Media nicht (.) so

Katarina elaboriert den negativen Horizont der Isolation im Modus der Argumentation. Auf der Suche nach Zugehörigkeit wandte sich Katarina an die Psychotherapie. Aber auch in Therapie hat sie sich „gewundert“ (Z. 57), die Psy*-Fachpersonen konnten ihr nicht helfen. Die Verwunderung wird an der Stelle aufgelöst, an der sich das komplexe Problem auf eine Ursache reduziert: „all boils down to: dass ich neurodivergent bin“ (Z. 58). Der wichtigste Bestandteil oder die Basis des Erlebens stellt die Neurodivergenz dar. Doch niemand hat die Neurodivergenz erkannt und Katarina erklärt dies darüber, dass „das (.) System halt nicht darauf ausgelegt is neurodivergente Menschen zu: helfn“ (Z. 59). Die „professionals“ (Z. 61) sind nicht spezialisiert, verkennen die Thematik und wählen den „falschen Ansatz“ (Z. 57). Erst einmal scheinen sie also nicht genug zu wissen, um das Erleben erklären zu können. Die daraus resultierenden anderen Störungsdiagnosen werden als „Geschichte von (...) medical gaslighting“ (Z. 63-64) beschrieben. Die Formulierung hatte Vali mitgegeben und ist für Katarina erneut ein passendes Deutungsangebot ihres Gefühls – sie kann es „unterstreichen“ (Z. 65). Das Gaslighting elaboriert Katarina als Arbeitsweise, bei der die Professionist_innen nicht nur zu wenig wissen, sondern in Folge möglichst schnell den Fall durch die Vergabe einer Vielzahl an Diagnosen und Medikamenten hinter sich bringen. Während des Aufzählens verschiedener klinischer Störungsbegriffe validiert Malu durch ein zweifaches „mhm“ (Z. 67 & 69). Da sonst keine Ratifizierung stattfindet, kann Malus Beitrag hier auch als inhaltliche Bestätigung verstanden werden. Auf die Psy*-Professionist_innen ist kein Verlass. Durch deren Arbeitsweise dauert es „zwanzig Jahre (.) oder @länger@ bis man überhaupt (.) ähm eine Diagnose bekommen würde“ (Z. 71-72). Die anderen schnell vergebenen Störungsdiagnosen zählen nicht dazu, es geht also um die *eine* Diagnose, die dahinter steht.

73 K: wies jetzt is dann glaub ich wärn viele Menschen überhaupt nicht darauf gekommen (.)
74 u:nd ähm mir hat das extrem geholfn (.) überhaupt (.) äh self compassion, zu haben und
75 (.) sanfter mit mir selber umzugehen (.) ahm und mich nicht (.) mh konstant dafür zu:
76 verurteiln dass ich anders funktionier und dass (.) ich vielleicht (.) mh bei gewissen
77 Dingen einfach nicht funktioniere (.) wos aber erwartet wird (.) ähm und das:: da rettet
78 Social Media einem schon das Leben (.) ahm: und es is auch echt nicht so dass man ähm

Soziale Medien spielen eine entscheidende Rolle, um die *eine* Diagnose zu bekommen. Sie ermöglichen es gewissermaßen erst, vermutet Katarina. Ohne „Social Media (...) wies jetzt is“

(Z. 72-73), sagt sie, hätten zum einen viele Personen keinen Hinweis darauf erhalten, zum anderen wäre Katarina viel Erleichterung vorenthalten worden. Die Sozialen Medien haben sich demnach entwickelt, wobei der aktuelle Zustand nicht explizit benannt werden kann. Was die heutige Funktionsweise für die Selbstdiagnose leistet, wird nicht erklärt, sondern ist womöglich unvermittelt verständlich für die Gruppe.

Nachdem Katarina ihr Leiden unter der Arbeitsweise des Psy*-Personals elaboriert hat, wendet sie ihren Blick dem positiven Horizont zu – durch die *eine* Diagnose Erleichterung zu erfahren. Sie kann durch die Hinweise der Sozialen Medien ihr Abweichen von Leistungsansprüchen der Gesellschaft „sanfter“ (Z. 75) annehmen und Mitgefühl für sich selbst haben. Dieses Gefühl benennt sie nach kurzem Überlegen mit dem englischen Wort „self compassion“ (Z. 74). Hier liest sich der Codeswitch als Verweis auf den Kontext, in dem sie diesem Wort begegnet ist, indexikal für Social Media. Katarina hat daraus einen Umgang gefunden, wenn sie „anders funktionier[t]“ (Z. 76) oder „nicht funktionier[t]“ (Z. 77), obwohl es von ihr erwartet würde. Das gefundene Selbstmitgefühl erleichtert sie vom Verurteilen. Mit der Aussage „da rettet einem Social Media schon das Leben“ steigert sie ihre Argumentation abschließend. Mittels Social Media „darauf gekommen“ (Z. 73) zu sein, dass Katarina die *eine* Diagnose haben kann und neurodivergent ist, hat ihr Leben mit all den Erwartungen von außen nicht nur erleichtert, es hat das Leben erst möglich gemacht.

- 79 K: ein Video sich anschaut und dann sagt ja okay *das is es ich vergess manchmal meine*
80 *Schlüssel ja das is es ich hab ADHS* ahm da kommt noch viel mehr dazu: ähm da kommt
81 dann oft (.) dazu dass man noch sich Bücher liest dass man sich im Internet (.) jede
82 jegliche Seiten anschaut dass man noch Selbsttests macht (.) ahm (.) dass man Listen
83 schreibt darüber was für Probleme man hat (.) ähm oder was die gutn Dinge auch sind
84 (.) daran (.) dass man sich selbst hinterfragt (.) ahm (.) dass ma mit Menschn drüber
85 M: L(dabei-
86 dabei-)
87 K: redet wenn man kann (.) ähm °da kommt verdammt viel dazu° (1) das war jetzt bisschen
88 ein tangent (.) (oder)
89 G: L@(.)@
90 M: L@(.)@ das war ein?
91 K: L_tangent
92 M: L_tangent;

Anschließend an die argumentative Elaboration der einander beschränkenden Horizonte nimmt Katarina validierend Bezug auf die vorherige Argumentation von Gemma. Sie greift die zuvor problematisierte Praxis der vorschnellen Selbstdiagnose homolog zu Samuel und Gemma mittels verstellter Stimme auf: „*das is es ich vergess manchmal meine Schlüssel ja das is es ich hab ADHS*“ (Z. 79-80). Katarina distanziert sich damit sprachlich und im Folgenden auch argumentativ von so einem Gedankengang und positioniert sich in einer Linie mit ihren Vorredner_innen. Anstelle einer vorschnellen Identifikation charakterisiert Katarina die Praxis der Selbstdiagnose generalisierend („es is auch echt nicht so dass man“, Z. 78) als eine aufwendige Abfolge von Arbeitsschritten („da kommt noch viel mehr dazu“, Z. 80). Auf den Hinweis eines Videos folgen vielfältige Recherche, Reflexion und Austausch. Abschließend wiederholt Katarina leise ihre Validierung: „da kommt verdammt viel dazu“ (Z. 87) und rahmt ihren Beitrag als „tangent“ (Z. 88). Gemma lacht. Ihr dürfte der Begriff geläufig sein, während Malu nochmal nachfragt und auf Katarinas Klarstellung hin das Wort „tangent“ (Z. 92) nochmal abschließend wiederholt. Beide verstehen, dass Katarina gerade einen langen Monolog gehalten und ein wenig von der ursprünglichen Argumentation abgekommen war. Auch dieses kleine Wort aus dem Englischen, das vermutlich wieder dem medialen Diskurs entspringt, ermöglicht eine schnelles Verständigen unter den Akteur_innen ohne, dass eine weitere Elaboration des eigenen Erlebens nötig wird¹⁸. Diese knappe Verständigung am Ende von Katarinas Wortmeldung dokumentiert einen kollektiven Erfahrungsraum in den Sozialen Medien.

¹⁸ In einigen Internetbeiträgen wird das Verhalten von Menschen, die im Reden vom vorhergehenden Punkt abkommen und abschweifen, als *tangent* bezeichnet und ähnlich wie monologisches Sprechen als Hinweis auf Neurodivergenz verhandelt.

das eigene Erleben, die es zu erkennen gilt. Malu exemplifiziert, dass dey sich etwa selbst einer Manipulation der Tests bezichtigt hat, um sich von der Deutung des Erlebens abzubringen. Katarina kann dies unmittelbar nachvollziehen und validiert.

- 105 M: Personen die ich wusste aha diese Person ist autistisch ich bin=nicht so; (.) also und so
106 K: Lja
107 M: aktiv (.) die nein ich bin nicht so wie diese Person und so diese supe:r imposte:r @(.)@
108 @Gefühle@ oder und ständig hatte ich auch Gefühl dass ich jemanden anderes etwas
109 wegnehme wenn ich mich mit dem auch identifiziere es geht mir aber nich so schlimm.
110 also zum Beispiel ja mir geht es nicht so schlimm mit ich weiß nicht wie wie vielen
111 Sachn die die die für autistische Leute ah sehr schwierig sind in Alltag (.) deswegen ist
112 es nicht es ist sozusagen so appropriation (.) of @somebodys struggle@ wenn ich jetz
113 S: L@mh@
114 M: äh ja mich diagnostizieren lasse und dann claime diese @(.)@ okay ja ich bin auch

Malu exemplifiziert die Zweifel weiter anhand des Vergleichs mit anderen Menschen, die eine offizielle Diagnose und eine stärkerer Symptomatik haben. Dey hatte das Gefühl, sich das Leid anderer anzueignen und damit hochzustapeln („supe:r imposte:r @(.)@ @Gefühle@“, Z. 107-108). Malu wirft damit einen negativen Horizont auf. Von der ungerechtfertigten Aneignung möchte dey sich abgrenzen. Malu elaboriert den negativen Horizont als eine Beschreibung von Angst, jemandem etwas wegzunehmen, wenn man Anspruch auf dieselbe Diagnose erhebt, wie jemand, dessen Leiden viel größer ist. Bei der Erwähnung von „sozusagen so appropriation“ (Z. 112) lacht Samuel mit¹⁹, die Übersteigerung des Aneignungsbegriffs ist für dem verständlich.

Das Nennen von englischen Schlagwörtern wie *imposter*, *appropriation* und *claime* verweist erneut auf den Kontext der Praxis, in dem Malu die Hinweise sieht und über Neurodivergenz lernt, das eigene Verhalten mit dem von anderen abzugleichen versucht – die Sozialen Medien. Diese Begrifflichkeiten sind jeweils von Malus Lachen begleitet und erscheinen daher in Distanz zu stehen oder unangenehm zu sein. Malu reinszeniert deren damaligen Gefühle und Gedanken mit Verweis auf eine heute veränderte Positionierung, aus der heraus dey auf deren vergangene Sorgen blicken kann. Ähnlich wie Samuels Aussage zu Beginn des Gesprächs

¹⁹ Der Wortlaut erinnert an den Diskurs zu kultureller Aneignung (cultural appropriation): Die Aneignung und das Profitieren von Praktiken aus einer anderen Kultur, ohne diese zu würdigen oder verstehen.

(.,@(.))@ um: *so Social Media und was die Gefa:hrn davon sind*“, Z. 17) erfüllt das begleitende Lachen eine Distanzierungsfunktion.

- 115 M: autistisch aber ich kann das und das und das also (.) ich hab eigentlich bis vor zwei
116 Jahren (.) äh ni:cht wirklich gedacht ich hab immer gedacht nein das bin ich nicht also
117 G: Lja
118 M: ADHS scho:n aber dann war ich so: (.) nein aber Autismus nein weil ich bin einfach
119 anders als äh die Leute die ich kenne die autistisch sind (2) hat sich herausgestellt ja
120 S: Lmhm
121 M: vielleicht nicht (.) nicht so: richtig @(.))@
122 S: L@(.))@ Lvery relateable weil ähm ich hab auch- also

Malu zeichnet nun nach, dass dey Autismus bis vor zwei Jahren nicht als tatsächliche Möglichkeit für sich erachtet hatte, was vor allem auf den Unterschieden zu bekannten Autist_innen beruhte. Während ADHS mit weniger Zweifel versehen war, hatte Malu bezüglich Autismus „immer gedacht nein das bin ich nicht“ (Z.116). Dey kann nicht autistisch sein, weil dey anders ist als andere Autist_innen. Malu wartet dann zwei Sekunden, in denen Samuel ratifiziert und fügt dann hinzu, irgendwie „hat sich herausgestellt ja vielleicht nicht (.) nicht so: richtig“ (Z. 119-121). Bereits nach *herausgestellt* beginnt Samuel zu lachen und auch Malu endet deren Aussage mit einem Lachen. Malu ist entgegen der Selbstzweifel autistisch. Aus heutiger Perspektive erscheint das damalige Leugnen und Zweifeln an der eigenen Symptomatik und möglichen Diagnose unsinnig. Wie sich das Herausstellen vollzogen hat, wird nicht expliziert, es scheint dazu keine Notwendigkeit zu bestehen, wenn auf den Zweifel verzichtet wird. Samuel signalisiert bereits, dass dey versteht, wie unsinnig das Leugnen der Diagnose gewesen war, wie klar sie vielleicht heute für die Gesprächsrunde ist. Außerdem beginnt Samuel an das Gesagte mit „very relateable“ validierend anzuschließen. Dey stellt an erste Stelle deren Aussage die Nachvollziehbarkeit der Erzählung.

- 123 S: mh seitdem: Gemma: ähm so ihr- die Diagnosen hat wars auch so dass äh ich im - (.)
124 bei der Überlegung was auf mich zutreffen könnte ähm (.) halt oft so den Vergleich zu
125 Gemma: ziehe und bei Gemma sind viele Sachen sehr stark ausgeprägt (unv.) Gemma

Samuel elaboriert Malus Proposition anhand des eigenen Exempels. Auch dey kann die aus dem Vergleich entstehenden Zweifel nachvollziehen. Das eigene Erleben setzt Samuel in Bezug zu Gemmas Erfahrungen, wo es bereits Diagnosen gibt. Auch bei Samuel fand also in der Suche nach einer Deutung des eigenen Erlebens ein Abgleich mit Personen aus dem Umfeld und deren

Diagnosen statt. Wie Malu sieht auch Samuel bei anderen die Symptome „sehr stark ausgeprägt“ (Z. 125).

- 126 S: sagt auch dann immer so *no no no @ (1)@* auch wenn wir irgendwelche ne- m- wenn
127 wenn sie mich dazu triezt irgendwelche Tests zu machn (.) äh äh and *do::n't compare*
128 *yourself to me::@(.)@*
129 G: ^L*@(.)@* ja weil ah wir ham halt früher (.) den Fehler gmacht
130 ahm:: ih- ich hab auch angenommen irgendwie (.) das war halt vor=n paar Jahrn dass
131 Samuel nicht ADHS hat wei:l ahm im Vergleich zu mir is es ja ganz anders *@(.)@* ah
132 weil ich halt einfach keine Ahnung mit mir selber verglichen hab ahm was halt (.)
133 eigentlich ziemlich blöd is weil a::hm ich kenn den Spruch nur über autistic people aber
134 es:: trifft auf ADHS genauso zu if you know one person *@with ADHD you know one*
135 *person with ADHD@* (.) ahm und nur weil bei mir viele Sachn stark ausgeprägt sind
136 muss ja nich=heißn dass=es (.) bei anderen Leuttn: nicht=totzdem zutreffn kann (.) ahm

Samuel präsentiert den üblichen Dialog mit Gemma, den die beiden in Bezug auf den Vergleich der Symptomstärke haben. Gemma „sagt dann immer so *no no no @ (1)@ (...) do::n't compare yourself to me:: @(.)@*“ (Z. 126-128). In der Reinszenierung von Samuel wirkt Gemmas Äußerung ermahnend, als wolle Gemma eine Wiederholung des Selbstzweifels unterbinden. Die ganze Szene stellt Samuel komödiantisch dar. Von Lachen begleitet beschreibt dey, wie Gemma dem „triezt irgendwelche Tests zu machen“ (Z.127). Die zuvor dargestellten Gefühle von Zweifel und Angst lösen sich gänzlich in einer lockeren Witzigkeit auf.

Die Suche nach einer Deutungsmöglichkeit des eigenen Erlebens geht vom Vergleich aus, das Deutungsangebot verliert aber angesichts von bei diesem Vergleich festgestellten Unterschieden nicht die Berechtigung. Gemma steigt mit geteiltem Lachen ein und validiert die elaborierte Proposition. Sie expliziert, was bisher ironisch verhandelt wurde. Dass sie „früher (.) den Fehler gmacht“ (Z. 129) haben, Diagnosen im Vergleich anzuzweifeln, war „eigentlich ziemlich blöd“ (Z. 133). Ob etwas stärker oder schwächer ausgeprägt ist, soll kein Anlass sein, die Existenz zu bezweifeln. Gemma bringt die Passage mit einem Spruch zur konsensuellen Konklusion. Sie kennt die Aussage über „autistic people“ (Z. 133), sieht aber eine direkte Parallele zu ADHS: „if you know one person *@with ADHD you know one person with ADHD@*“ (Z. 134-135). Sie haben den Vergleich mit anderen gesucht, um ihr Erleben zu deuten, doch eigentlich ist ihr Handeln so individuell, dass der Vergleich als Kontrastierung unsinnig wird.

Gruppe Cord am 28.02.2024 – *Passage faul sein*

Timecode: 21:14- 24:31 (Dauer 3:17 Minuten)

Teilnehmende: **Y:** Diskussionseinladende Hannah Plachel, **M:** Malu (dey/keine), **S:** Samuel (genderneutral), **K:** Katarina (sie), **G:** Gemma (-)

Transkription: Hannah Plachel unter Verwendung von MAXQDA

Die Passage faul sein besteht aus einer monologischen Sequenz der Gruppendiskussion Cord, in der Gemma die eigene Geschichte mit Psy*s, Diagnosen, Eltern und Social Media erzählt. Die Passage ähnelt anderen monologischen, biografischen Abschnitten über alle Gruppendiskussionen hinweg. Es wird selten unterbrochen und die Erzählung bleibt mit wenig Hörer_innensignalen und Interaktionen aufrecht.

- 137 G: ja was ich noch hinzufügen wollt ah: zu vorher war mit ähm: (.) Fehldiagnosn und=so
138 (.) ich glaub als ich: ich glaub das war als ich grad zwanzig war, (.) ahm (1) war ich das
139 erste Mal bei=einer Psychologin äh also nicht das erste Mal in mein Lebn ich war halt
140 ahm (.) als kleines Kind schon weil ich halt ahm (1) ich hass es immer wieder das Wort
141 zu sag'n *hochbegabt* bin und halt so mit zweieinhalb Jahr'n Lesen Schreiben selber glernt
142 hab und Rechnen und so ahm:: un:d äh (.) ähm deswegen is mir die Schule halt auch
143 ziemlich leicht gfall'n und ahm (.) als ich (dann an) der Uni war und studiert hab (.) das
144 war nicht so dass ich nicht verstand'n hätt (.) also den Stoff oder so das war überhaupt
145 nicht das Problem eigentlich das Problem war glaub ich eher dass halt ahm (1) dass man
146 sehr vi::el äa:h Hausübung machen muss quasi ahm: sehr viel üben muss äh sehr viel
147 lernen muss und das sind halt Sach'n die mir extrem schwerfall'n (.) dass ich mich halt
148 hinsetz und das mach (.) wegen ADHS halt eben was ich (.) damals (.) absolut nich
149 gwusst hab (.) ich weiß nur dass die die Probleme die ich der Psychologin damals erzählt
150 hab eigentlich extrem auf ADHS hindeuten hätt'n soll'n ADHS und Autismus beides
151 eigentlich also sehr sehr stark ahm u:nd sie hat mir dann irgendwie so Sach'n gsagt wie
152 ja ich soll mal das Buch ähm (.) auf mein Nachtkasterl legen weil vielleicht äh: hilft die
153 physische Nähe ja dass ich (.) keine Ahnung dann leichter anfang zu lernen @oder so@
154 @(.)@ ähm und im Endeffekt hat sie mir sie hat mir nicht mal weil das war eigentlich
155 S: L°@(.)@°

Gemma beginnt mit dem Aufhänger „Fehldiagnosn“ (Z. 137) und steigt dann in eine biografische Erzählung ein, die ihren Anfang mit dem ersten Kontakt zu Psy*s nimmt. Damit

stellt Gemma zwischen den Fehldiagnosen und den Psy*s eine direkte Verbindung her. Eigentlich datiert Gemma den Erstkontakt auf „als ich grad zwanzig war“ (Z. 138), korrigiert sich dann jedoch selbst, denn Gemma war „als kleines Kind schon“ bei Psy*s. Gemma folgt dem Einfall und schiebt eine Erzählung über die Kindheit ein. Den tatsächlichen Erstkontakt begründet Gemma, „weil ich halt ahm (.) ich hass es immer wieder das Wort zu sogn *hochbegabt* bin“ (Z. 140-141). Der Begriff *hochbegabt* ist unangenehm. Gemma distanziert sich explizit auf immanenter, aber auch im Ausdruck performativ auf dokumentarischer Ebene davon. Das Wort wird nicht in der üblichen Stimmlage ausgesprochen, es soll nicht zum Selbstverständnis zugehörig interpretiert werden. Stattdessen wird die abstrakte Bezeichnung *hochbegabt* durch die frühen, selbsterlernten Grundfähigkeiten aus dem Schulkontext mit Bedeutung angereichert.

Die Begabung ermöglichte Gemma eine unauffällige Bildungskarriere, bis Gemma an die Uni kam. Dort ist es Gemma nicht mehr wie früher „ziemlich leicht gfalln“ (Z. 143). Die Uni-Kurse erfordern Übung zu Hause, die Gemma „extrem schwerfalln“ (Z. 147). Diese Unterschiede im Ausmaß der Mühen und Schwierigkeiten bestehen „wegen ADHS halt eben“ (Z. 148), argumentiert Gemma. Doch benannt war damals nur die Hochbegabung, die Gemma mit hohen Erwartungen konfrontierte. ADHS war weder diagnostiziert noch eine Möglichkeit, die Erfahrungen zu deuten.

Heute ist sich Gemma sicher, dass die Probleme aus der Zeit „eigentlich extrem auf ADHS [und Autismus] hindeuten hättn solln“ (Z. 150) und betont die eigene Überzeugung nochmals in Semantik und Intonation : „also sehr sehr stark“ (Z. 151). Gemma macht deutlich, dass an der ADHS und dem Autismus kein Zweifel hätte bestehen dürfen und impliziert damit, dass die Psy*s in Verantwortung die Hinweise trotz dieser Klarheit übersehen haben. Stattdessen wurde zu „irgendwie so Sachen“ (Z.151) geraten, die dann „vielleicht [helfen]“ (Z. 152), aber man hat eigentlich „keine Ahnung“ (Z. 153). Ein solches Vorgehen wird durch Lachen von Gemma und Samuel kollektiv abgewertet. Der Rat der Psy*s ist lächerlich. Sie haben Fehler gemacht, indem sie unspezifische Tipps anstelle der passenden Diagnose angeboten haben.

- 156 G: eigentlich damals schon eine sehr sehr starke (.) ähm depressive Episode so richtig
 157 richtig stark ahm (1) a:hm (2) eine der schlimmsten die ich je hatte eigentlich äh und ich
 158 hab später auch äh: Depressiondiagnose bekommen äh (2) sie hat mir eine
 159 Anpassungsstörung diagnostiziert aufgrund dessen dass meine Mutter ein paar Jahre
 160 S: L@(2)@

161 G: davor Krebs hatte was aber wieder geheilt war (.) und ich hab der Psychologin auch
 162 gesagt nein es is alles gut jetzt es es passt weil sie is gesund (.) und das (.) quasi ahm
 163 M: L@(.)@
 164 G: betrifft mich jetze eigentlich nicht mehr und das=is voll okay und das ist eigentlich nicht
 165 was was mich belastet und sie hat mir quasi diagnostiziert aufgrunddessen hab ich eine
 166 @Anpassungsstörung@ (.) @(.)@ ähm ja (.) ähm (.) ich hab dann erst mit mit Anfang

„Nicht mal“ (Z. 154) Gemmas Depression wurde erkannt, obwohl es sich auch dabei um „eine sehr sehr starke (...) Episode“ (Z. 156) gehandelt hatte. Erneut steigert Gemma die Beschreibung: „richtig richtig stark (..) eine der schlimmsten“ (Z. 156-157). Anstelle der Tipps bei fehlinterpretiertem ADHS und Autismus gab es für die depressiven Symptome eine „Anpassungsstörung diagnostiziert“ (Z. 159). Samuel lacht hier zwei Sekunden lang auf und markiert auch diese implizierte Fehldiagnose mit amüsierender Absurdität, die dem sofort verständlich wird. Hier deutet sich eine homologe Erfahrung mit Fehldiagnosen an.

Obwohl Gemma auf kommunikativ-generalisierender Ebene über die vergangene Krebserkrankung der Mutter spricht und darüber, wie die Psy*s nicht glauben, was Gemma eigentlich belastet, lacht auch Malu auf. Die Geschichte der Mutter ist nicht lustig, die empfundene Fehldiagnose ist auch nicht lustig. Aber die fehlende Glaubwürdigkeit, die Gemma von den Psy*s zugemessen wird, ist für die Gruppe unvermittelt zugänglich. Man lacht, weil damit dem Handeln die Ernsthaftigkeit entzogen wird. Auch Gemma selbst beschließt die Sequenz mit einem lachenden „@Anpassungsstörung@“ (Z. 166). Die Diagnose der Psy*s ist falsch und lächerlich.

167 G: Mitte zwanzig äh meine Autismusdiagnose bekommen (.) ähm halt auch weil ich ähm
 168 das war nicht auf Social Media aber ich denk das war (.) ich mein das war vor (.) fast
 169 zehn Jahr'n: da wa:r Social Media nciht noch nicht so: (.) wie jetzt (.) aber ich hab in
 170 einer Zeitschrift einen Artikel über ahm (.) Autismus ich mein es is gstandn Autismus
 171 bei Fraun eben Autismus bei weiblich gelesenen Personen ahm (.) glesn und es hat alles
 172 einfach **extre:m** auf mich (.) gepasst ähm und meine Mama hat mich damals irgendwie
 173 schon mit so weiß nicht (.) ä:h (.) Personen (.) aus aus äh Serien weil wir halt
 174 gemeinsam sehr viele Serien gschaut ham verglichen irgendwie so keine Ahnung mit
 175 Sheldon oder Sherlock oder sowas so halt sma- so autistic coded people
 176 M: L@(1)@

Daraufhin springt Gemma zeitlich wieder zu dem Punkt vom Anfang – als Gemma in den Zwanzigern war. Da hat Gemma die Diagnose Autismus bekommen. Aufgrund der betont starken Hinweise, hätten die Psy*s dies bereits viel früher erkennen müssen, anstatt Fehldiagnosen zu vergeben. Um schlussendlich die für Gemma *richtige* Diagnose zu bekommen, halfen Medien statt Psy*s. In Gemmas Fall waren es nicht Soziale Medien, da diese vor einem Jahrzehnt „noch nicht so: (.) wie jetzt“ (Z. 169) waren. Heute hätten also Hinweise auf Autismus aus den Sozialen Medien kommen können, damals war es jedoch ein Beitrag „in einer Zeitschrift“ (Z. 170), der relevant war. Darin wurde „Autismus bei Frauen“ (Z. 170-171) getitelt und thematisiert. Für die heutige Gesprächsrunde bessert Gemma auf „eben Autismus bei weiblich gelesenen Personen“ (Z. 171) aus und verweist damit auf die veränderte Bezugnahme auf Geschlecht im Vergleich zu damals. Gemma konnte die Beschreibung bei sich in großem Maße nachvollziehen („es hat alles einfach **extre:m** auf mich (.) gepasst“, Z. 172). Der Fokus auf weiblich gelesene Personen hat etwas gezeigt, in dem sich Gemma direkt wiedererkennen konnte.

Gemmas Mutter hat ihr Kind früher mit Figuren aus dem Fernsehen verglichen, die Gemma als „sma- so autistic coded people“ (Z. 175) bezeichnet. Das anfängliche *sma-* scheint ein abgebrochenes *smart* zu sein. Gemma distanziert sich zwar zuvor von der Hochbegabung, es dokumentiert sich jedoch Gemmas Identifikation als die intelligente Person, als die Gemma gesehen wurde. Damals wurde Gemma von den Psy*s nur die Hochbegabung zugeschrieben. Die Mutter implizierte bereits autistische Züge, die bei den Charakteren wie „Sheldon oder Sherlock“ (Z. 175) stereotyp repräsentiert sind, sah diese jedoch als indexikal für die Intelligenz ihres Kindes an. Auch Gemma übernahm diese Zuschreibung als *smarte* Person.

177 G: (.) ahm (2) ich hab dann nach meiner Autismusdiagnose ähm ich bin (.) übrigens (.)
 178 spezifisch zu: einer Psychologin gegangen die ahm auf Autismus spezialisiert is (.) ahm
 179 (1) äh (.) ja weil ich weil ich schon mitbekommen ab dass es sonst relativ schwierig sein
 180 kann dass Leute dass erkennen und ich hab auch schon (.) von so vielen Leuten ghört so
 181 (.) keine Ahnung dass Psychologen Psycholog(.)innen ihnen gsagt habn ahm so ja sie
 182 machn ja Augenkontakt sie können keinen Autismus habn oder ja sie studiern ja sie
 183 studiern ja sie können kein ADHS haben keine Ahnung lauter (.) halt ja stereotype Sachn
 184 ah (1) lustigerweise ich hab dann nach der Autismusdiagnose: ahm mitbekommen dass
 185 halt ADHS sehr oft damit komorbid is ähm ich hab auch ah Tourette und ahm
 186 Zwangsstörung (.) was auch sehr oft damit komorbid is (.) ähm (.) hab aber dann ich
 187 kann mich noch ganz genau an die Situation erinnern wie ich mit Samuel im: in der

188 Sbahn gsessn bin ah und Wikipedia Artikel anschaut hab über ADHS und hab die
 189 Diagnosekriterien durchglesn hab ma dacht so hä das passt ja gar nicht auf mich
 190 °@(.)@° (1) @ich hab sicher kein ADHS@ @(2)@ @obwohl eigentlich (1 zu 1)@ das
 191 S: L@(.)@
 192 K: L@(mh-hm)@

Daraufhin beginnt Gemma über die Zeit nach der Autismusdiagnose zu sprechen, schiebt jedoch noch eine eingelagerte Argumentation ein, wie diese zustande kam. Es war wichtig, bei einer Psy* zu sein, die „auf Autismus spezialisiert is“ (Z. 178), weil „von so vielen Leuten“ (Z. 180) gesagt wurde, dass sonst nur auf „stereotype Sachn“ (Z.183) achtgegeben wird. Gemma reinszeniert diese Praxis: „Sie machen ja Augenkontakt Sie können keinen Autismus haben oder ja Sie studieren ja sie studiern ja sie können kein ADHS haben“ (Z. 181-183). Anhand eines beobachtbaren Verhaltens entscheiden Psy*s, dass Autismus oder ADHS keine Möglichkeit zur Einordnung des Handelns einer Person ist. Gemma porträtiert sie hier sehr rigide, den festgeschriebenen Diagnosekriterien verpflichtet. Wer dem Bild der Manuale nicht entspricht, hat nicht keinen Autismus oder keine ADHS, sondern muss zur richtigen Person gehen, die einen differenzierteren Blick hat.

Nach diesem erklärenden Einschub setzt Gemma die biografische Geschichte nach der Autismusdiagnose damit fort, „lustigerweise“ (Z. 184) erfahren zu haben, dass Autismus häufig mit Komorbiditäten verbunden ist. An Gemmas Vokabular lässt sich erkennen, dass eine Aneignung des klinischen, psychopathologischen Diskurses stattgefunden hat. Unter den typischen Begleiterkrankungen nennt Gemma als erste ADHS. An dieser Stelle tritt also die ADHS wieder auf, die in der Kindheit übersehen wurde. Als erwachsene Person recherchiert Gemma selbstständig zu der Thematik und kann sich „noch ganz genau an die Situation erinnern“ (Z. 187). Gemma beschreibt die Erinnerung an das Lesen des Wikipedia-Eintrags zu ADHS im Zug mit Samuel und die intuitive Reaktion: „ich hab sicher kein ADHS“ (Z. 190). Dabei lacht Gemma auf und sowohl Samuel als auch Katarina stimmen wissend ein. An diesem Lachen lässt sich auch der Sinn hinter der Rahmung *lustigerweise* rekonstruieren. Gemma wiederholte die Fehldiagnose der Psy*s, obwohl die Hinweise auf ADHS derart eindeutig sind aus heutiger Sicht. Im Gegensatz zum Zeitschriftenartikel über Autismus bei weiblich gelesenen Personen löst der Wikipediabeitrag zu ADHS kein unvermitteltes Gefühl von Passung aus. Wenn Gemma im klinischen, psychopathologischen Diskurs denkt, wird die

Diagnose verfehlt. Es wirkt für Gemma heute absurd, passt die Diagnose ADHS doch „eins zu eins“ (Z. 190).

193 G: alles ziemlich stark ausgeprägt is bei mir ich hab zum Beispiel a:hm mit mit
194 Hyperaktivität ahm (.) ich weiß nicht ich glaub viele Sachn kommen einem für einen
195 selber so normal vor dass man (.) dann (.) sehr lange Zeit wenn man nicht intensiv
196 darüber nachdenkt (.) gar nicht bemerkt dass es für andere Personen nicht so is (.) ahm
197 (.) und auch zum Beispiel dass die Hyperaktivität se:hr viel innerlich stattfinden kann
198 ahm (.) oder auch (.) auch so Sachn ahm (.) dass es halt als (.) ahm (.)
199 Konzentrationsschwäche beschrieben wird (.) aber auf manche Sachen kann ich mich ja
200 extrem gut konzentriern zum Beispiel ahm (.) aber in Wirklichkeit is es halt nur eine:
201 (.) quasi (.) Konzentrations ahm (1) steuerungsschwierigkeit im Sinne von ja manche
202 Sachen die mich extrem intressiern da kann ich mich extrem drauf konzentriern aber
203 Sachn die eben ahm die mir nicht viel ah Dopamin geben @äh ja@ schlecht (.) ja (1) ja

Woher die Differenz aus Passung und unmittelbarer Identifikation kommt, elaboriert Gemma exemplifizierend am eigenen Erleben von *Hyperaktivität* und *Konzentrationsschwäche*. So erklärt Gemma, dass die Abgrenzung von normal und nicht normal etwas damit zu tun hat, wie „intensiv [man] darüber nachdenkt“ (Z. 195-196). Es ist sowohl der Vergleich zu anderen notwendig als auch das Wissen über verschiedene Erscheinungsbilder von Konzepten wie eben „Hyperaktivität [die] se:hr viel innerlich stattfinden kann“ (Z. 197) oder „Konzentrationsschwäche“ (Z. 199), die „in Wirklichkeit (...) halt nur eine: (.) quasi (.) Konzentrations ahm (.) steuerungsschwierigkeit“ (Z. 200-201) ist. Die Hyperaktivität, die sonst als beobachtbares Verhalten beschrieben wird, kann also auch im Inneren erlebt werden und ist somit den etablierten Kategorien weniger zugänglich. Anstelle einer Schwäche handelt es sich in Situtationen, in denen sich Gemma nicht wie erwartet würde konzentrieren kann, um „Sachn die eben ahm die [Gemma] nicht viel ah Dopamin geben“ (Z. 203). Durch diesen biochemischen Prozess wird Inhalten, die weniger interessant sind, weniger Konzentration zuteil, so die wiederum in der Sprache der klinischen Psychologie gefasste Erklärung.

204 G: und dann hab ich erst Jahre später meine Autismus- ah ADHS Diagnose bekommen
205 ähm: und ich glaub das war auch (1) viel das ich dann durch Social Media doch
206 mitbekommen hab ahm: (.) wie ADHS ausschaun kann und ich mir dacht hab hm
207 eigentlich (1) m:h mh (1) ä:hm

208 S: L und auch voll intressant eigentlich dass deine Mutter äh:m (1) dich

209 G: L ohja

210 S: schon verglichen hat mit mit äh: autistic coded people in Serien (.) weil (.) ja deine
 211 Eltern °eigen- lich° (.) die längste Zeit ausgeschlossen haben dass es überhaupt n=Grund
 212 sein (.) könnte (.) äh und äh auch dass es ja eher so ne (.) Suche nach Ausreden is (.)
 213 G: Ljaja
 214 genau also meine Mama hat gemeint als ich erwähnt hab a:hm (.) ich würd eben gern (.)
 215 zur Autismusdiagnose gehn (.) hat sie dann gemeint ahm (.) @dass ich das@ (1) ahm (.)
 216 sie hat halt Angst dass ich das nur machen will damit ich eine Ausrede hab warum ich
 217 immer so faul bin (1) was (1) ä::h ich hab auch die längste Zeit hab ich mich extrem
 218 M: L@ (1) @

Aufgrund der selbst wiederholten Fehldiagnose hat es noch mehrere Jahre gedauert, bis auch die ADHS Diagnose an Gemma vergeben wurde. Angestoßen wurde die Reevaluation dann durch Darstellungen in den Sozialen Medien, die zeigten, „wie ADHS ausschaun kann“ (Z. 206). Erst die lebensweltlichen Darstellungen von ADHS ermöglichten Gemma, das eigene Handeln als passend zur Kategorie ADHS zu deuten. Die psychopathologischen Klassifikationen bieten zwar Erklärungsmodelle an, doch mit dem Dopaminmangel wird ADHS nicht erfahrbar. Das geschieht über Medien, die zeigen, wie sich etwas anfühlt. Mit den Sozialen Medien verlagert sich die Basis der Selbstdiagnose in den Bereich, wie sich etwas anfühlt - den Bereich des Erlebens.

Samuel steigt ein, als die Geschichte zu den beiden Diagnosen zu Ende ist, und greift nochmals die Reaktion der Mutter auf. Dey beschreibt die Handlung der Mutter als „voll interessant eigentlich“ (Z. 208). Noch vor einer weiteren Elaboration validiert Gemma bereits („ohja“, Z. 209). Samuel erläutert dann, dass dey Interesse an der Spannung zwischen einem Vergleich mit *autistic coded people* und dem betonten Ausschließen einer begründeten Erklärung für Gemmas Verhalten hat. Dabei impliziert Samuel, dass Autismus der eigentliche „Grund“ (Z. 211) für Gemmas Probleme ist, der erst erkannt werden musste. Ähnlich wie die Psy*s und Gemma selbst hat die Mutter Hinweise in männlich präsentierenden Seriencharakteren zur Verfügung gehabt, aber die Verbindung zum eigenen Kind nicht im Sinne einer erklärenden Autismusdiagnose, sondern als Zeichen der Intelligenz hergestellt und *fehlinterpretiert*. Die Deutung der Mutter beruhte also auf der Annahme, ihr Kind könne die Anforderungen des Lebens doch mithilfe der Hochbegabung bewältigen. Das Aufsuchen einer Diagnostik erscheint damit als „Ausrede“ (Z. 216), warum Gemma „immer so faul“ (Z. 217) war. In dieser Sequenz wird verstehbar, warum *hochbegabt* für Gemma mit derart unangenehmen Gefühlen aufgeladen

ist. Die Erwartung, Gemma könnte doch aufgrund der Begabung alle Aufgaben lösen, stützt die These der Faulheit und verortet die Verantwortung für jegliches Scheitern bei Gemma. Der Vorwurf, faul zu sein, ist unangenehm und unpassend für Gemmas Erleben. Mit einem früheren Erkennen der ADHS wäre all das anders und *richtig* erklärbar gewesen.

219 G: stark damit enti- identifiziert dass ich faul bin weil ichs halt einfach so oft ghört hab so
220 ich bin so faul und auch es warn halt so Sachn wie (.) ich kann halt diese ganzen
221 komplizierten und schwierign Sachen machen warum kann ich diese einfachen Sachn
222 dann nicht machen wie zum Beispiel mich halt nur schnell hinsetzen Hausaufgabe
223 machen oder mein Zimmer zamräumen ode:r (.) keine Ahnung dran denken dass ich den
224 Gschirrspüler ausräume oder so (also °wenns ma gsagt wird°) und nicht erst (.) wenn
225 meine Mama heimkommt wieder dran denken ähm warum fällt ma das und das und das
226 so schwierig weil das sin- ja eigentlich leichte Sachn (.) a:hm u:nd (.) ich bin erst eben
227 sehr spät drauf kommen (.) dass es keine Faulheit is (.) ahm (1) weils mir eigentlich
228 nicht egal war ich wollt ja diese Sachen unbedigt machen und es hat mich extrem
229 belastet und ich hab auch (.) als Kind und Teenager und so extrem oft gweint deswegen
230 weils halt sehr belastend war und ahm meine Mama hat auch (.) sehr (.) nicht gute Sachn
231 also was a- was hat sie falsch gmacht in der Erzi:ehung oh=mein=Gott ahm und warum
232 bin ich so faul und warum schaff ich das nicht un::d schau du musst ja nur das und das

Mit der fremdzugeschriebenen Faulheit hat sich Gemma „stark (...) identifiziert“ (Z. 219). Zuerst setzt Gemma zu einem „enti-“ (Z. 219) an, das ein ent-identifiziert hätte werden können. Gemma nimmt hier vorweg, dass es sich um eine Geschichte der Ent-Identifikation handelt, in der Gemma sich vom damaligen Identifikationsangebot abwenden musste. Gemma exemplifiziert die – aus heutiger Argumentation heraus fehlinterpretierte – Faulheit anhand verschiedener Alltagssituationen, in denen Gemma mit Anforderungen des Jugendalters konfrontiert war und es nicht schaffte, diesen nachzukommen. Es ging viel um Leistung und warum Gemma diese nicht zeigen konnte. Eine Erklärung für das eigene Scheitern zu finden, war „so schwierig weil das sin ja eigentlich leichte Sachn“ (Z. 226). Die schwierigen Aufgaben fielen leicht, die leichten auch zu erledigen, war für Gemma schwer. Gemma litt unter dem Unvermögen. Dieses Leid drückte sich dadurch aus, als Jugendliche_r „extrem oft geweint“ (Z. 229) zu haben, während die Mutter auf der Suche nach Erklärungen, die eigene Erziehung zu hinterfragen begann. Wer ist verantwortlich für Gemmas fehlende Leistungen? Gemma muss doch nur erfüllen, was verlangt wird. Mit der Intelligenz einer Hochbegabung ist es

unerklärlich, dass Gemma dem nicht nachkommt. Die einzige Deutungsmöglichkeit bestand lange darin, dass Gemma klug, aber faul ist.

- 233 G: und das machen: und ähm mein Papa hat auch versucht äh mein Papa hat übrigens auch
234 vor (.) einem Jahr? glaub=ich Autismusdiagnose bekommen, (.) endlich er is eigentlich
235 nur durch mich draufkommen dass er Autist is (.) meine Mama hat auch selber sehr
236 starke ADHS Züge eigentlich (.) ähm: (1) ja und mein Papa (.) das hat sich halt damals
237 auch nicht so angfühlt er hat eigentlich sehr stark versucht mir zu helfen auch in der Uni
238 eben dadurch dass wir dass er halt so einen Excelplan erstellt hat ah was fehlt mir noch
239 was müsst ich wann machen und=so für mich hat sich das damals eher wie Kontrolle
240 angfühlt aber ahm (.) war eigentlich (.) das is auch grad eine tangent (aber ja/unv.) (.)
241 war eignlich (.) sehr sehr (.) lieb gemeint von ihm fü mich hat sichs halt eher angfühlt
242 als a:l- im Sinne von (.) meine Eltern: stresst das halt auch dass ich im Studium nich
243 weiterkomm und ähm sie hättn halt gern dass ich (.) fertig werd irgendwann was ich
244 übrigens immer noch nicht bin (.) ähm (.) aber das is eine komplett andere Geschichte
245 S: L@(.)@
246 M: L@(.)@

Nun bringt Gemma auch den Vater erstmals ins Spiel. Als dessen Rolle in dem familiären Konflikt erklärt werden sollte, bricht Gemma den Satz ab, um davon zu erzählen, dass auch der Vater „endlich“ (Z. 234) durch Gemmas Zutun eine Autismusdiagnose bekommen hat. Die Mutter hat keine Diagnose, aber „starke ADHS Züge“ (Z. 236). Autismus und ADHS sind damit Kategorien, die Gemma mit den Eltern in Verbindung bringt und dadurch auch bei Gemma eine Begründung finden. Ohne die Vererbbarkeit zu explizieren, deutet Gemma an, dass von der Mutter die ADHS kommt und vom Vater der Autismus.

Gemma schildert dann die Versuche des Vaters, durch Tipps und Tricks bei der Erledigung der Aufgaben zu unterstützen, was jedoch nicht als hilfreich, sondern kontrollierend empfunden wurde. In diesen „lieb gemeint[en]“ (Z. 241) Hilfsansätzen sah Gemma den Leistungsanspruch der Eltern versteckt. Sie wollen, dass das Kind fertig studiert, „aber das is eine komplett andere Geschichte“ (Z. 244). Mit diesen Worten und dem Halbsatz einige Sekunden früher – „das is auch grad eine tangent“ (Z. 240) bringt Gemma den biografischen Monolog zu einem Ende. Durch das Wechseln auf eine metakommunikative Ebene wird der Beitrag rituell abgeschlossen.

ZUSAMMENFASSUNG

Die Gruppe Cord teilt durch ihren Hintergrund als Auszug aus einer aktivistischen Selbsthilfegruppe einen speziellen Erfahrungsraum, der auf die Organisation des Gesprächs wirkt. Nachdem zu Beginn der Gruppendiskussion das Thema Soziale Medien sehr präsent war, lässt sich in der Eingangspassage ein teilweise geteilter Erfahrungsraum von Gemma, Katarina und Malu rekonstruieren. Samuel nimmt zu Beginn mehr die Rolle einer_s Facilitator_inn ein und bringt das Gespräch zum Laufen. In der zweiten Passage zeigt sich ein parallel organisierter Diskurs mit geteilten Erfahrungsmustern. Die abschließende dritte Passage ist monologisch strukturiert und hat den Charakter einer biografischen Narration.

Über die gesamte Einstiegspassage und im Speziellen zu Beginn des Gesprächs dokumentiert sich eine Gesprächsstruktur, die an eine Podiumsdiskussion mit Expert_innen erinnert. Samuel macht eine assoziative Einleitung und spielt den Sprechball dann explizit zu Katarina und Gemma. Durch Katarinas zögerliche Reaktion lässt sich ein gewisser Druck vermuten, der auf der Gruppe in ihrer Rolle als Selbsthilfegruppe lastet, die selbst psychoedukative Workshops anbietet. Auch Gemma kommentiert metakommunikativ, mit *geordneten Gedanken* sprechen zu wollen. Der Hintergrund des geteilten Aktivismus wirkt handlungsleitend auf die Teilnehmenden. Dies ließ sich auch an der Art, wie sie Themen aufbringen, rekonstruieren. Wiederholt werden kollektiv abzulehnende Handlungen oder Meinungen lachend oder im Kontext eines Rückblicks eingebracht. Die Inhalte an sich sind für die Gruppe heute nicht relevant, aber die Abgrenzung davon, verschafft ihnen die Möglichkeit, sich als Expert_innen zu positionieren.

Zu Beginn der Gruppendiskussion wird sich in eben benannter Form an der populären Erzählung von Gefahren in vorschneller Selbstdiagnose abgearbeitet. Es besteht Einigkeit in der Ablehnung dieser Position und das wird argumentativ elaboriert. Dem *Narrativ* setzen sie kollektiv ein Bild von Selbstdiagnose entgegen, in dem sich die meisten Menschen eingehend mit der Thematik beschäftigen und vielen Hürden im Gesundheitssystem ausgesetzt sind. Der fehlerhafte Umgang der Psy*, der Eltern und der Gesellschaft führt zu Isolation. Diesem negativen Horizont gegenüber steht ein positiver der Erleichterung durch Erklärung und Verständnis für das eigene Erleben. Über die Zeit haben sich die Teilnehmenden den klinischen, psychopathologischen Diskurs angeeignet, können Begriffe übernehmen und kritisieren. Zugang zur Erleichterung durch Erklärung war jedoch durch die unspezifische Arbeitsweise der Psy* nicht die Welt der Psychologie, sondern der Diskurs in den Sozialen Medien. Dort war es möglich, sich in vielfältigen, lebensweltlichen Darstellungen der abstrakten Psychobegriffe

wiederzuerkennen. Hier besteht ein Enaktierungspotenzial. Durch die Annäherung an ein erklärtes Anderssein ergibt sich Anschluss an eine Community, die ähnlich erlebt und sich durch die Einordnung finden kann. Diesen Prozess haben die Teilnehmenden bereits erlebt und berichten nun mit übereinstimmender Orientierung über das Erlebte.

In der Passage *If you know one person with ADHD* zeigt sich die Erzählstruktur in homologer Weise. Auf immanenter Ebene leitet Malu zwar einen Widerspruch ein, doch der dokumentarische Sinngehalt deckt sich mit dem Orientierungsrahmen der Einstiegspassage. Malu fügt dem Spannungsfeld lediglich eine weitere Facette hinzu. Die Einschränkungen in der Enaktierung des positiven Horizonts werden nicht rein im Externen verortet, sondern auch innerlich wiederholt. Malu zeigt auf, wie dey selbst das Erklärungsmodell Neurodivergenz lange nicht angenommen hat. In der Erzählung wird die ADHS wie zuvor als zugrundeliegende Wahrheit adressiert, die entdeckt oder eben geleugnet werden kann. Malu elaboriert den negativen Horizont der Isolation dahingehend, dass die Angst vor einer ungerechtfertigten Aneignung das Enaktierungspotential verstellte. Dey distanziert sich von der eigenen Erzählung homolog zu Samuel, Katarina und Gemma in der Einstiegspassage durch Lachen. Heute wissen sie als Gruppe, dass diese Leugnung überwindbar ist und überwunden werden soll. Gemma bringt die Ablehnung gegenüber der Leugnung aufgrund von Vergleichen mit einem Spruch auf den Punkt: *If you know one person with ADHD, you know one person with ADHD*. Die Gruppe hat auch im Aktivismus begründet die kollektive Bestrebung, die Hürden am Weg zu einem erklärbaren und erleichterten Sein durch Wissen zu beseitigen und Menschen den Zugang zur neurodivergenten Deutung zu ermöglichen.

In Gemmas biografischer Erzählung in der Passage *faul sein* zeigen sich Themen, die sich in den unterschiedlichen Gruppen bei verschiedenen Personen wiederholen. Die Teilnehmenden bringen Geschichten einer langen Suche ein, die plötzlich durch den Medienkontakt unterbrochen wird. In Gemmas Fall spielt der negative Horizont, nicht im eigentlichen Sein gesehen zu werden und fehlinterpretiert oder -diagnostiziert zu werden, eine große Rolle. In der Kindheit und Jugend hat die Abwesenheit eines Enaktierungspotentials Krisencharakter. Die Psy* haben Gemma nicht geglaubt, was wirklich belastend ist, und die Eltern haben ihr Kind als klug, aber faul abgestempelt. Eine andere Deutung wurde Gemma erst durch einen Zeitschriftenartikel zugänglich, der spezifisch Autismus bei weiblich gelesenen Personen behandelte. In Bezug auf ADHS halfen Gemma die Beiträge in den Sozialen Medien, sich darin wiedererkennen zu können. Statt abstrakter Psychopathologie, wie Gemma sie auf Wikipedia gelesen hatte, findet man dort spezifische, diverse und auf das Erleben bezogene Darstellungen

von Störungsbildern, die so erfahrbar und nachvollziehbar werden. Das diffuse Erleben von Anderssein gepaart mit dem Unvermögen gesellschaftlichen Leistungsansprüchen gerecht zu werden, ist schwer zu kommunizieren und verständlich zu machen. Wenn das Erleben und dessen Fehldiagnose Faulheit gegen einen Diagnosebegriff getauscht wird, ist es plötzlich erklärbar. Man selbst ist mit dieser Erklärung einordenbar in eine Leistungsgesellschaft. Man kann dieser Gesellschaft verständlich machen, was sich aus dem eigenen Erleben nicht übersetzen lässt.

GRUPPE FILZ

Die Gruppe Filz war als natürliche Gruppe konzipiert. Über eine Person, die sich beziehend auf meinen Aufruf in Social Media gemeldet hatte, kam am 19.12. eine Gruppe von drei Personen zusammen. Sie kannten sich untereinander durch die ehrenamtliche Arbeit im Umweltaktivismus. Im aufwärmenden Smalltalk wurde klar, dass sie weniger eng befreundet sind, als ich angenommen hatte. Regelmäßiger informeller Kontakt bestand jedoch beiderseits mit Emi. Sowohl Leonie als auch Marie-Luise sprachen im Laufe der Diskussion über Austausch über Messengerdienste.

Leonie war meine Kontaktperson und benützt alle und keine Pronomen, es wäre ein wenig egal, sozialisiert wurde Leonie allerdings als Mädchen. Ich entscheide mich im weiteren für dey/dem oder keine Pronomen. Leonie studiert Psychologie, ist Mitte zwanzig und in verschiedenen Vereinen und Institutionen tätig, wodurch ich dem kennengelernt hatte. Wir pflegen allerdings keinen regelmäßigen Kontakt. Die erste Person, die Leonie ins Spiel brachte, war Emi. Emi ist auch ähnlich alt, wird am liebsten mit dey/dem Pronomen angesprochen und studiert an einer anderen Universität. Die dritte in der Gruppe heißt Marie-Luise (sie/ihr), studiert und war mir bereits durch universitätspolitische Aktivitäten flüchtig bekannt.

Nach einem etwas längerem Findungsprozess verabredete ich mich mit der Gruppe Filz über Signal am 19.12. um 14 Uhr im Raum der politischen Gruppe und Studienrichtungsvertretung KRIPS an der Fakultät für Psychologie. Auch in diesem Fall hatte ich im Vorhinein den Gruppenteilnehmenden die Rahmenbedingungen beschrieben. Zudem hatte ich ein Foto des Raums mit dem großen roten Sofa und den bunten Dekorationen übermittelt. Ich ermutigte sie, gerne Gegenstände mitzubringen, die hilfreich wären (noise-canceling Kopfhörer, Sonnenbrillen, fidget toys,...). Leider konnte ich in diesem Fall nicht bereits vorab die Technik vorbereiten und Getränke bereitstellen. Wir konnten den Raum erst spät betreten und ich bereitete die kleinen Snacks vor, während die Teilnehmenden am Sofa Platz nahmen. Ich ging etwas gestresst in diese Diskussion. Nach kurzem Smalltalk erklärte ich nochmals die Rahmenbedingungen. Nachdem sich alle Anwesenden einverstanden erklärten, startete ich die Aufnahmegeräte und begann das Gespräch mit meinem Eingangsstimulus einzuleiten.

Leonie begann das Gespräch mit einem knappen biografischen Abriss über die Kontakte mit Neurodivergenz, an den sich Emi nahtlos anschloss und woraufhin auch Marie-Luise vom Ausgangspunkt ihrer Beschäftigung mit dem Thema sprach. Alle drei erwähnten eingangs einen Medieninhalt, der sie zur Auseinandersetzung mit der Thematik Neurodivergenz gebracht hatte. Insgesamt gestaltete sich das Gespräch der Gruppe Filz im Vergleich zu den davor geführten

Diskussionen (Baumwolle & Tüll) weit weniger interaktiv. Meistens hörten die Teilnehmenden einander zu, warteten ab und antworteten. Immer wieder entstanden auch kleinere Pausen. Trotzdem unterhielt sich die Gruppe ohne mein Zutun selbstläufig bis Leonie nach einer Stunde 15 Minuten nach einer Pause fragt. Teil zwei der Diskussion eröffnete ich mit der Frage nach offenen Punkten, was verneint wurde. Also formulierte ich eine immanente Nachfrage zur Bedeutung unterschiedlicher Formen von Neurodivergenz im Alltag der Teilnehmenden. Mein Nachhaken wirkte weniger erzählgenerierend als reflexionsanregend. Nach weiteren 23 Minuten stellte ich eine weitere Nachfrage, die auf eine ähnlich lange Sequenz über Kommunikation mit dem Umfeld hinauslief und einen stärker erzählenden Charakter aufwies. Danach stellte ich noch eine kürzere immanente und zwei kurze exmanente Nachfragen, bevor wir die Gruppendiskussion nach insgesamt knapp zweieinhalb Stunden auf Wunsch von Leonie beendeten.

Gruppe Filz am 19.12.2023 – *Passage Einstieg*

Timecode: 0:05:07-0:18:00 (Dauer 12:53 Minuten)

Teilnehmende: **Y:** Diskussionseinladende Hannah Plachel, **L:** Leonie (all/any), **R:** Emi (dey), **A:** Alea (sie)

Transkription: Hannah Plachel unter Verwendung von MAXQDA

- 1 L: (2) °wer soll beginnen?° @(.)@
 2 E: L@(.)@
 3 M-L: (3) ich muss nicht (.) @(.)@
 4 L: L@(.)@
 5 E: L@(.)@
 6 L: (1) @(.)@ ich esse gerade @(.)@ mh::: (räuspert sich) okay: (also ums)
 7 E: Lja
 8 L: bisschen kürzer zu machn ähm:: damit wir alle (möglicherweise) vielleicht mal startn

Auf meinen üblichen Einstiegsimpuls hin reagieren Leonie, Emi und Marie-Luise eher zögerlich. Leonie bringt zuerst zu Sprache, dass eine Person anfangen sollte und lacht danach. Emi steigt in das Lachen ein und Marie-Luise lehnt die Aufforderung nach weiteren drei Sekunden ab. Wieder wird gelacht. Das Lachen der Gruppe lässt sich als Dokument einer Nervosität und Unsicherheit in dieser Situation rekonstruieren. Die Konstellation ist ungewohnt und der Gesprächsmodus noch nicht ausgehandelt. Leonie meint, eigentlich durch das Essen verhindert zu sein, übernimmt dann aber die Sprechendenrolle mit dem Hinweis, dass dey mit einem kurzen Beitrag beginnt, der den anderen auch einen Einstieg ermöglichen soll.

- 9 L: ähm ich weiß dass: i:ch auf jeden Fall se:hr in das ADHS Spektrum falle seit ich
 10 sechzehn siebzehn bin ähm:: dann bin ich irgendwann online zufälligerweise (.) über
 11 das war gar nicht so auf Instragram so=n Video sondern es war (.) keine Ahnung so in
 12 meinem research für eine Prüfung so: (.) irgendwie so die Symptomatik und dann bin
 13 ich zufälligerweise halt so typisch war so der typische Verlauf bei weiblich
 14 sozialisierten Menschen is (.) und dann hab ich so gecheckt @okay@ sounds like me:

Leonie beginnt deren biografische Erzählung mit dem Zeitpunkt, seitdem dey von der eigenen ADHS weiß. Dey benennt es als *in das ADHS Spektrum fallen*. Mit dem sechzehnten oder siebzehnten Lebensjahr war dem das klar. „Online“ (Z. 10) wurden typische Symptome und Verläufe bei weiblich sozialisierten Menschen mit ADHS beschrieben und Leonie hat sich darin wiedererkannt. Dey reinszeniert diesen Moment und verfällt dabei ins Englische: „@okay@ sounds like me“ (Z. 14). Der Codeswitch verweist hier auf den englischsprachigen Kontext aus dem das Deutungsangebot kam – einer „research für eine Prüfung“ (Z. 12). Leonie grenzt deren

Quelle noch explizit von Sozialen Medien ab, es war „gar nicht auf Instagram so=n Video“ (Z. 11). In deren Formulierung setzt Leonie voraus, dass alle anderen wissen, was *so ein Video* ist, ohne es zu explizieren. Möglicherweise bezieht dey sich auch auf meinen Aufruf, den alle Teilnehmenden gesehen haben. Dort wurden schließlich einige Screenshots von Videos in Sozialen Medien dargestellt. Bei Leonie selbst war also nicht diese Art von Medium ausschlaggebend, sondern ein Lehrbuch oder ein Artikel zur Thematik ADHS. „Zufälligerweise“ (Z.13) wurde dabei spezifisch auf das Erleben weiblich sozialisierter Personen eingegangen. Erst durch diesen Fokus wurde Leonie eine Verbindung zu sich selbst – als weiblich sozialisierte Person – bewusst.

- 15 L: und dann war ich parallel auch bei nem Psychiater wegen was anderem (.) wegen meiner
16 Schlafstörungen und da ham wir halt auch sehr viel darüber gesprochen warum ich
17 Schlafstörungen hab (.) und sein main (.) Ding war halt auch ADHS wahrscheinlich
18 einfach (.) von dem was es halt warum es halt is (.) aber da wusst ich halt schon dass

Zur selben Zeit, erzählt Leonie, war dey bei einem Psychiater aufgrund von Schlafstörungen. Mit ihm hat Leonie „sehr viel darüber gesprochen warum“ (Z. 16) dey diese Symptomatik erlebt. Unter den möglichen Ursachen war ADHS auch „sein main (.) Ding“ (Z. 17), als Erklärung, was und warum Leonie so erlebt.

- 19 L: wenn ich eine wirkliche Diagnostik machen will müsst ich mich damit
20 auseinandersetzen oka:y wer hat sich spezialisiert auf weiblich sozialisierte Menschen
21 und ADHS (.) und dann war mir das irgendwie too much effort weil ichs halt auch nicht
22 brauche (.) m:h man kann halt ohne der Diagnose eh (.) alles kriegn, und haben was man
23 braucht @(.)@ fürd- für dass man schlafen kann (.) u:nd (1) irgendwann jetzt im Verlauf

Mit der genannten persönlichen Vermutung und dem geschilderten Verdacht des Psychiaters kommt Leonie als nächstes auf eine „wirkliche Diagnostik“ (Z. 19) zu sprechen. Die Einordnungen davor markiert dey damit als nicht *wirklich*. Diagnostik ist etwas, das eine_n Spezialist_in für „weiblich sozialisierte Menschen und ADHS“ durchführen müsste. Diese Mühe so jemanden zu finden, ist allerdings nicht gerechtfertigt, da man auch ohne diese *wirkliche* Diagnose Zugang zu Behandlung der Schlafprobleme hat. Die Diagnose ist nicht notwendig für den Zweck, den Leonie in den Mittelpunkt stellt – die Reduktion der (Schlaf-)Probleme.

- 24 L: von meiner Ausbildung weil ich in einer Praxis arbeite die sich auf ADHS und Autismus
25 (.) bei weiblichen Personen spezialisiert (.) hab ich irgendwann gecheckt okay meine

- 26 Mama is eine hardcore Autistin @(.)@ das erklärt sehr vi:el und hab auch mit einer
 27 Psychologin da drüber gredet und dann war sie auf einmal so zu mir (*atmet laut ein*) wie
 28 *is das bei dir und deinen Geschwistern?* und dann war ich so hold up wait @(.)@ war
 29 E: L@(.)@
 30 ML: L@(.)@
 31 L: ich so ja nich so extre:m a::h jetzt wo ich so:: mir so drüber nachdenke m::h ja could be::

Als nächstes geht Leonie auf eine weitere Erkenntnis im Erwachsenenalter ein: „okay meine Mama is eine hardcore Autistin“ (Z. 25-26). Diese Interpretation des Lebens der Mutter zieht Leonie aus Erfahrungen an deren derzeitigen Arbeits- und Ausbildungsplatz. Die Praxis hat eine Spezialisierung „auf ADHS und Autismus (.) bei weiblich sozialisierten Personen“ (Z. 24-25), also genau jenes Feld, nach dem sich die Suche laut Leonie so schwierig gestaltet, dass dey keine Diagnostik durchlaufen möchte. Dey bemerkte durch die Arbeit in diesem Spezialgebiet, dass deren Mutter nicht nur ins Spektrum fällt, sondern *hardcore Autistin ist*. Bei dem Ausdruck lacht dey auf. Vielleicht nimmt das Lachen die Schwere des Begriffs oder lässt Leonie sich von der starken Ausprägung distanzieren. Trotzdem erklärt das *Autistin sein* für Leonie „sehr vi:el“ (Z. 26). Worum genau es sich handelt, führt dey nicht aus. In einem Gespräch über die Mutter kam von einer Psychologin aus der benannten Praxis die Frage auf, inwieweit der Autismus auch auf die Kinder zutrifft. Diese Frage war unerwartet und überraschte Leonie. Dey reinszeniert die Interaktion mit der Antwort: „hold up wait“ (Z. 28). Es dokumentiert sich die Verwunderung und der Bedarf, die Implikationen der Frage zu verarbeiten. Emi und Marie-Luise lachen hier mit Leonie mit über deren irritierte Antwort. Heute ist die damalige Interaktion amüsant, vielleicht komisch, dass Leonie bis dahin nie über deren persönlichen Bezug zu Autismus nachgedacht hatte. Leonie führt den weiteren Gang derer Gedanken aus. Im Vergleich zur Mutter, die *hardcore* ist, ist Leonie „nicht so extre:m“ (Z. 31). Die erste Reaktion war also der Abgleich mit dem, was als autistisch bekannt ist. Darin erkennt sich Leonie nicht direkt wieder. Mit mehr Bedenkzeit erscheint Autismus doch als Deutungsmöglichkeit („ja could be::“), von der sich Leonie jedoch vorerst sprachlich mit einem Codeswitch distanziert.

- 32 L: aber voll; (.) also es is halt für mich auch kein Ding dass ich so=ne Diagnostik mach
 33 oder so weils mir persönlich egal is (.) und ich kein Mehrwert darin seh für mich (.) ähm
 34 aber es: hilft mir sehr mich einzuordnen und zu verstehn wieso: manche Sachn so sind

Leonie wechselt im Erzählmodus wieder ins Jetzt, wo die Überlegung, Autist_in sein zu können, für dem keine Diagnostik nach sich zieht. Das ist ähnlich wie bei der zuvor erwähnten

ADHS. Leonie bringt die Argumentation zur Diagnostik erneut direkt nach der Schilderung des Erstkontakts zur möglichen Diagnose. Damit impliziert dey, dass es ein logischer Schritt wäre, eine Diagnostik zu machen, welchem dey sich jedoch aktiv widersetzt. Die Entscheidung dagegen begründet Leonie damit, dass es dem „persönlich egal is“ (Z. 33) und darin „kein Mehrwert“ (Z.33) für dem steckt. Der gewählte Wortlaut ist ident zur Antwort auf die Frage nach deren Pronomen. Label sind Leonie nicht wichtig, es zählt das Wissen für sich selbst. Der Gewinn, der ohne wirkliche Diagnostik, aber mit der Vermutung an sich einhergeht, besteht darin, sich selbst besser verstehen und „einordnen“ (Z. 34) zu können. Neben ADHS bietet also auch Autismus ein nützliches Erklärungsmodell an.

- 35 L: oder so sind (.) genau (1) °kurz und knapp° @(.)@ (.) wer möchte? (1) @(.)@
 36 ML: Möchtest du soll ich, @(.)@
 37 E: ↳Ich kann ähm (1) ich glaub @(.)@ @irgendwie so
 38 Klischeestory TikTok@ (1) weil i don't know ich hab actually so glaub ich mit (.) acht,
 39 oder so nen ADHS Test gemacht also das war so mit sieben acht bei: ner Psychologin
 40 (1) u:nd wo halt rausgekommen is dass ich zi:emlich da rein fall aber ich hab das gar
 41 nich wirklich mitgekriegt weil ich war halt acht und (.) eigentlich war ich bei der
 42 Psychologin wegen Migräne und wegen halt Tics und irgendwie so ja (.) das war so (.)

Daraufhin schließt Leonie deren erste längere Wortmeldung ab. Dey hatte angekündigt, es „bisschen kürzer zu machen“ (Z. 8) und wiederholt diese Rahmung am Ende mit „kurz und knapp“ (Z. 35). Es gäbe mehr zu sagen, impliziert Leonie, aber im Gruppengespräch sollen keine langen Monologe stattfinden. Erneut wird gelacht, die Gruppe ist nach wie vor vorsichtig und unsicher, sich voreinander oder vor mir zu äußern.

Emi meint nun aber: „Ich kann“ (Z. 37) und orientiert sich in deren Aussage am Aufbau von Leonie. Zu Beginn rahmt Emi die anstehende Erzählung lachend als „irgendwie so Klischeestory TikTok“ (Z. 37-38). Der Verweis auf ein Klischee zeigt, dass Emi davon ausgeht, alle Anwesenden hätten eine Vorstellung davon, dass ein typischer Zusammenhang zwischen Neurodivergenz und TikTok besteht und wie sich dieser in einer persönlichen Geschichte zeigen kann. Als dey versucht, argumentativ zu elaborieren, scheitert dey zuerst an einer Begründung („weil i don't know“, Z. 38) und wechselt in den Modus der biografischen Erzählung. Das Scheitern an der abstrakten Argumentation könnte darauf hindeuten, dass Emi über implizites Wissen verfügt, welches sich besser in narrativer Form ausdrücken lässt. Dey hat Schwierigkeiten, dieses implizite Wissen in explizite, argumentativ strukturierte Form zu

übersetzen und knüpft dann an der von Leonie nahegelegten Struktur an. In deren Statement begann Leonie mit dem ersten Kontakt zu ADHS. Tatsächlich („actually“, Z. 38) verortet Emi diesen Moment gar nicht im medialen Raum Tiktok, sondern im Kindesalter. Mit etwa acht Jahren wurde durch eine Psy* ein ADHS Test mit Emi durchgeführt. Obwohl das Ergebnis eindeutig zeigte, dass Emi „ziemlich da rein fall[t]“ (Z. 40), war dieser Moment nicht prägend oder wichtig. Die bemerkbaren Symptome waren Migräne und Tics und diese waren Grund für das Aufsuchen einer Psy*. Es zeigt sich eine Erzähl- und Erfahrungshomologie zu Leonies Bericht. Beide waren in Kontakt zu Psy*-Personal, da sie bestimmte Symptome behandeln wollten. Von den Psy*s kam beide Male der Hinweis auf ADHS als mögliches Erklärungsmodell. Unterschiede bestehen im Alter und der vorausgehenden Beschäftigung mit dem Thema. Leonie war bereits zuvor mit einer Beschreibung von ADHS in Berührung gekommen, die eine Verbindung zu dem hergestellt hatte und somit als Deutungsmöglichkeit bereits bestand. Für Emi dagegen fand keine tiefere Auseinandersetzung mit der Passung dieser Diagnose statt.

- 43 E: ich hab letztens mit meiner Mama geredet und ihr is das sehr viel stärker aufgefalln als
 44 es mir aufgefalln is also ich hab mich eigentlich (3) sehr lang nicht als neurodivers
 45 identifiziert oder ich **wusste halt** das irgendwas ander is un:d ich wusste halt ja Tourette
 46 und irgendwie gibts viele Sachen die halt da als (1) wie heißt das, Neben: Sachen
 47 vorkommen können (.) dachte mir ja (.) macht schon Sinn aber ich hats jetz nie
 48 irgendwie so das Wort verwendet und dann hab ich TikTok @runtergeladen@ und dann
 49 L: L@(.)@

Erst kürzlich kam in einem Gespräch mit der Mutter auf, dass sich die Wahrnehmungen bezüglich der ADHS in der Kindheit unterscheiden. Während die Mutter sie stärker bemerkte, hat Emi sich selbst „eigentlich (3) sehr lang nicht als neurodivers identifiziert“ (Z. 44-45). Die dreisekündige Pause, in der Emi überlegt, dokumentiert den rezenten Perspektivenwechsel. Emi ist noch nicht gefestigt in dieser Identifikation, hat diese Geschichte noch nicht oft wiederholt und integriert, wodurch auch die Abstraktion schwieriger ist. Es war bis vor kurzem nur klar, „dass irgendwas anders is“ (Z. 45). Der Andersartigkeit war sich Emi sicher und dey wusste, dass es bei Tourette auch einige häufige „Neben:sachen“ (Z. 46) gibt. Emi könnte hier das Wort Komorbiditäten verwenden, ist jedoch mit dem psychologischen Vokabular weniger vertraut als Leonie. Auch das Wort neurodivers war nicht im Sprachgebrauch von Emi bis „TikTok @runtergeladen@“ (z. 48) wurde. Hier lacht Emi wieder und Leonie steigt darauf ein. Die

Erwähnung der Plattform TikTok verweist erneut auf einen kollektiven Erfahrungsraum mit dem Medium, der unvermittelt verständlich ist.

- 50 E: hab ich halt ur viele so: (.) Erfahrungsberichte und so gefundn wo ich einfach so war
51 fuck das (.) trifft halt so zu (1) und grad au:ch nach Burnout und so nem halbn Jahr
52 Therapie wo ich mich halt viel mehr mit dem beschäftigt hab hats halt dann irgendwie
53 (1) gefühlt mehr zugetroffn, oder ich habs halt mehr gespürt, (1) u:nd (1) ja (1) am

Nun beschreibt Emi, was auf TikTok zu erleben ist. Dort gibt es sehr viele „Erfahrungsberichte“, die das eigene Erleben mit den konkreten Erfahrungen von anderen vermutlich neurodivergenten Personen in Verbindung bringen. Emi reinszeniert deren Reaktion: „fuck das (.) trifft halt so zu“ (Z. 51). Es dokumentiert sich in deren schockartiger Realisation eine unerwartete Nähe zwischen dem Erleben anderer und dem eigenen. Der persönliche Einblick hat den Vergleich mit sich selbst und das Wiedererkennen unausweichlich gemacht. Der Kontext einer Burnout-Therapie hat den Rahmen gegeben, dass das Thema ADHS präsenter wurde. Emi hat sich mehr damit auseinandergesetzt und die ADHS oder das *neurodivers sein* auch „mehr gespürt“ (Z. 53).

- 54 E: Freitag hab ich nen ADHS Test gemacht (2) ich weiß nicht ob also du hasts auf jeden
55 L: L_{@(3)@}
56 E: Fall @gelesn bei dir weiß ichs nich@ (.) auf Instagram ne: weil ähm da is halt auch
57 ML: L_{Nein °(hab ich nicht)°}
58 E: irgendwie so rausgekommen okay: (1) ich fall halt scho::n irgendwie sehr rein und=s

Die gefühlte Verbundenheit zur Neurodiversität durch die Erfahrungsberichte auf TikTok führten Emi erneut zu einem ADHS Test. Im Vergleich zur Testung im Kindesalter war nun die eigene Vermutung anlassgebend. Emi wechselt dann von deren Erzählung in die direkte Ansprache der anderen beiden und fragt, ob sie darüber gelesen hätten. Als dey Leonie anspricht, beginnt Leonie zu lachen und Emi geht darauf ebenfalls lachend ein: „du hasts auf jeden Fall gelesn“ (Z. 56). Als Marie-Luise verneint, davon gelesen zu haben, klärt Emi auf, dass dey die Ergebnisse auf Instagram geteilt hatte. Es zeigt sich, dass Emi Teil des medialen Diskurses geworden ist und in homologer Weise zum Rezipieren deren Erfahrungsberichte veröffentlicht. Die Reaktion von Leonie verweist auf eine Interaktion mit Emi außerhalb dieses Gesprächs, in dem die Testung, über die Plattform Instagram vermittelt, bereits zum Thema eines Austauschs geworden war. Das Resultat des Tests war, dass Emi da „halt scho::n irgendwie sehr rein [fällt]“ (Z.58), sich also auf dem ADHS-Spektrum befindet. Emi übernimmt

erneut Leonies Ausdrucksweise des *Reinfallens*. Aus dieser Formulierung lässt sich eine passive Zuweisung erkennen. Der Test entscheidet anhand der Verteilungsstatistik, unter welche Kategorie jemand fällt. Emi drückt dabei mit der Rahmung *irgendwie sehr* eine Unsicherheit bezüglich dieses Vorgehens aus.

59 E: s=zieht sich er hat auch irgendwie so gesagt es zieht sich halt irgendwie so durch durch
60 (1) mein ganzes Leben aber es is ich hab halt irgendwie sehr gut gelernt damit umzugehen
61 und (.) kompensier maskier whatever es halt sehr gut und deshalb sieht er jetzt keine
62 Notwendigkeit für eine Diagnose ich mein er kann sie auch nicht stellen weil er nicht die
63 Ausbildung hat (.) also das würd der Arzt von seiner Praxis dann machen und ich hab
64 keine Ahnung ob der noch was kriegt, machen würd und im Endeffekt is es mir auch (.)
65 wu:rscht (1) aber ich fands halt irgendwie spannend den Test zu machen (2) und (.) ja

Das Ergebnis erklärend führt Emi eine Person in die Erzählung ein, die keine nähere Bezeichnung erfährt außer „er“ (Z. 59) zu sein. Dieser Mensch erklärt vom Test ausgehend, dass die ADHS/Neurodiversität schon Emis ganzes Leben über da war. Wenn man gut damit umgeht und „kompensier[t] maskier[t] whatever“ (Z. 61) besteht jedoch „keine Notwendigkeit für eine Diagnose“ (Z. 61-62). Der Erklärer scheint den Test mit Emi in einer Praxis gemacht zu haben, hat jedoch selbst nicht die Befugnis, eine Diagnostik durchzuführen. Womöglich handelt es sich um den Psychotherapeuten, der Emi bezüglich des Burnouts begleitet. Es müsste also extra Aufwand und Recherche betrieben werden, um an die Diagnose zu kommen. In Emis Vermutung, wie dies verlaufen würde, zeigt sich erneut deren Unsicherheit über die psychologische Praxis („keine Ahnung ob der noch was kriegt, machen würd“, Z. 64). So wichtig ist die Diagnose am Ende nicht, meint Emi, doch der Reiz ist da. Es war „irgendwie spannend“ (Z. 65), einen ADHS-Test gemacht zu haben. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Erleben und Handeln ist interessant und zeigt neue Deutungsmöglichkeiten auf. In der Ablehnung des Mehraufwands für eine wirkliche Diagnostik stimmt Emi jedoch Leonie zu und validiert damit Leonies Orientierungsrahmen – die Einordnung durch eine Diagnose bringt Mehrwert, doch dieser positive Horizont wird vom großen Rechercheaufwand bezüglich einer geeigneten Diagnostikperson begrenzt. Emi hält im Vergleich zu Leonie stärker an der Kategorisierung und Bestätigung fest, was auf den Wissensunterschied der beiden zurückzuführen sein könnte.

66 weil du das von deiner @Mutter erzähl hast@ (.) ich hab auch ähm (2) bei meinem Papa jetzt
67 letzens irgendwie das Gefühl ge- ich mein (2) er wär jetzt sicher nicht so Musterbeispiel für
68 sämtliche autistische Symptome oder so und ich hab das auch nie irgendwie so gedacht ich

69 dachte halt irgendwie so ja mein Papa is halt sehr introvertiert und irgendwie speziell und
70 irgendwann bin ich so daheimgesessen und so (.) @wai::t@

Als nächstes greift Emi Leonies Bezug zur Familie auf und beschreibt, wie sich die Einordnung des Vaters aus Emis Perspektive kürzlich verändert hat. Emi schickt voraus, dass deren Vater kein „Musterbeispiel für sämtliche autistische Symptome“ (Z. 68) sei und impliziert hier den Vergleich zu Leonies Mutter, der *hardcore Autistin*. Doch seine „sehr introvertiert[e] und irgendwie speziell[e]“ Art unterzieht Emi einer Reevaluation. Homolog zu Leonies Reaktion auf die Umdeutung des eigenen Erlebens, das eben nicht eindeutig autistisch ist („hold up wait“, Z. 28), imitiert Emi diesen Moment mit einem lauten, lachenden „wai::t“ (Z. 70). Auch Emi zeigt sich im Moment dieser neuen Deutungsmöglichkeit kurzfristig überfordert, verlangt nach Abstand und Bedenkzeit, welche dey mit dem englischen Ausruf für *warte* ausdrückt.

71 E: ja und=dann hab ich so: (.) na aufm so wie heißt das diese self assesment tests im Internet
72 L: L@(.)@
73 E: gemacht eigentlich (.) umrauszufindn um eingentlich wolllt ichs @für mein Papa
74 machn@ (.) hab dann aber sehr viele Dinge nicht gewusst und für mich angegeben (und
75 L: L@(.)@
76 E: dann war so) okay irgendwi:e (.) ja das war dann irgendwie so bei allen Tests irgendwie
77 so ja: du fällst (.) so leicht rein aber nich(.)t irgendwie typisch oder so (.) ja fand ich
78 L: L((räuspert sich))

Auf den Verdacht einer Neurodivergenz des Vaters hin, ist für Emi eine Testung erneut die naheliegendste Handlung. Dafür greift dey auf „diese self assesment tests im Internet“ (Z. 71) zurück. Emi positioniert sich an dieser Stelle durch das erneute Suchen nach Worten und die distanzierende Ausdrucksweise als unerfahren im Diskurs. Die Thematik ist neu und die psychologische Sprache entspricht nicht deren habituellem Ausdruck. Für die Gesprächssituation und den Austausch mit Leonie zieht Emi diese Begriffe jedoch heran. Sie ermöglichen dem die Teilhabe.

Emi schildert, wie dey vorgegangen ist, um für den Vater einen Test abzulegen. Bereits in der Ankündigung impliziert Emi, dass dieses Vorgehen eine Wendung genommen hat („eigentlich“, Z. 73), worauf Leonie bereits mit einem Auflachen reagiert. Leonie dürfte an dieser Stelle bereits etwas wissen oder ahnen, das nicht diesem Gespräch entspringt. Emi erklärt dann, dass dey einige Details über das Erleben des Vaters nicht kannte und daher die Angaben

mit deren persönlichen Erfahrungen anreicherte. Mehrere Testergebnisse ergaben dann eine leichte Tendenz für einen atypischen Autismus. Die Tatsache, dass Emi nicht mit dem Vater gesprochen und den Versuch der Einordnung seines Erlebens und Verhaltens aufgrund fehlender Details aufgegeben hat, lässt vermuten, dass Emi an einer Testung für sich selbst interessiert war. Der Zugang über den Verdacht beim Vater ermöglichte dem eine Auseinandersetzung mit sich selbst. Auch hier vollzieht sich Emis Erzählung homolog zu Leonies, welche_r über die Beobachtung der Mutter schließlich den Blick auf sich richtete.

- 79 E: auch recht @spannen::d@ und irgendwie würds mich schon intressiern da mal so mit
80 (.) Ärzt(.)innen auch drüber zu redn aber gleichzeitig weiß ich halt auch dass es sau
81 schwer is irgendwie dann Ärzt(.)innen zu finden die das ernstnehmen, bei: weiblich
82 gelesenen Personen die nicht typisch: in alle Symptome reinfalln und und (.) das wärs
83 mir wahrscheinlich auch nicht wert (1) aber (.) ja @(.)@

Die Idee des Autismus als Deutungsmöglichkeit für sich selbst wirkt nun „recht @spannend@“ (Z. 79) auf Emi. Daraus entstand auch das Interesse an einer ärztlichen Begutachtung. Fachpersonen zu finden, „die das ernstnehmen, bei: weiblich gelesenen Personen die nicht typisch in alle Symptome reinfalln“ (Z.81-82) erscheint jedoch zu schwierig, als dass es sich lohnen würde. Erneut validiert Emi damit Leonies Orientierungsrahmen und die beiden aufgeworfenen Horizonte. Sich selbst verstehen und einordnen zu können, ist interessant. Eine Diagnostik schätzt Emi allerdings als hilfreich ein. Dey orientiert sich stärker am Expert_innenwissen von Psy*s, von Tests, aber auch von Leonie. Das Enaktierungspotenzial über eine Psy* wird jedoch von der Gefahr beschränkt, in der Rolle als weiblich gelesener Mensch mit atypischen Symptomen nicht ernstgenommen zu werden.

- 84 ML: (2) Ich=glaub bei mi:r hats so eigentlich erst vor relativ Kurzem begonnen dass ich mich
85 wirklich damit beschäftigt ha:b, (.) und aber im Nachhinein denk ich mir so hm:
86 eigentlich hab ich mich mein ganzes Leben lang damit beschäftigt ähm weil glaub ich
87 für mich immer voll das Ding war dass ich (.) voll vi:el Energie dafür verwendet hab zu
88 versuchen normal zu sein (.) in verschiedensten Art und Weisen (.) ganz stark bei
89 meinem: Essverhalten was e:h ähm (.) noch immer ein struggle is aber ein anderer ähm

Nach einer Pause melde sich nun auch Marie-Luise zu Wort, die bisher den anderen beiden den Vortritt überlassen hatte. Bezugnehmend auf die Erzählstruktur der Vorredner_innen ordnet sie als erstes den Zeitpunkt ihrer ersten Auseinandersetzung mit der Thematik ein, es hat

„eigentlich erst vor relativ Kurzem begonnen“ (Z. 84). Darin unterscheidet sich Marie-Luise erstmal von Leonie und Emi, die beide an Kontakte mit Psy*-Personal im Kindes- und Jugendalter anknüpfen. Der Differenz lässt Marie-Luise jedoch wenig Raum und argumentiert, dass die Thematik zwar nicht früher explizit aufgetreten ist, aber im Rückblick klar wird, dass sie sich das „ganze[s] Leben lang damit beschäftigt“ hat, ohne sich dessen bewusst zu sein. So stellt sie wieder eine Erfahrungsparallele zu den anderen beiden her. Für Marie-Luise gab es bloß kein ausschlaggebendes, isoliertes Symptom, wie bei Leonie die Schlafstörungen oder bei Emi die Migräne und die Tics, sondern eine generelle Anstrengung, „normal zu sein“ (Z. 88). Dieser Aufwand war und ist am greifbarsten in Bezug auf ihr „Essverhalten“ (Z. 89), welches sie aber hinten anstellen möchte, da es nicht Thema der Diskussion ist. Ein möglicherweise gestörter oder störender Zugang zu Essen ist für Marie-Luise kein Teil von Neurodivergenz, über die sie nun sprechen möchte, die aber weniger offensichtlich ist.

- 90 ML: (.) Topf (.) u::nd was ähm (.) bei mir nur so ausgelöst hat mich mehr damit zu
 91 beschäftigen wa:r zuerst @eine Doku@ @(.)@ die irgendwie ging um so Stress Zeug
 92 L: L@(.)@
 93 E: L@(.)@
 94 ML: aber ich weiß nich=mal mehr was das Thema war (.) abe:r dann ham sie halt dort
 95 beschrieben ähm was ein Tinnitus is, und wie sich ein Tinnitus anhörn kann und dass
 96 ein Tinnitus auch Rauschen sein kann (.) und ich dachte Tinnituse sind immer halt so
 97 ein Pi:epton und den spür ich nicht aber ich hab halt (.) **konstant** Kopfrauschen (.) und
 98 das (.) jetzt schon rela- also (.) ewig eigentlich wüsst grad nicht wann das begonnen hat?
 99 ahm:: un:d das war für mich dann so voll de:r (.) so Moment wo ich mir dacht hab so
 100 hm is das etwa nicht normal dasss es im Kopf immer ra:uscht, ähm: vor allm wenn=ma
 101 irgendwie viel arbeitet oder so dass- (.) so hats mal begonnen (.) u::nd dann:: so: in den

Nach Leonie und Emi benennt nun auch Marie-Luise einen konkreten Auslöser, der das Thema für sie zugänglich gemacht hat. Es handelte sich um „eine Doku“ (Z. 91) über Stress. Der Beitrag thematisierte verschiedene Formen von Tinnitus. Die Darstellung von Rauschen im Kopf als mögliche Variante eines Tinnitus hat bei Marie-Luise etwas ausgelöst. Sie kennt das „konstante Kopfrauschen“ schon so lange sie sich erinnern kann. In der Doku wurde sie mit einem neuen Deutungsangebot konfrontiert. Das Kopfrauschen bekam damit eine neue Einordnung als „nicht normal“ (Z. 100). Mit dieser Markierung „hats mal begonnen“ (Z. 101).

- 102 ML: letzten Monaten hab ich voll (1) auch viel ähm TikTok content reel content zu ADHS
 103 und so weiter gese:hn und mich zwar schon am Anfang in vielen Sachen wiedergesehn

104 aber auch noch irgendwie so ein: (.) keine Ahnung so eine Stimme in mir hat gesagt so
105 *hm also eh schön und gut aber irgendwie sind das so Sachen die doch irgendwie jeder*

Dann hat Marie-Luise viele Videobeiträge („TikTok content reel content“, Z. 102) zum Thema ADHS gesehen. Sie konnte sich sofort wiedererkennen, doch „eine Stimme“ (Z. 104) hat den ersten Impuls immer wieder abgeschwächt oder aufgehalten. Marie-Luise imitiert die Stimme in ihrem Kopf, die behauptete, die gesehenen Inhalte seien „Sachen die doch irgendwie jeder hat“ (Z. 105-106). Marie-Luise teilt hier die Erfahrung mit Emi, dass man sich in den Beiträgen auf den Sozialen Medien schnell selbst gesehen fühlt. Im Kontrast zu Emi überwiegt jedoch nicht das gespannte Interesse an der Umdeutung, sondern an dieser Stelle der Zweifel, ob das Dargestellte wirklich spezifisch für ADHS ist.

106 *ML:* *hat? (.) (und dann da) war halt zuerst nochmal wieder bei einer Feier hab ich mit ner*
107 *Freundin drüber geredet über welche Symptome sie grad so hat und weshalb sie jetzt*
108 *eine ADHS Diagnostik macht und bald beim Psychiater ist und die Sachen die sie dann*
109 *irgendwie erzählt hat hat so: ziemlich stark auf mich auch zugetroffen und dann dachte*
110 *ich mir so hm? vielleicht könnte ich mich auch nochmal mehr damit beschäftigen (.) ähm*

Im Gespräch mit einer Freundin wurde thematisiert, welche „Symptome“ (Z. 107) diese zu einer Diagnostik und zum Psychiater führt. Marie-Luise sucht nach dem Wiedererkennen in den verschiedenen Medien als nächstes den Abgleich im analogen Leben. Über die Erzählung der Freundin wurde ihr die Ähnlichkeit im Handeln klar. Die Beschreibungen haben „ziemlich stark [...] zugetroffen“ (Z. 109) und einen erneuten Anstoß geliefert, sich „nochmal mehr damit beschäftigen“ (Z. 110) zu wollen. Im Gegensatz zu Leonie und Emi führt Marie-Luises Geschichte nicht zu einer Abklärung durch Psy*-Personal, auch nicht in Form einer Ablehnung dessen. Sie intensiviert weiter ihre persönliche Recherche.

111 *ML:* *(.) und mach das jetzt seitdem und finds aber so voll schwer zu: (2) keine Ahnung also*
112 *(.) ich tu mir voll schwer damit so Selbstdiagnosen zu stellen zum einen weil ich da merk*
113 *dass das auch so eine (1) Selbstregulation ist von ich mag das nicht für mich machen, aber*
114 *auch das Gefühl zu haben okay irgendwie ich kann so viele Sachen nachvollziehen und*
115 *so viele Symptome die ich irgendwie auch voll nachfühle und ähm:: die ich in meinem*
116 *Alltag machen und immer dachte dass sie normal sind und die vielleicht nicht so normal*

Die tiefere Beschäftigung, der sich Marie-Luise seit dem Gespräch bis heute zuwendet, verstärkt die Ambivalenz, die sie bezüglich einer Einordnung ihres Erlebens und Handelns ausdrückt. Einerseits wird Abstand zur Selbstdiagnose gesucht, da es „auch so eine (1)

Selbstregulation is von ich mag das nicht für mich machn“ (Z. 113). Marie-Luise hat Hemmungen, sich selbst eine Diagnose anzueignen. Auf der anderen Seite steht „das Gefühl“ (Z. 114) viele Facetten der ADHS ähnlich zu erleben und sie fälschlich als normal anzusehen. Es fehlt Marie-Luise an Wissen, das das Gefühl stützen könnte. In einem Zusammenspiel aus dem positiven Horizont, sich selbst richtig einzuordnen, und dem negativen Gegenhorizont, sich zu irren, bleibt Marie-Luise wenig Spielraum für Enaktierung.

- 117 ML: sind? (.) ä:hm und **dann:** hab ich auf meine Familie auch wieder gescha:ut und da ham
 118 wir dann auch irgendwie wieder kurz auf BeReal @ähm@ geschrieben gehabt @(..)@
 119 L: L°@(..)@°
 120 ML: wei:l bei meinem Papa is eigentlich schon immer sehr klar dass ähm:: er sehr viele Züge
 121 hat die in ein: neurodiverses Spektrum falln und aber auch krass gut kompensieren konnte

In einer scheinbar ausweglosen Situation zwischen sich beschränkenden Horizonten kommt nun auch bei Marie-Luise der Blick in die eigene Familie ins Spiel. Sie schiebt ein, darüber mit Leonie bereits „kurz auf BeReal (...) geschrieben“ (Z. 118) zu haben. Die beiden lachen kurz gemeinsam auf. Ähnlich wie Emi scheint Marie-Luise ihre Erfahrungen mit der vermuteten Neurodivergenz in den Sozialen Medien zu teilen. Dann erklärt Marie-Luise, wo sie bei ihren Familienmitgliedern Neurodivergenzen ausmacht. Bei ihrem Vater „war eigentlich schon immer sehr klar dass ähm:: er sehr viele Züge hat die in ein: neurodiverses Spektrum falln“ (Z. 120-121). Sein Verhalten konnte er jedoch stets „krass gut kompensieren“ (Z. 121). Von wem genau diese Züge wann als *neurodivers* benannt wurden, geht aus der Erzählung nicht hervor.

- 122 ML: immer aber so Sachen wi:e wir sind irgendwie essen und er steht einfach auf und=checkt
 123 nicht dass so (1) das grad eine Situation is wo man nicht einfach vom Tisch aufsteht und
 124 ähm: (.) e::r einen krass komischen Umgang mit Geld immer hatte und ahm sehr
 125 exzessiv getrunken hat immer oft auch und (.) ahm:: (.) das (unv.) in meiner Familie
 126 immer schon gsagt hat ja der Papa hat irgendwi:e autistische Züge und=das war immer
 127 sehr abfällig gesa- also (.) so wies in der Familie damit umgegangen wurde ahm:: und

Offenbar gab es Ausnahmen, bei denen Marie-Luises Vater weniger gut ausgleichen konnte, was ihn als neurodivers qualifiziert. Einige Handlungen des Vaters entsprachen nicht gängigen Normen. Marie-Luise nennt hier exemplifizierend Situationen aus dem familiären Alltag: gemeinsames Essen, Umgang mit Finanzen und Alkoholkonsum. In solchen Lagen „checkt [er] nicht“ (Z. 122-123), was angemessen ist, sondern handelt „krass komisch“ (Z. 124). Dieses Verhalten wurde von anderen Familienmitgliedern in abwertender Form mit Autismus in

Verbindung gebracht. Das, was unpassend und seltsam war, wurde als autistisch markiert. Damit wurden *autistische Züge* als *komisch* abgewertet, aber die diffus komischen Verhaltensweisen auch über den Begriff des Autismus in der Familie erklärbar. Der Vergleich mit dem Vater bot somit im zunächst kein Wiedererkennungspotenzial. Das daraus geformte Bild war zu negativ und zu wenig an Marie-Luises Erleben anknüpfbar.

- 128 ML: ich hatte letzts auch ein Gespräch mit ihm übe:r ähm generell psychische Probleme
129 wies ihm grade ge:ht und so weiter wo er meinte er mag sich grad gar nimma damit
130 beschäftigen weil er is ja eh schon so a:lt und ähm (.) er braucht das nicht (.) ähm:: was
131 ich schade fand, weil ich irgendwie grad so das Gefühl hab so hm eigentlich würd so
132 das Beschäftigen von ihm mit sich selber auch voll mir und meinen Geschwistern helfn
133 (.) m::h bei meiner Schwester würd ich auch grad immer mehr (.) Züge se:hn? und ich

Marie-Luise spricht den Vater vor Kurzem auf sein psychisches Befinden an. Mit Verweis auf sein fortgeschrittenes Alter begründet der Vater, warum er sich nicht tiefergehend mit seiner Psyche auseinandersetzen möchte. Er meint, „er braucht das nicht“ (Z. 130). Aber Marie-Luise bräuchte, dass er sich damit beschäftigt. Sie vermutet, dass es eventuell seinen Kindern und damit ihr selbst helfen könnte. So wie im Fall von Leonie und Emi würde die Neurodivergenz der Eltern erlauben, eine Neurodivergenz bei sich selbst begründet zu vermuten. Eine derartige Bestätigung würde für Marie-Luise einen Ausweg bedeuten, wie sie dem Streben nach Erklärung und Einordnung ihres Erlebens nachgehen könnte.

- 134 tu mir aber eben immer voll schwe:r das einzuordnen wie viel (.) darf man einfach Züge haben
135 und wieweit kann=man das als also (.) ohne Gespräche is es halt so schwer zu sagen
136 was is normal und was is nicht normal. und ab wann is es ein Leidensdruck und was wo
137 man irgendwie dagegen arbeiten müsste oder ab wann (1) is es irgendwie (1) ein Teil
138 des Menschseins? i don't know, @(.)@ (.) ja.

Da ihr die Enaktierung über den neurodivergenten Elternteil verwehrt bleibt, steckt Marie-Luise weiterhin in ihrem Orientierungsdilemma fest. Das Einordnen fällt ihr schwer, es gelingt ihr nicht, eine Grenze zu definieren. Die Frage, die bestehen bleibt ist: „was is normal und was is nicht normal“ (Z. 136). Eine Einordnung, die ihr einfällt, ist der „Leidensdruck“ (Z. 136). Wenn der groß genug ist, müsste man etwas dagegen unternehmen. Aber wie viel Leiden „ein Teil des Menschseins“ (Z. 138) ist, kann sie nicht erklären. Sie schließt mit einem unwissend fragenden: „i don't know“ (138) und lacht unsicher. Mehr zu wissen erscheint erneut als

Lösungsmodell der Gruppenmitglieder, durch das man auf die Bestätigung von Psy*s verzichten könnte.

- 139 L: (1) ((räuspert sich)) voll @(.) °(redn wir jetzt Englisch)° (.) na voll das find=ich auch
140 ML: L@(.)@
141 E: L@(.)@
142 L: voll schwer das war auch so das Ding vor allem so mit Autismus weil das halt so::
143 heavily stereotyped is und schlecht (.) geframt is (1) obwohl ich mich schon damit
144 auseinandergesetzt habe und wusste dass das nicht so is (.) hatte ich halt trotzdem so:
145 lange dieses Ding *ne: das- a fall ich ja nicht rein* oder so, weil irgendwie (.) wars halt
146 irgendwie doch zu weit entfernt, obwohl ich eigentlich die ganzn: Kriterien und
147 Symptome auch in weiblich gelesenen (.) Dings kenne und dann irgendwann wirklich
148 erst als ich verstanden hab oka:y wenn meine Mutter das hat und es is hereditary dann
149 (.) kann das is es einfach realitisch dass es scho:n einfach so is aber halt nicht so

Daraufhin macht sich Leonie bemerkbar, bestätigt erstmal validierend Marie-Luises Problematik. Bevor dey weiter darauf eingeht, fragt dey metakommunikativ an, ob sie denn nun die Sprache ins Englische gewechselt hätten. Marie-Luise und Emi lachen. Der Kommentar wird als auflockernd verstanden. Englische Begriffe sind über die ganze Diskussion hinweg ein fester Bestandteil des Austausches. Leonie validiert die amüsierte Reaktion, winkt ab und greift Marie-Luises Orientierungsdilemma auf. Die Grenze des Normalen zu finden ist tatsächlich schwierig, vor allem in Abgrenzung zum Autismus. Dieser ist nämlich „so:: heavily stereotyped“ und „schlecht (.) geframt“, dass man sich trotz umfangreichen Wissens um die typischen und atypischen Symptome nicht sicher sein kann. Leonie nimmt hier erneut eine wissende Position ein. Dey validiert zwar immanent Marie-Luises Unsicherheit, hat jedoch argumentativ Erklärungen parat, die dey mit psychologischen Begriffen in englischer Sprache zum Ausdruck bringt. Deren Sprachverwendung wirkt hier indexikal für den Kontext dieses Wissens. Es entstammt den englischsprachigen Medien, ob nun den gelesenen Artikeln oder den Videobeiträgen auf Social Media. Obwohl Leonie über dieses spezifische Wissen verfügt, erzählt dey von einem „Ding“ (Z. 145), das ähnlich wie Marie-Luises *innere Stimme* zu sagen pflegt „*ne: das da fall ich ja nicht rein*“ (Z. 145). Leonie validiert also die Erfahrung des Zweifels. Erst die Erkenntnis, dass die „Mutter das hat“ (Z. 148), ermöglichte es, den eigenen Autismus als „realistisch“ (Z. 149), wenn auch möglicherweise weniger deutlich ausgeprägt anzunehmen. Entscheidend ist dabei das Wissen um die Vererbbarkeit („es is hereditary“, Z. 148). Die Überwindung des Zweifels ist also auch für Leonie nur durch die Absicherung des

biologischen Wissens der Vererbung möglich. Diesbezüglich validiert dey erneut Marie-Luises Erfahrung, obwohl sich für sie das Enaktierungspotenzial nicht in dieser Art entfalten kann.

- 150 L: ausgeprägt das is ja ein Spektrum; (1) und voll aber dieses (.) Selbstdiagnostizieren ich
151 finde das is halt so: (1) ich find so bei Neurodiversität is es halt so voll schwierig wenn
152 man halt erst wenn man weiblich sozialisiert wurde oder halt (.) auch nicht weiß is oder
153 so: einfach nicht die Kriterien trifft oft und auch diese ganzen Tests sind halt für kleine
154 weiße Buben gemacht worden; und nicht für (.) alle Menschen die das betrifft und
155 deshalb is es so voll (.) schwierig irgendw:ie, (.) weil ich kenn halt auch ur viele online
156 Selbstdiagnostestests und selbst durch die fällt man halt oft durch als weibliche Person
157 (ML mhm) (.) weil du halt nicht die Zielgruppe bist (.) aber voll (.) °das mit dem (.) es
158 is sehr schwierig°
- 159 ML: L_voll
- 160 E: L_voll

Abschließend spitzt Leonie die Problematik der Selbstdiagnosen in Bezug auf Neurodiversität nochmals zu: „diese ganzen Tests sind halt für kleine weiße Buben gemacht worden“ (Z. 153-154). Dadurch sind die Anwesenden hier „nicht die Zielgruppe“ (Z. 157) der Diagnostik. Leonie sagt damit, dass es kein Werkzeug gibt, das für weiblich sozialisierte Personen ausgelegt ist und der begleitende Zweifel erklärbar ist. Sie haben es „sehr schwierig“ (Z. 158) aufgrund systemischer Bedingungen. Die anderen beiden schließen sich dieser Conclusio an. Die Sorge, sich zu irren, ist nicht durch ihr persönliches Zutun allein bewältigbar. Die Gründe für die Schwierigkeiten liegen auf eine andere Ebene. Die Fehler im System nehmen die Notwendigkeit, individuell genau den Kriterien der Diagnosemanuale zu entsprechen. Damit entzieht Leonie dem von Marie-Luise aufgeworfenen negativen Horizont einen Teil seiner Wirkungsmacht und zeigt ein neues Enaktierungspotenzial auf. Durch die wissende Ablehnung von offiziellen Diagnosen gelingt eine Annäherung an den positiven Horizont ohne sich von Selbstzweifeln einschränken lassen zu müssen.

Gruppe Filz am 19.12.2023 – *Passage sein wie wir sind*

Timecode: 02:10:04-02:15:02 (Dauer 4:58 Minuten)

Teilnehmende: **Y:** Diskussionseinladende Hannah Plachel, **L:** Leonie (alle/keine),

E: Emi (dey), **ML:** Marie-Luise (sie)

Transkription: Hannah Plachel unter Verwendung von MAXQDA

Die Passage sein wie wir sind trägt sich gegen Ende der Gruppendiskussion zu. Es gab nach etwa 75 Minuten eine Pause, allerdings haben die Teilnehmenden zum Zeitpunkt meiner immanenten Nachfrage bereits erneut knapp eine Stunde miteinander gesprochen. Obwohl nach der Passage bereits von Leonie auf deren Müdigkeit hingewiesen wird, ist diese Stelle eine der interaktiveren im Gespräch, in dem sonst weniger dicht diskutiert wird.

- 1 Y: Mh (1) und wenn ihr sagt so ihr (2) sagt wir ihr lasst das falln und=so: (.) und seid quasi
2 wie ihr seid ähm (.) wie wie is das dann so bei euch? also was is dann? (1) wie is Leben
3 dann so?
4 ML: Ich würd glaub ich ständig Leute unterbrechen (1) (und nur) random Themen aufbringen
5 E: L@(1)@
6 L: L@(1)@
7 ML: ähm aber ja;

Nach einer längeren Stille mache ich mich als Diskussionsleitung durch ein „mh“ (Z.1) bemerkbar und signalisiere, dass ich wieder ins Gespräch einsteigen werde. Ich greife Ausdrücke aus dem Gruppengespräch auf und bitte die Teilnehmenden zu elaborieren, was es heißt, *die Fassade fallen zu lassen* und *so zu sein, wie sie eigentlich sind*. Damit beziehe ich mich auf ein bereits länger verhandeltes Spannungsfeld von Anpassung und Zurücknehmen bis Loslassen und mit ähnlich Tickenden auf einer Wellenlänge sein. In der Art meiner Fragestellung impliziere ich auch, dass die Gruppenteilnehmenden in der aktuellen Situation nicht agieren, wie sie es tun würden, wenn sie so sind, wie sie sind.

Marie-Luise antwortet als erste und im Vergleich zu ihrem zögerlichen Sprechen über die Diskussion sehr schnell und unvermittelt. Sie unterbricht mich zwar nicht, aber sie unterlässt ihre im Gespräch übliche Wartezeit. Damit performt sie, was sie auf immanenter Ebene auch expliziert. Sie meint, sie würde „ständig Leute unterbrechen“ (Z. 4). Emi und Leonie reagieren mit Gelächter. Ob sie Marie-Luises Proposition damit validieren oder den Ausbruch aus der bisherigen Gesprächsnorm verdeutlichen, lässt sich nicht rekonstruieren. Marie-Luise meint

elaboriert noch, dass sie andere mit „random Themen“ (Z. 4) unterbrechen würde. Die zufällig erscheinenden Einwürfe würde sie ohne Hemmungen in Gespräche einbringen. Sonst agiert sie kontrolliert, bewertet die Gedanken als zusammenhangslos und stellt sie deshalb hinten an. In Marie-Luises kurzer, intuitiv wirkender Anmerkung dokumentiert sich ihre Ausrichtung an Gesprächskonventionen, die sie im außen erlernt hat und gewissenhaft anwendet. Im abschließenden „ähm aber ja“ (Z. 7) nimmt sie die schnelle Äußerung beinahe wieder zurück. Der Rahmen dieses Gesprächs ist schließlich keiner, in dem die Fassaden fallen und Gedanken frei heraus ausgesprochen werden.

- 8 E: Ich glaub ich wirk ein bisschen kleinkindmäßig @(.)@ also einfach so ultra hyped über
 9 L: L@ (1)@ Lja
 10 E: die @randomsten Sachn@ und irgendwo is irgendwas so auf @oh mein Go::tt (.)@
 11 L: Lvoll L@ (.)@ ja
 12 E: Voll und dann wieder so ur unsicher? und irgendwie so ja einfach sehr
 13 @kleinkindmäßig@
 14 L: L@ (.)@ voll (.) ds beschreibt das sehr gut wie so auf so Drogen das es
 15 so wu:: komplett irgendwo is (.) also ja
 16 E: Lmhm Lvoll (.) das is es auch
 17 L: L(ja so-) Lweil so früher warn so
 18 Freunde oder auch ehemalige Freunde so ja dass ich gar kein Alkohol brauche weil ich
 19 so schon so komplett @durchgehe@ also so mh ja so zirka @ (.)@
 20 E: L@ (.)@ Lirgendwo hab ich

Emi schließt nun nicht an Marie-Luises Aussage an, sondern antwortet für sich auf meine Nachfrage. Wenn Emis Fassaden fallen, vermutet dey von außen „ein bisschen kleinkindmäßig“ (Z. 8) wahrgenommen zu werden. Leonie lacht gemeinsam mit Emi über diese Verbildlichung. Emi elaboriert das Kleinkindhafte als große und breitgefächerte Begeisterungsfähigkeit („ultra hyped über die @randomsten Sachn@“, Z. 8-10), was Leonie mehrmals validiert. Sie teilen die Erfahrung, ihre expressive Passion für Dinge zu verstecken, die andere vermutlich nicht nachvollziehen können. Neben einer lautstarken Faszination gibt es auch Momente von Verunsicherung und das macht, Emi zufolge, die Ähnlichkeit zu Kleinkindern aus. Mit deren Aussage setzt Emi dieses Erleben und Handeln in einen für Erwachsene nicht angemessenen Kontext. Sich derart zu verhalten ist als Kind in Ordnung, aber später muss man diesen Drang zurückstellen, um sich in der Gesellschaft bewegen zu können.

Leonie validiert Emis Aussage mit einem weiteren bildlichen Ausdruck. Einfach so zu sein, wie man ist, ist „wie so auf so Drogen das es so wu:: komplett irgendwo is“ (Z. 15), aber ohne Alkohol, weil man „schon so komplett @durchgeh[t]@“ (Z. 19). Das Erleben ohne Fassade ist intensiv, unkontrolliert und schwierig einzuordnen. Das dokumentiert sich in den Vergleichen wie auch in der starken Ausdrucksweise (*ultra, voll, oh mein Go:::tt, sehr, komplett*). Tatsächlich unterbrechen sich Emi und Leonie an dieser Stelle, beziehungsweise sprechen auch kurzfristig gleichzeitig und validieren damit auf performativer Ebene Marie-Luises Proposition.

- 21 E: mal so irgend- irgend=so=n Tiktok hab ich gefundn dass irgendwie (.) irgendein ich
 22 weiß es nich ich kenn mich ja überhaupt nicht aus vielleicht is es auch kompletter
 23 L: L_{mhm}
 24 E: bullshit aber irgendein Stoff der auch in vieln psychedelischen Drogen drin is (.) in
 25 neurodiversn Gehirnen @erhöht is@ und dass sie einfach wirklich die ganze Zeit tripn
 26 L: L_{@(.)@}
 27 E: @(1)@
 28 L: L_{m:::h} muss ich mir anschau @(.)@ voll ah ich find das (unv.)
 29 E: L_{@(1)@} L_{ich} hab keine
 30 Ahnung ich hab noch nie irgenwie psychoaktive Drogen genommen
 31 L: L_{same}

Emi berichtet, an den Vergleich mit Erleben unter Drogen anschließend, von einem Tiktok-Video. Dey bringt die Erzählung von zahlreichen *irgendwies* gerahmt ins Gespräch ein und kommentiert die eigene Aussage bereits im Satz: „ich kenn mich ja überhaupt nicht aus vielleicht is es auch kompletter bullshit“ (Z. 22-24). Im Kontrast zum unkontrollierten Äußern von Gedanken scheint Emi hier bereits wieder auf den Kontext des Gesprächs zu achten. In der Eingangspassage ließ sich eine Wissenshierarchie rekonstruieren, auf die Emi Bezug nimmt. Dey kann den Kurzvideoinhalt nicht am eigenen Wissen überprüfen, aber Leonie nimmt in der Runde die Position eine_{rs} Wissenden ein. Emi klammert also bereits im Vorfeld den Geltungscharakter der Aussage ein, führt dann aber doch noch aus, worum es in dem Tiktok-Video ging. Darin wurde behauptet, dass „irgendein Stoff“ (Z. 24) sowohl in bewusstseinsverändernden Drogen als auch natürlich in den Gehirnen von Neurodivergenten verstärkt vorkommt. Das solle den Schluss zulässig machen, dass die Träger dieser Gehirne „wirklich die ganze Zeit tripn“ (Z. 25). Emi kichert über den Bericht hinweg. Leonie steigt erst auf diese Ausdrucksweisen ein und fügt lachend hinzu, dass dey sich damit beschäftigen wolle.

Beide lachen und distanzieren sich somit performativ auf dokumentarischer Ebene von der dargelegten Praxis. Als Leonies Stimmlage wieder ernster wird und dey beginnt sich dazu zu positionieren, unterbricht Emi und nimmt vorweg, eigentlich - aufgrund der fehlenden Erfahrung mit Drogenkonsum - gar nicht wirklich bewerten zu können, ob das neurodivergente Erleben einem Drogentrip ähnelt. Leonie validiert. Sie rechnen dem Inhalt keine wirkliche Bedeutung für ihr Erleben zu. Drogen sind nur eine Verbildlichung, mit der das Erleben von Überdrehtheit und dem Handeln, wie es für Erwachsene nicht erwartet wird, erklärbar und besprechbar ist. Es stellt gewissermaßen eine Übersetzung für etwas dar, das nicht direkt greifbar ist.

- 32 ML: (3) Ich glaub auch dass mein Blick oft sehr anders wär (1) dass (.) ja (.) ich merk grade
 33 so in Gesprächen das ich irgendwie gefühlt ur viel gelernt hab wie man dreinschaun
 34 kann auf Reaktionen von Aussagen das oft so Triggerworte sind auf die ich dann (.) das
 35 L: L_{mhm} L_{@(1)@}
 36 ML: is voll absurd weil manchmal wenn ich dann so rauns- rauszooome dann: (.) check ich
 37 erst welche Worte grade mich triggern um eine gewisse Gesichtsreaktion zu machen (.)
 38 dann hör ich gar nimma zu aber ich hör dieses Triggerwort und weiß was mein Gesicht
 39 jetzt machen muss @(.)@
 40 E: L_{@(1)@}
 41 L: L_{°ja voll°}

Daraufhin entsteht eine Pause. Marie-Luise wartet ab und bringt dann eine neue Antwort auf meine ursprüngliche Frage ein – nämlich, dass ihr „Blick oft sehr anders wär“ (Z. 32), wenn sie keine Fassade aufsetzen würde. Sie versucht sich also nicht daran, wie Emi und Leonie, das eigene Erleben im Kern zu umschreiben, sondern bleibt wie in ihrer ersten Reaktion bei beobachtbarem Verhalten. Sie exemplifiziert diesen Aspekt mithilfe von Sprache aus einem psychologischen Diskurs. Sie hat „Reaktionen“ (Z. 34) auf „Triggerworte“ (Z. 34) „gelernt“ (Z.33). Die mechanistische Beschreibung setzt sich fort, wenn Marie-Luise davon spricht, dass sie „rauszoom[t]“ (Z. 36) und ihr Handeln von außen als Reiz-Reaktion-Verhalten beobachtet. Leonie lacht bei der Erwähnung von *Triggerworten* und validiert Marie-Luises Darstellung. Keiner der beiden anderen setzt jedoch an die Beschreibung elaborierend an.

- 42 ML: (3) Und ich glaub ich würd mehr streitn
 43 L: L_{@(2)@ °ja,°}

44 E: L_{ja: hm (2) ich mein ich hab (.) ein}
 45 bisschen @Wutprobleme@ in meiner family manchmal (.) und als Kind ur stark gehabt
 46 (.) also dass ich halt ur schnell wütend wird (.) oder halt gewordn bin immer und das ur
 47 schlecht kontrollieren konnt wo ich sehr dankbar bin dass das mittlerweile besser geht
 48 und wo ich glaub dass das auch zum Teil daran liegt dass meine Familie einfach eine
 49 Familie aus Sturköpfn is. m::h (.) ja @(.)@
 50 L: L_{@(.)@} L_{ich weiß gar nicht ich glaub ich würd mich}
 51 tatsächlich nicht- ich streit mich tatsächlich sehr selten ich glaub ich würd mich noch
 52 weniger streiten wenn halt die Art zu kommunizieren so wäre wie meine (.) ich
 53 E: L_{das stimmt}

Nach einer erneuten Pause wirft Marie-Luise einen weiteren Aspekt ein. Auf das Erwähnen von Streit bekommt sie mehr Reaktionen. Leonie lacht für zwei Sekunden und antwortet mit einem nachdenklich fragenden „ja,“ (Z. 43) als Emi ebenso grübelnd einsetzt „ja: hm“ (Z. 44). Das Thema Streit trifft einen Nerv und trägt für alle Teilnehmenden eine Bedeutung im Kontext von Neurodivergenz. Es bedarf jedoch einer Differenzierung. Emi beschreibt daraufhin deren Erfahrungen mit Wut in der Familie. Die Emotion zu „kontrollieren“ (Z. 47) war besonders in der Kindheit schwierig, ist aber auch heute noch ein Problem. Emi trägt dies jedoch erneut mit viel Lachen vor, was dem von der schwierigen Erfahrung distanziert und der Problemdarstellung etwas an Ernst nimmt. Wieso Wut ein Thema in der Familie ist, kann Emi auch erklären. Es handelt sich um eine „Familie aus Sturköpfn“ (Z. 49). So sind sie eben und das verbindet sie irgendwo auch.

Leonie lacht mit Emi über deren Geschichte und setzt dann Marie-Luises Proposition eine Antithese gegenüber. Dey vermutet, sogar weniger zu streiten, wenn dey so sein könnte, wie dey ist. Die Voraussetzung wäre bloß, dass „die Art zu kommunizern so wäre wie meine“ (Z. 52), meint Leonie. Emi validiert dies. Sie waren davor davon ausgegangen, dass sie als Neurodivergente die Fassade fallen lassen und dann mit den neurotypischen Anforderungen aufeinanderprallen würden. Leonie wagt jedoch das Gedankenexperiment *Was wäre wenn sich die anderen an uns anpassen?*. Diese Aussage passt zu Leonies Position in der Gruppe. Von Beginn an strebt Leonie zwar nach einem besseren Selbstverständnis, nicht jedoch nach einer besseren (An-)Passung in der Welt.

54 L: hab das Gefühl dass es oft vor allem in Klimaorgakontexten eher ein
 55 Kommunikationsproblem und dieses Unverständnis dafür also dass ich persönlich
 56 keinen Streit möchte @(.)@ so so dieses also wenn man einfach so ohne so mit diesen
 57 ML: L_{mhm}
 58 L: Sachen die da mitschwingen, manchmal so spricht dann find ichs viel besser zu
 59 kommunizieren (.) als halt so wies halt passiert
 60 E: L_{ja} L_{einfach wenn irgendwie von außen}
 61 Rücksicht genommen wird auf so die Art wie du so funktionierst; also ich glaub sehr

Leonie elaboriert deren Antithese in Anspielung auf den gemeinsamen Aktivismus in einer Klimaschutzorganisation. Dortige Streits sieht Leonie durch ein „Kommunikationsproblem“ (Z. 55) verursacht, denn eigentlich streitet dey weder oft noch gern. Andere Menschen, mit denen Leonie zusammenarbeitet, kommunizieren also derart anders als Leonie selbst, dass sich daraus Konflikte entwickeln. Würden diese sich anpassen, könnten Missverständnisse generell verhindert werden. Leonie abstrahiert durch das verallgemeinernde *man* vom Kontext der Klimaschutzorganisation. Die eigene Art elaboriert Leonie als Kommunikation „ohne so mit diesen Sachen die da mitschwingen“ (Z. 56-58)²⁰. Emi validiert erst und schwächt den Sinngehalt dann etwas ab, indem dey statt Anpassung von „Rücksicht“ (Z. 61) auf persönlicher Ebene spricht. Es hilft dem konkret, wenn Menschen sich auf deren Kommunikation einstellen.

62 E: viel bei mir is so halt einfach dann in meiner Familie so die Reizüberflutung weil halt
 63 alle ihre Meinung durchsetzn wollen und halt alle aufeinander einreden und alle nicht
 64 gut kommunizieren können und alle irgendwie laut und grantig werden wenn halt
 65 L: L_{@(.)@}
 66 E: jemand eine andere Meinung hat obwohls einem überhaupt nicht auffällt was mich halt
 67 L: L_{@(.)@}
 68 E: extrem überfordert und dann wird ich halt grantig (.) und das war halt was ich in
 69 Klimaorgakontexten gemerkt hab dass wenn es actually eine disziplinierte
 70 Gesprächskultur gibt wo eben nicht alle ineinander rein schreien und immer lauter
 71 werden damit sie noch gehört werden dann kann ich auch Diskussionen führn @(.)@
 72 L: L_{ja}

²⁰ Aus späteren Abschnitten der Diskussion, die nicht Eingang in die Analyse fanden, kann vermutet werden, dass Leonie sich auf eine *informationsbasierte* Art zu kommunizieren bezieht. Die Teilnehmenden tauschen sich im Verlauf über die Schwierigkeiten mit der Interpretation von Emoticons und mehrdeutigen Nachrichten aus.

Emi bleibt auf der persönlichen Ebene und spricht nochmal über deren Familie. Die sturköpfigen Familienmitglieder sind wie sie sind und wollen eben „alle ihre Meinung durchsetzen“ (Z. 63) und reden „halt alle aufeinander ein“ (Z. 63). Emi sieht kein Enaktierungspotential für eine an Leonies Art angepasste Kommunikation, weil Menschen *halt* manchmal nicht so kommunizieren *können*. Darin wird eine Unveränderlichkeit und Akzeptanz dafür impliziert. Die Konsequenz für Emi ist eine „Reizüberflutung“ (Z. 62), die dem „halt grantig“ (Z. 68) macht. Die einen funktionieren so, die anderen so. Emis Realisierungsmöglichkeit eines streit- und reizarmen Gesprächs liegt in der Rücksichtnahme und „disziplinierte[n] Gesprächskultur“ (Z. 69-70). So etwas kannte Emi nicht aus der Familie, sondern hat es in bestimmten Situationen im Aktivismus kennengelernt. Neben den kommunikativen Missverständnissen gibt es auch funktionierende Diskussionen in der Klimaschutzorganisation. Das validiert Leonie. Daraufhin folgt erneut eine längere Pause und der Wechsel in die Metakommunikation. Die Passage wird rituell konkludiert. Es wurden von Marie-Luise einzelne Verhaltensweisen genannt und von Emi und Leonie versucht, das Erleben und die Verbindung zu anderen zu fassen. Die Teilnehmenden haben auf meine Frage Bezug genommen, einzelne Aspekte andiskutiert, sich jedoch kaum kollektiv im Diskurs bewegt.

ZUSAMMENFASSUNG

Die Gruppe Filz hat zwar formal die Voraussetzungen, ein Gespräch aus dem kollektiven Erfahrungsraum heraus zu entwickeln, aber das Gespräch hat mich unmittelbar danach nachdenklich gemacht. Die drei Diskutanten sind bekannt bis befreundet und gemeinsam in einer Klimaschutzorganisation aktiv. Die Gruppendiskussion verlief jedoch zögerlicher und interaktiv weit weniger dicht als die anderen. Von Beginn an dokumentiert sich eine Unsicherheit in der Gruppe. Die Teilnehmenden beginnen zögerlich und finden sich nur schwer in den Gesprächsmodus ein. Das Gespräch kommt zwar nicht völlig zum Erliegen, aber auch nie richtig in Schwung. Oft bringen die Teilnehmenden nacheinander ihre Geschichten oder Aspekte ein, beziehen sich dann aber nur oberflächlich aufeinander, wie in der zweiten analysierten Passage *sein wie wir sind* deutlich wird. Hier wurde mir auch mehr als sonst bewusst, dass das Setting der Gruppendiskussion gerade für neurodivergente Teilnehmende schwierig und unangenehm sein kann. Ich glaube zwar nicht, dass sich die Gruppe deutlich unwohler gefühlt hat als sonst, aber das sehr offene Format bietet einfach viel Raum für soziale Unsicherheiten. Ich hatte den Eindruck, dass diese Gruppe nie einen Modus gefunden hat, in dem sie unbefangen sprechen konnte. Es wurde auch explizit geäußert, dass die Teilnehmenden viel unterbrechen würden, wenn sie ganz sie selbst wären, was sie im Gespräch kaum taten. Ich beschloss, diesen Widerspruch für meine Arbeit zu nutzen und in die Analyse einzubeziehen.

Die ersten Reaktionen auf meinen Einstiegsstimulus waren vorsichtig, zeigten allerdings durchaus homologe Erfahrungsmuster auf. Leonie zeichnet anfänglich deren biografische Geschichte in Bezug auf Neurodivergenz nach, was den anderen beiden danach als Erzählstruktur vorliegt. Kontakt zu Psy* hatte Leonie aufgrund von Schlafproblemen und deren psychologischer Ausbildung. Sie waren auch wichtig in der Deutung von Leonies Erleben. Bezüglich des Autismus war eine Psy* sogar ausschlaggebend dafür, dass Leonie vom Autismus der Mutter eine Verbindung zu sich selbst herstellen sollte. ADHS als Kategorie, in der das eigene Erleben eingeordnet werden kann, wurde für Leonie durch einen Artikel spezifisch über weiblich sozialisierte Personen mit ADHS relevant. Beide Diagnosebegriffe erleichtern Leonie ein Verständnis für sich selbst in der Welt zu haben. Eine Diagnostik bei Psy* lehnt dey jedoch ab, würde keinen Mehrwert, sondern nur Mehraufwand bedeuten.

Emi knüpft daraufhin an Leonies Erzählung an. Die Erzähl- und damit auch Erfahrungsstruktur vom Weg hin zur Möglichkeit einer Neurodivergenz ist homolog. Auch Emi hatte Symptome, aufgrund derer dey Kontakt zu Psy* hatte, Momente des Wiedererkennens und Identifizierens durch Medien und einen suchenden Blick in die Familie, um dort nach zu vererbenden

Neurodivergenzen Ausschau zu halten. Es waren spezifisch Erfahrungsberichte auf der Plattform TikTok, die Emis Gefühl von Anderssein eine Deutungsoption ADHS oder neurodivers boten.

Marie-Luise probiert mit ihrer Geschichte wiederholt, an der Erzählstruktur der Vorredner_innen anzuschließen. Ihre Erfahrung unterscheidet sich jedoch an vielen Stellen von Leonie und Emi. Allerdings teilt sie das Streben nach Wissen über das eigene Erleben, nach Einordenbarkeit und Abgrenzung. Marie-Luise erzählt nicht von einem Symptom, das einen Kontakt zu Psy* hergestellt hat, oder einem klaren Hinweis aus dem Elternhaus, der ihr ermöglichen würde, mehr über sich zu erfahren. Das als problematisch dargestellte Essen kommt dem am nächsten, wird allerdings erzählerisch nur gestriffen. Marie-Luises Erleben ist eher ein diffuses Gefühl, sich immerzu sehr anstrengen zu müssen, normal zu wirken. Ihre Erzählweise ist von vielen vereinzelt Teilaspekten ihres Erlebens von Anderssein geprägt. Es ähnelt der Beschreibung von Emis Erinnerung, dey hätte früher nur gewusst, dass etwas anders ist, aber nicht genau was. Zu dem Deutungsangebot Neurodivergenz kam Marie-Luise wie die beiden anderen über Medien. Es war eine Dokumentation, die in ihr auslöste, ihr Erleben von Kopfrauschen erstmals als nicht normal anzusehen. Marie-Luise nähert sich der Option von Neurodivergenz an, erkennt sich darin wieder und zweifelt dann erneut daran. Je auf ein Neues versucht sie, durch noch mehr Beschäftigung und Recherche, Klarheit über sich selbst zu erlangen. Davon erzählt sie und sie reinszeniert genau das in der Gesprächsrunde. Wenn die Diskussion abebbt, vergehen einige Sekunden und dann stellt Marie-Luise oft Fragen an die anderen, als würde sie anhand von Leonie und Emi die Passung mit Neurodivergenz abgleichen.

In den biografischen Narrationen von Leonie und Emi zeigt sich ein strukturähnliches Erfahrungsmuster und eine kollektive Orientierung an Wissen, das das eigene Erleben erklärbar macht. Marie-Luise teilt die handlungsleitende Orientierung, nicht aber den Erfahrungsraum der anderen beiden. Es dokumentiere sich allerdings auch bei diesen eine Differenz in Form einer Wissenshierarchie bezüglich des Diskurses, aus dem sie die Deutungsangebote für ihr Erleben entnehmen. Während Leonie, auch aufgrund von deren Ausbildungshintergrund häufig erklärend erzählt, sucht Emi oft nach Begriffen und zögert im Ausdruck. Aus dieser Ungleichheit könnte sich der unterschiedliche Umgang ergeben. Obwohl sie auf immanenter Ebene beide eine offizielle Diagnose als unwichtig erachten, leuchtet bei Emi häufiger ein Interesse an der psychologischen Bestätigung deren Deutung hervor. Marie-Luise ist im Streben nach Wissen über sich selbst in einer Krise, die Enaktierung der anderen lässt sich für sie nicht anwenden. Sie bleibt auf der Suche.

Die Rahmeninkongruenz zwischen Marie-Luise auf der einen und Leonie und Emi auf der anderen Seite kündigt sich in der Eingangspassage an und lässt sich in der zweiten analysierten Sequenz erneut rekonstruieren. Im Gespräch darüber, wie das Leben ohne Fassade wäre, wird der generellere Eindruck einer Gruppendiskussion mit faktisch gemeinsamen Erfahrungen, aber ohne Erleben im kollektiven Erfahrungsraum performativ deutlich. Es werden Handlungen und Erlebensweisen beschrieben, die vom Gesprächsmodus stark abweichen. Die Teilnehmenden meinen, zu unterbrechen, assoziativ einzuwerfen und sich für viele Aspekte sehr stark zu begeistern. Sie vergleichen das eigene Erleben, wenn sie es nicht zurückhalten, mit dem eines Kleinkinds oder einem Handeln unter Drogen, ohne dass sie je Drogen genommen hätten. Es sind Versuche, sich und in diesem Kontext wohl auch mir über Verbildlichungen zugänglich zu machen, was sie erleben, wenn sie es nicht als ADHS, Autismus oder Neurodivergenz kategorisieren können. Während Leonie und Emi über deren Beschreibungen gemeinsam lachen und aufgeworfene Propositionen elaborierend weiterverarbeiten, bringt Marie-Luise ein Thema nach dem anderen auf und interagiert kaum mit dem Gesagten der anderen. Sie kann das eigene Erleben nur fragmentiert wiedergeben und sich auf die bildhafte Beschreibung oder gesellschaftliche Diskussion nicht einlassen. Marie-Luises Erleben ist noch nicht erklärt und damit auch nicht erklärbar.

In der Diskussion als Gesamtes fand ich immer wieder Hinweise darauf, dass die Teilnehmenden im Rahmen der Klimaschutzorganisation unterschiedliche Erfahrungen machen. So porträtierte Marie-Luise den Kontext oft als vertraute Blase und Leonie brachte eher die Schwierigkeiten und Konflikte zur Sprache. Diese wiederholten kurzen Verweise finden sich nicht in der Analyse, bieten aber eine Erklärung, warum der im geteilten Aktivismus vermutete kollektive Erfahrungsraum sich nicht in der Art rekonstruieren ließ.

KOMPARATIVE ANALYSE UND SINNGENETISCHE FÄHRTEN

Dieses die empirische Analyse abschließende Kapitel soll die zentralen Ergebnisse der zusammenfassen und auf das Forschungsinteresse beziehen. Im Folgenden möchte ich genau die rekonstruierten Orientierungen, die für die Beantwortung meiner Fragestellungen zentral sind, aus der Fülle des interpretierten Materials herausgreifen und miteinander in Beziehung setzen. Dabei handelt es sich um eine vom Einzelfall abstrahierende, fallübergreifende Darstellung im Sinne einer sinngenetischen Typenbildung. Aufgrund der begrenzten Möglichkeiten, noch breiter zu erheben und zu analysieren, sind die vergleichenden Schlüsse als Fährten zu lesen.

Mein Forschungsziel im Rahmen dieser Masterarbeit war es, mich empirisch an die Selbstdiagnosepraxis junger Erwachsener im medialen Neurodiversitätsdiskurs anzunähern. Von zentralem Interesse war dabei, wie Menschen zu dieser Deutungspraxis kommen und wie sich diese im und mit dem medialen Kontext vollzieht. Mit der Dokumentarischen Methode nach Bohnsack methodisch übersetzt hieß das, die kollektiven Erfahrungsmuster, impliziten Wissensbestände und Orientierungsrahmen anhand von vier Gruppendiskussionen zu rekonstruieren.

ORIENTIERUNGSRAHMEN ERKLÄRBARKEIT

Der fallübergreifende Orientierungsrahmen der Erklärbarkeit konnte als handlungsleitend über die Gruppen hinweg rekonstruiert werden und soll nun im Detail vorgestellt werden. Er spannt sich auf zwischen einem negativen Horizont von Isolation durch Anderssein und einem positiven Streben nach Verständnis für sich und für und von den Anderen. Die (Selbst-)Diagnose stellt in diesem Zusammenhang das Enaktierungspotential mit generationaler und geschlechtlicher Spezifik dar und ist mit der Medienpraxis der Handelnden untrennbar verbunden.

NEGATIVER HORIZONT ISOLATION

Über alle vier Gruppen hinweg ließ sich also die Erklärbarkeit des eigenen Erlebens und Handelns als positiver Horizont rekonstruieren. Die Teilnehmenden unterschiedenen sich hinsichtlich des Vorhandenseins einer Psy*-Diagnose, der Ausprägung und im Falle einer Abwesenheit dem Wunsch danach. Gemeinsam war ihnen jedoch die Not, ihr Handeln in der Welt lange Zeit nicht erklären zu können. Die Teilnehmenden erzählten von diffusen Gefühlen des Andersseins, den Anstrengungen, normal zu wirken und den Konflikten, die sich aus dem Scheitern daran ergaben. Wobei der Versuch, Teil der Masse zu sein, bei den Diskutierenden selten massiv misslang. Sie flogen gewissermaßen unter dem Radar und blieben mit dem

Gefühl, irgendwie nicht dazuzugehören, allein. Häufig wurden Szenen aus der Kindheit und Schulzeit erzählt, in denen die Teilnehmenden sich mit Leistungsanforderungen konfrontiert sahen, die für sie kaum bewältigbar waren. Von außen wurden ihnen Vorwürfe und Schuldzuweisungen entgegengebracht. Die Not, eine Ursache aufzuklären, bricht Oskar aus der Gruppe Baumwolle etwa in einer verknüpften Phrase herunter. Man hatte ihm immer wieder gesagt: „hey (.) stell dich nich so an die andern (.) schaffens doch auch“ (Passage das Chaos hat gefehlt, Z. 415-418). Katarina aus der Gruppe Cord spricht davon, dass die Not zur Selbstdiagnose: „oft von so=nem place [kommt] wo man sich das ganze Leben lang einfach (.) nicht zugehörig, fühlt und nicht weiß (.) was los is“ (Einstiegspassage, Z.49-52). Die Aussage erinnert an Akapis Beschreibung von deren Gefühl vor der Diagnose: „als wär i net von von-von diesem planet so“ (Tüll, Einstiegspassage, Z. 70) oder Emis Erzählung in der Gruppe Filz, dey habe sich „sehr lang nicht als neurodivers identifiziert [sondern] wusste halt dass was anders is“ (Einstiegspassage, Z. 44). Das starke Erleben von Andersartigkeit zeigt sich als geteilte Erfahrung auch über die Gruppen hinweg. Die unerklärbare Isolation fungiert dabei als negativer Horizont. Das Erleben von Andersartigkeit wird als Ort oder Platz beschrieben, an dem einem ein Zugehörigkeitsgefühl fehlt.

POSITIVER HORIZONT ERLEICHTERUNG

Aus diesem unerklärlichen Anderssein und der erlebten Isolation heraus wird ein verbindendes Element gesucht. Die Teilnehmenden aller Gruppen streben nach Wissen, das ihnen ihr Erleben erklärt und dieses nach außen kommunizierbar macht. Das diffuse Gefühl, irgendwie anders zu sein, kann nicht aus dem Erleben selbst heraus übersetzt werden. Wenn es gegen einen Diagnosebegriff oder die Bezeichnung neurodivergent/neurodivers ersetzt werden kann, entsteht eine Verbindung zur Welt. Über die Entlehnung von bestehenden Kategorien und das Einordnen darin, können Andere verstehen, sich dazu positionieren und man kann mit ihnen darüber sprechen. Der positive Horizont ist die Erleichterung vom Rechtfertigungsdruck. Es gelingt mithilfe des Deutungsangebots Neurodivergenz das Erleben auch in seiner Genese zu vermitteln. Neurodivergenz wird als biologisch fundierte Diversität verhandelt und damit zum Fakt, der den eigenen Werdegang erklärt. Es gibt plötzlich Bilder und Erfahrungsberichte im Internet, die dem eigenen Erleben und Handeln (Be-)Deutung verleihen. Diese Deutung im Rahmen von Neurodivergenz/ADHS/Autismus erlaubt es, alte Erklärungsmodelle wie Faulheit und Egoismus loszulassen. Die Identifikation mit Neurodivergenz erlöst von Schuld und Isolation.

In den analysierten Fällen zeigte sich die Selbstdiagnosepraxis als eine Realisierungsmöglichkeit des positiven Ideals der Erleichterung. Obwohl der Umgang mit Diagnosen, Begriffen und Diagnostik sehr unterschiedlich ist und die Teilnehmenden sich ganz verschieden zur Psy*-Disziplin positionieren, spielt das erlangte *Wissen* eine große Rolle. Die sogenannte Selbstdiagnose lässt sich also mehr als ein Zusammenspiel eines als plötzlich und zufällig erlebten Moments des Sich-Wiedererkennens und einer daraus folgenden intensiven Beschäftigung mit dem Thema fassen. In den Gruppendiskussionen reinszenieren die Teilnehmenden das Aufeinandertreffen mit dem Deutungsangebot beispielsweise so: „hä das bin doch das beschreibt doch genau mich“ (Oskar, Baumwolle, Das Chaos hat gefehlt, Z. 196-197), oder so: „fuck das (.) trifft halt so zu“ (Filz, Einstiegspassage, Z. 51). Aus dieser Irritation heraus beginnt eine Beschäftigung durch *reinlesen* und durch die Sozialen Medien, die einem eine *Fülle an Informationen und Erfahrungsberichten* bieten. Die lebensweltliche Darstellung von psychopathologischen Kategorien in Sozialen Medien ermöglicht den Teilnehmenden zum einen spezifische Aspekte des eigenen Erlebens einzuordnen, aber auch, sich den klinischen Diskurs anzueignen. Denn der digitale Raum ist der Raum, in dem diese Generation durch ihr handlungspraktisches Wissen den Eltern und Älteren gegenüber überlegen ist. Die Ermächtigung durch Wissen geschieht aus dem Technischen heraus, wo man Expert_innenstatus hat, und schlägt dann ins Inhaltliche über. Dort, im digitalen Raum, lernt man, wie Neurodivergenz aussehen kann, wie veraltet das Wissen der Psy* ist und wie man sich als neurodivergenter Mensch zuerst in diesem Raum und dann in der Welt bewegen kann.

Es formte sich eine fallübergreifende Metaphorik für die Selbstdiagnosepraxis heraus. Magdalena aus der Gruppe Tüll drückt es als „Brücke zur Welt“ (Tüll, Passage Chatrooms, Z. 351) aus, was titelgebend für diese Arbeit wurde. Die unerklärbare Isolation ist *der Platz ohne Zugehörigkeit* (Gruppe Cord) oder das *Gefühl, von einem anderen Planeten zu sein* (Gruppe Tüll). Auch Oskar aus der Gruppe Baumwolle beschreibt dieses Bild mit, wenn er erst erzählt, dass es *dort wo er herkommt*, die Deutungsmöglichkeit ADHS nicht gab und er *einen langen Weg hinter sich hat*, in dem er durch die Begegnung mit dem Begriff lernte, sich *zurechtzufinden*. Aus derselben Gruppe beschreibt Alea, wie es für sie war, das eigene Erleben nicht mehr als *Schwäche oder Schuld* zu begreifen, sondern als *Störung, für die sie nichts kann*, als „*einen Ort an dem du dich ausruhen kannst*“ (Baumwolle, Das Chaos hat gefehlt, Z. 476-477). Akapi beschreibt auch die Ermächtigung im neugewonnenen Kollektiv von neurodivergenten Freund_innen. Gemeinsam wollen sie „*tryin'a (.) find our mh hole in life äh unsern kleinen Platz oder si den halt selber (.) aufdehnen*“ (Tüll, Einstiegspassage, Z. 104-106).

Die Teilnehmenden haben aus der Not der Isolation heraus im digitalen Raum einen kleinen Platz gefunden, wo sie auf Menschen mit ähnlichen Erfahrungen gestoßen sind. Die Identifikation mit dem dortigen Deutungsangebot Neurodivergenz ermöglicht ihnen, das einsame Gefühl mit Wissen zu ersetzen, das nach innen und außen kommunizierbar ist. So können sie ihren Raum *aufdehnen*, von der Verdrängung in eine aktive Aneignung wechseln. Die Selbstdiagnosepraxis als Wissenspraxis ist eine Anbindungsmöglichkeit an die Gesellschaft über eine allgemeinverständliche und erklärte Einordnung.

HABITUS DER WISSENDEN

In den Gruppendiskussionen konnte also, wie erwähnt, ein besonderer Habitus der Wissenden identifiziert werden. Die aufgezeigten Wissensbestände der Teilnehmenden sind nicht nur theoretischer Natur, sondern auch handlungspraktisch in deren Äußerungen eingeschrieben. Die Teilnehmenden handeln etwa im Habitus der Wissenden, um ihre eigene Identität zu formen und zu kommunizieren. Dies zeigt sich beispielsweise in der Art und Weise, wie sie diagnostische Begriffe verwenden und ihre persönliche Geschichte mit diesen Begriffen erklären und in Einklang bringen. Es ist eine Praxis, in der sie ihr eigenes Erleben und Handeln im Lichte des erworbenen Wissens neu deuten. Dies führt zur Erleichterung. Der Prozess der Selbstdiagnose ist dabei eben kein einfacher Akt des Erkennens, sondern eine kontinuierliche Praxis des Sich-Wiedererkennens und der Vertiefung des Wissens in Co-Konstitution mit dem Handlungskontext Soziale Medien. Dadurch entsteht ein kollektives Wissen, das sich in den Diskussionen widerspiegelt und durch gemeinsame Metaphern und Erzählungen sichtbar wird.

Ein weiteres Kennzeichen des Habitus der Wissenden ist die kritische Haltung gegenüber traditionellen Psy*-Deutungen. Die Teilnehmenden performen, wie sie sich gegenüber der etablierten Psy*-Disziplin mit ihrem umfangreicheren, aktuelleren Wissen positionieren können. Mit dieser Stärke gelingt es ihnen, sich zu beschweren, zu kritisieren und zu beobachten – die Perspektive zu wechseln. Häufig kommt die Klage auf, ihnen wäre vieles früher erspart geblieben, wenn damals jemand die Hinweise auf Neurodivergenz gesehen hätte, wenn sie damals schon einen Weg aus der Isolation gekannt hätten. Wiederholt wird im Modus der Argumentation die Wichtigkeit von spezialisierten Psy* erwähnt – am besten sie sind selbst neurodivergent. Diese sollen sich mit diversen Erscheinungsformen, besonders der Äußerung von Neurodivergenz bei weiblich sozialisierten Personen auskennen. Sie sehen sich selbst als Expert_innen und verändern so ihre Position in der Gesellschaft. Die Selbstdiagnosepraxis dient also nicht nur als Erklärung für das eigene Erleben, sondern auch als Mittel der Ermächtigung und der Kommunikation mit anderen. Durch die Identifikation mit

neurodivergenten Kategorien gelingt es ihnen, alte negativ konnotierte Selbstbilder abzulegen und neue Identitäten anzunehmen. Der Habitus der Wissenden ermöglicht es den Teilnehmenden also, ihr Erleben und Handeln zu erklären, sich selbst besser zu verstehen und sich innerhalb der Gesellschaft zu positionieren.

GENERATIONS- UND GESCHLECHTSSPEZIFISCHE MEDIENPRAXIS

Die analysierten Diskussionen zeigen an vielen Stellen ein geteiltes Wissen, das die Medienpraxis der Teilnehmenden handlungspraktisch leitet. Es zeigen sich einige kollektive Erfahrungen, die generationsspezifisch und geschlechtsspezifisch gefärbt sind. Allerdings ließen sich auch Differenzen erkennen, die beispielsweise bei der Gruppe Baumwolle auf kleine Unterschiede im Alter und daraus resultierend verschiedener Medienaffinität zurückführbar sind. Vor allem in den Passagen der Gruppe Tüll wurde eine Abgrenzung zur älteren Generation deutlich. Aus den Erzählungen und Beschreibungen der Teilnehmer_innen ließ sich eine Überlegenheit gegenüber der älteren Generation rekonstruieren, die dem handlungspraktischen Wissensunterschied im Internet entspringt. Die Eltern und die ältere Generation haben wenig Interesse an der digitalen Welt oder verstehen sie nicht. Die jüngeren Generationen hingegen verfügen über ein handlungspraktisches Wissen, das es ihnen ermöglicht, sich sicher und kompetent im digitalen Raum zu bewegen. Dieses Wissen im Umgang mit dem Internet ist den Teilnehmenden nicht explizit zugänglich, stellt aber das zentrale Unterscheidungsmerkmal zur Elterngeneration dar, auf dem die Abgrenzung basiert. In ihrer Jugend erlebten die Teilnehmenden das Aufkommen des Internets als eine Zeit, in der alles möglich war und vieles einfach ausprobiert werden konnte, ohne es vollständig zu verstehen. Dieser intuitive und improvisierte Umgang mit digitalen Medien steht in starkem Kontrast zu der Unsicherheit und dem Desinteresse der älteren Generationen. Die Eltern konnten sich häufig nicht einmal Zugang zum Internet verschaffen, was von den Jugendlichen als amüsant oder lächerlich markiert wurde. Trotz fehlenden expliziten Wissens über die Funktionsweise des Internets oder sozialer Medien konnten sich die Teilnehmenden in diesen Räumen bewegen und behaupten, während die Eltern weitgehend passiv blieben. Dieses implizite, handlungspraktische Technikwissen ermöglichte es den Jugendlichen, sich gegenüber ihrem Umfeld und Autoritäten zu behaupten, ihre Identität zu entdecken und auszuprobieren, ohne sich sofort rechtfertigen zu müssen. Es schuf eine Form von Kompetenz und Differenz, die angesichts der Unsicherheiten in anderen Lebensbereichen besonders wertvoll war. Die Teilnehmenden der Diskussionen betonten, dass sie somit in der Lage waren, das Internet als Rückzugsort und Spielplatz zu betreten. Die Technologiekluft dient als Mittel zur Abgrenzung und Selbstbehauptung. Diese Abgrenzung aus dem Technischen erstreckt sich dann auch auf inhaltliche Fragen, die im Internet gelernt

und angeeignet werden. Schließlich kennen sich die Teilnehmenden auch besser mit Diagnostik und Neurodivergenz aus als Eltern, Ältere und Psy* mit veraltetem Wissen.

Geschlechtsspezifische Aspekte werden einerseits durch explizite Bezüge deutlich, andererseits dokumentieren sich strukturell ähnliche Erfahrungen mit dem Thema Neurodivergenz und Selbstdiagnose. Einige Teilnehmende thematisieren die Schwierigkeiten von afab-Personen (assigned female at birth), insbesondere in Bezug auf späte Diagnosen. Akapi (Gruppe Tüll) erklärte beispielsweise, dass afab-Personen häufiger spät diagnostiziert werden und dies oft mit traumatischen Erfahrungen einhergeht, was die eigene Neurodivergenz plausibler erscheinen lässt. Auch Gemma (Gruppe Cord) und Leonie (Gruppe Filz) berichten, dass spezifische Medienberichte, die Neurodivergenz bei weiblich sozialisierten Personen darstellten, ausschlaggebend für ihre (Selbst-)Diagnose waren. Im Gegenzug waren die Darstellungen von männlich gelesenen Autist_innen oder der Vergleich mit dem Bruder bei Alea (Gruppe Baumwolle) nicht greifbar oder hinreichend mit dem eigenen Erleben verbindbar. Oft war es dann ein vielfältigeres Deutungsangebot aus den sozialen Medien, das den Teilnehmer_innen die Selbstdiagnose ermöglichte. Ein Beitrag, der ganz speziell etwa das Erleben von Neurodivergenz als junge afab Person mit Trauma thematisiert und darstellt. Hier wurde Neurodivergenz in ihrer lebensweltlichen Bedeutung verfügbar. Memes und Erfahrungsberichte zeigen, *wie ADHS aussehen kann*. Neurodivergenz wird so als Identitätsdeutung zugänglich.

Als Beispiel für eine geschlechtsspezifische Praxis kann die Art und Weise, wie Wikipedia in den Gruppen Baumwolle und Cord eingebracht wird, betrachtet werden. Oskar, der eine männliche Sozialisation durchlaufen hat, erkennt seine eigenen Symptome unmittelbar wieder, wenn er den Wikipedia-Artikel über ADHS liest. Seine Reaktion ist spontan und direkt: „mach Wikipedia auf (.) les und denk mir so hä: (.) hä das bin doch das beschreibt doch genau mich“ (Z.196-197). Die unmittelbare Identifikation mit den beschriebenen Symptomen lässt den Schluss zu, dass die Darstellung von ADHS auf Wikipedia für Oskar klar und treffend ist. Dies führt zu einer sofortigen Identifikation. Im Gegensatz dazu erinnert sich Gemma, eine weiblich sozialisierte Person, ebenfalls an eine prägnante Begegnung mit dem Wikipedia-Artikel zu ADHS, jedoch mit einer gänzlich anderen Reaktion. Gemma las den Artikel und deren intuitive Antwort war: „ich hab sicher kein ADHS“ (Z. 189). Gemma lachte über diese Erinnerung, was darauf hindeutet, dass die damalige Fehleinschätzung heute als absurd empfunden wird, weil die Diagnose ADHS doch „eins zu eins“ (Z. 189) zum eigenen Erleben passt. Der Unterschied in den Reaktionen veranschaulicht exemplarisch die wiederkehrenden Themen, die in den

Diskussionen der Gruppen aufgegriffen werden. Während Oskar eine unmittelbare Verbindung herstellt, bedarf es bei Gemma eines spezifischeren Hinweises, um die Passung zu erkennen. Die klinische und psychopathologische Perspektive beschreibt das Erleben nicht in einer für das weiblich sozialisierte Erleben annehmbaren Form.

In der Diskussion Cord (Passage *faul sein*) wird außerdem auf den historischen Wandel in der Diagnostik hingewiesen. Gemma führt aus, dass in der Vergangenheit Autismus überwiegend bei Männern diagnostiziert wurde, während gegenwärtig zunehmend auch weiblich sozialisierte Personen Berücksichtigung finden. Diese neue Sichtweise erlaubt es Gemma, sich in den aktuellen Beschreibungen und Darstellungen von Autismus und ADHS wiederzuerkennen. Die Schwierigkeiten, geeignete Fachpersonen für die Diagnostik von ADHS und Autismus bei weiblich sozialisierten Menschen zu finden, werden auch in der Gruppe Filz mehrfach thematisiert. Leonie kritisiert, dass bestehende Tests und Diagnosekriterien hauptsächlich auf kleine weiße Buben zugeschnitten sind, was die Diagnosestellung bei afab-Personen erschwert.

EINBETTUNG DER ERGEBNISSE

Die Erkenntnisse aus der empirischen Analyse sollen an dieser Stelle mit den metatheoretischen Anhaltspunkten dieser Forschungsarbeit in Verbindung gebracht und in diese sozialwissenschaftlichen und psychologischen Theorien eingebettet werden.

DIE SUCHE NACH ZUGEHÖRIGKEIT UND WISSEN

„als wär i net von von-von diesem planet so“

(Akapi, Gruppe Tüll, Einstiegspassage, Z. 70)

„das kommt oft von so=nem place wo man sich das ganze Leben lang einfach (.)

nicht zugehörig, fühlt und nicht weiß (.) was los is“

(Katarina, Gruppe Cord, Einstiegspassage, Z.49-52)

Wie in der vergleichenden Analyse bereits aufgezeigt, ähnelten einander die Erzählungen der Teilnehmenden hinsichtlich der diffusen Gefühle des Andersseins und sozialer Isolation vor der (Selbst-)Diagnose. Sie berichteten von Ausgrenzungserfahrungen, die sie von einer Norm, aber auch von einer normativen Abweichung im Sinne einer klaren Zugehörigkeit zu einer Gruppe mit manualgetreuer Symptomatik, distanzierten. Sie gehörten oft weder dem kollektiv Normalen noch dem Abnormalen an, keine Einordnung schien zu passen. Die Situation wurde mit ortsbezogenen Begriffen umschrieben, die eine Isolierung vom sozialen Miteinander verdeutlichen. Es war die Rede vom Platz ohne Zugehörigkeit, davon, von einem anderen Planeten zu sein und nun auf einer Reise bereits einen langen Weg hinter sich zu haben.

Die Vorgeschichte zur Selbstdiagnosepraxis dürfte also die Erfahrung einer doppelten Isolation gewesen sein. In allen Gruppen kamen die Teilnehmenden auf Erlebnisse aus Kindheit und Schulzeit zu sprechen, während derer sie in Konflikte mit Familie und Anforderungen des Bildungssystems gerieten. Sie fielen jedoch aufgrund von ausreichender Leistungsfähigkeit nicht oder zu wenig aus dem Rahmen eines neurotypischen Kindes und blieben mit der wahrgenommenen Differenz von Ansprüchen und Fähigkeiten allein. Es wurde erzählt, dass damals niemand ihre Schwierigkeiten gesehen hatte. In Verbindung zu danah boyds (2014) These, Jugendliche im Internet befänden sich auf einer Suche nach vernetzter Öffentlichkeit, wird das Hinwenden zu Sozialen Medien nach wahrgenommener Isolation in einer analogen Welt nachvollziehbar. Die Teilhabe an vernetztem Leben hieße schließlich, gesehen zu werden und sich die Welt erschließen zu können. Genau das scheint den Teilnehmenden der Gruppendiskussionen gefehlt zu haben und wie ein Ausgangspunkt für ihre Selbstdiagnosepraxis, aber auch ihr mediales Handeln zu verstehen zu sein. Die fehlende

Teilhabe an sozialer Eingebundenheit in der Welt, wie boyd (2014) sie beschreibt, zeigt sich fallübergreifend in den Erzählungen über Selbstdiagnosepraktiken.

DIE DEUTUNGSMUSTER AM IDENTITÄTSSPIELPLATZ

„ich [hab] irgendwie das Gefühl dass so meine ganze Indentität aus dem Internet stammt“

(Elvin, Gruppe Tüll, Passage I(n)dentität, Z. 9-10)

„wie kann=man so: viel über meine Persönlichkeit aussagen?“

Nur we- wegen diesen vier Buchstaben Diagnose?“

(Oskar, Gruppe Baumwolle, Passage Warum hilft euch die Diagnose so?, Z. 423)

Im Unterschied zu Generationen vor ihnen vollzieht sich also die Suche nach Zugehörigkeit der Jugendlichen und jungen Erwachsenen heute auch in und mit digitalen Medien. In den Gruppen wurde sich gegenseitig erklärt, dass ein Rückzug ins Digitale, ganz ähnlich wie von Müller & Schmocker (2020) diskutiert, die einzig logische Handlung wäre, wenn die analoge Öffentlichkeit sie aus deren Räumen verdrängt. Im Internet konnten sie in spezifischen Bubbles eine Community entdecken, durch die sie nicht mehr alleine waren. Digitale Bubbles eröffnen neue soziale Räume, in denen kollektiv Normales eigens verhandelt werden kann. In spezifischen Gruppen können Normen und Zugehörigkeiten anders aussehen und experimentell anprobiert werden. Deutlich wird diese Praxis speziell in der Gruppe Tüll, als sich die Teilnehmenden über generationsspezifische Erfahrungen in Chatrooms austauschen. Als Hybridakteur_innen in und mit dem Medium Chatroom wurde ihnen das Ausleben verschiedener Identitäten spielerisch zugänglich. Diese Räume im Internet waren wie Spielplätze außerhalb der Ordnung. Die Möglichkeit, sich fluide in verschiedenen Rollen (wie etwa dem Geschlecht) auszuleben und auszuprobieren wurde zum positiven Horizont. Wenngleich dieses Handeln außerhalb der normativen Regeln ambivalent bewertet, erzählt und erlebt wurde, stellt es eine Möglichkeit zur Vernetzung und stetiger Neuverhandlung von Zugehörigkeiten dar (Müller & Schmocker, 2020). In dynamischer Ko-Konstitution mit den Sozialen Medien, wie mit einer_m Freund_in, lassen sich Identitätsangebote anprobieren und verwerfen.

„Deutung ist dann nichts anderes als Rückführung von Unbekanntem auf Bekanntes“

(Schütz, 1932, S. 90)

Neurodivergenz wird also zum medial vermittelten *Deutungsmuster*²¹, das die zuvor diffusen Gefühle von Anderssein oder die als unpassend erlebten, von außen zugeschriebenen Interpretationen der Handlungen als *faul*, *egoistisch* oder *schwach* ablöst. Deutungsmuster funktionieren als Instrument zur Einordnung von lebensweltlichen Erfahrungen in bekannte Muster. Durch den Anschluss an bestehende Wissensbestände ermöglichen sie eine soziale Kommunikation über die erlebten Erfahrungen. In diesem Sinne kann Neurodivergenz als ein *soziales Deutungsangebot* (Pfister, 2020) gesehen werden, das jenen jungen Erwachsenen in Form von Selbstdiagnosebeiträgen in (Sozialen) Medien unterkommt. Es vermag durch Einordnung und Erklärung möglicher im Neurodiversitätsdiskurs verhandelter Zusammenhänge, das Bedürfnis nach Sinnhaftigkeit und Bedeutung der zuvor sinnlichen Wahrnehmungen zu erfüllen (Pfister, 2020).

„Auf welche verfügbaren Wissensbestände dabei zurückgegriffen wird, ist (...) weder im Ereignis festgeschrieben, noch im persönlichen [Erleben]. Vielmehr folgt die Art und Weise wie [Ereignisse] ausgedeutet werden einer sozialen Logik. Es sind sozial geteilte Deutungsangebote – oder Deutungsmuster – die als Art Leitfaden für Deutungs- und Handlungsprozesse fungieren und sich in konkreten Deutungen und Praktiken manifestieren. Folglich liegt gerade in den sozialen Deutungsangeboten der Schlüssel zum Verständnis, welche Interpretationen und Handlungsoptionen angesichts [eines Ereignisses] offen stehen“
(Pfister, 2020, S. 151/22)

Offenbar ließ sich das Erleben und Handeln vor dem Zusammentreffen im digitalen Medium nicht durch im Alltag zugängliche Wissensbestände unvermittelt deuten, woraus sich ein „Deutungs- und Handlungsproblem“ (Pfister, 2020, S. 150) ergab. Die Personen befinden sich zuerst in einer Krise, die die Konstitution von Deutungsmustern forciert. Im Kontext des hier beleuchteten Neurodivergenzdiskurses lässt sich die Konfrontation mit unbewältigbaren Leistungsanforderungen im stetigen und teilweise institutionellen Vergleich und das daraus folgende Erleben von sozialer Isolation als krisenhaft verstehen. Begriffe und Konzepte wie ADHS, Autismus oder Neurodivergenz treffen dann auf die Sinnsuchenden. Was zunächst als neuer Lösungsvorschlag auftritt, kann sich in wiederholter Anwendung bewähren und

²¹ Die Konzeption von Deutungsmustern ist über die Sozialwissenschaften hinweg „so breit wie uneinheitlich“ (Meuser, 2018, S. 38). So hatten bereits Weber, Oevermann und Schütz ihre Theorien dazu, wie Menschen ihr Erleben und Handeln in Erfahrungszusammenhänge einordnen (Pfister, 2020). Ich halte mich hier an die inkludierenden Beschreibungen von Pfister (2020).

²² Sandra Maria Pfister (2020) erläutert den Deutungsmusterbegriff anhand von Katastrophenerfahrung. In diesem Zitat wurden Erwähnungen von Katastrophen verallgemeinert durch *Ereignisse* ersetzt.

habitualisieren (Pfister, 2020). Relevant ist die Integration der Erfahrungen in einen Sinnzusammenhang, der mit der eigenen Weltsicht vereinbar ist. Wer die neurodivergente Community im Internet entdeckt, ist nicht mehr allein, erkennt sich in Beschreibungen wieder und fühlt sich gesehen. Das Deutungsmuster vereint bruchhafte Wahrnehmungen zu einem Ganzen, das auch Widersprüche überdecken kann. Es ermöglicht eine andere Sicht auf das eigene Erleben und Handeln sowie andere Optionen für neue Handlungen (Pfister, 2020). Daher beschreibt Pfister (2020) Deutungsmuster auch als „ein Bündel von ‚handlungsleitenden Wissensbeständen‘“ (S. 155).

DIE VERGESCHLECHTLICHTE HERMENEUTISCHE LÜCKE

„viele Leute haben halt den Stand vo::n vor fünfzig Jahr(n) von (.) kleinen amab Jungs die irgendwie mit Zügen obsessed sind“ (Akapi, Gruppe Tüll, Einstiegspassage, Z. 110-112)

„gleichzeitig weiß ich halt auch dass es sau schwer is irgendwie dann Ärzt(.)innen zu finden die das ernstnehmen, bei: weiblich gelesenen Personen die nicht typisch in alle Symptome reinfalln“ (Emi, Gruppe Filz, Einstiegspassage, Z.81-82)

Das Fehlen von Begriffen für eigenes Erleben und Handeln oder wie Fricker (2023) es nennt, die Existenz einer hermeneutischen Lücke, führt dazu, dass Ungerechtigkeiten nicht besprechbar sind. Diese theoretische Konzeption einer Ungerechtigkeit am wissenden Subjekt traf das Interesse hinter dieser Arbeit im Kern. Es ging um die Frage des widerständigen oder kämpferischen Potenzials. Das Phänomen bewegt sich zwischen einer Verheißung nach Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen, wie es Tändler (2016) bereits für die Consciousness-Raining-Groups in den 1970ern beschrieb, und der möglichen und auch beobachtbaren neoliberalen Vereinnahmung, wie auch diese sich im Verlauf der Praxis der psychologisierten linken Gruppen vor 50 Jahren zeigte. Die im Rahmen dieser Masterarbeit berichteten Erfahrungen von Menschen, denen in der Isolation die Worte fehlten, die Wahrnehmungen des eigenen Erlebens und Handelns zu benennen, lassen sich durchaus durch Frickers theoretische Linse betrachten. Die geschilderten Erfahrungen veranschaulichen eine epistemische Ungerechtigkeit, die sich vor allem aus der Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Erfahrungen von weiblich sozialisierten Personen und deren Schwierigkeiten, adäquate Diagnosen zu erhalten, ableitet. Ein Mangel an passenden diagnostischen Kriterien kann ein Beispiel für hermeneutische Ungerechtigkeit sein, wenn dadurch das Erleben und Handeln der Personen nicht benannt werden kann. Die Geschichten von Gemma und Leonie etwa zeigen stellvertretend, dass die klinisch-psychologischen Beschreibungen in Diagnosemanualen oft an den Bedürfnissen und Realitäten von weiblich

sozialisierten Personen vorbeigeht. Deutungsangebote wie ADHS oder Autismus bestanden als Einordnungsmöglichkeiten für männlich sozialisierte, dem stereotypen Bild entsprechende Kinder, wie etwa an der intuitiven Passung mit Diagnosekategorien erkennbar wurde. Personen, die sowohl von dieser Norm als auch der Norm der normativen Leistungsfähigkeit abwichen, verblieben im Unvermögen, eigene Erfahrungen sozial kommunizierbar zu machen.

Die Umstände von vergeschlechtlicher Diagnostik sind jedoch heute im medialen Neurodiversitätsdiskurs expliziert verfügbar und als Wissen angeeignet. Die hermeneutische Lücke wird wiederholt benannt und ermöglicht, den im Diskurs Handelnden, sich mit Begriffen aus Psychopathologie und Feminismus auszustatten und in Folge gegen die wahrgenommenen Ungerechtigkeiten zu wehren. Die Annahme, dass es schwierig sei, eine_n Psy* zu finden, die_der eine afab beziehungsweise weiblich sozialisierte Person ernst nimmt, war nicht eine geteilte Erfahrung in den Gruppen, sondern ein kollektives Wissen, das handlungsleitend wirkt. In dieser kollektiven Vorsicht zeigt sich die epistemische Zeugnisungerechtigkeit im Sinne Miranda Frickers (2023) zumindest als geteilte Vermutung. Sie beschreibt eben den Umstand, dass Menschen aufgrund ihrer Identität eine geringere Glaubwürdigkeit zugeschrieben wird. Die homologen Erfahrungen von Zweifel und Selbstzweifel zeigen, wie Menschen, die sich selbst diagnostizieren, weniger Glaubwürdigkeit von außen wie von innen zugeschrieben wird, wenn sie weibliche Sozialisationserfahrungen teilen.

HABITUS DER FEMINISTISCHEN HYBRIDAKTEUR_INNEN

Die Auseinandersetzung mit Machtverhältnissen und Gatekeeping in Systemen verbindet (mediale) Diskurse zwischen aktivistischen Kosmen im Bereich von mentaler Gesundheit und Feminismus (Schmocker, 2021). Die wissensvermittelnde Funktion innerhalb der Communities in den Sozialen Medien fasst Schmocker (2021) als eine „Art Opensource-Schule“, in der Inhalte „als digitale Konfrontationen“ vorhanden sind. Ähnlich wie in den Schriften von Angela Tillmann (2006, 2014) verhandelt Angel Rose Schmocker das Internet als digitalen Raum, der immer wieder neu gebildet wird und, in dem man sich ständig untereinander austauschen oder auf neue Themen treffen kann (ebd.). In der empirischen Analyse konnte ein Habitus der Wissenden herausgearbeitet werden, der sich etwa in der Art der Sprechhandlungen zeigt. Wie mit diagnostischen Begriffen umgegangen wird, scheint mit netzfeministischen Argumentationen gestützt zu werden. Dafür war es relevant zu betrachten, wie die persönlichen Geschichten mit Hilfe dieser Begriffe erklärt und in einen Sinnzusammenhang gebracht werden. In einer geteilten kritischen Haltung gegenüber traditionellen Psy*-(Fehl-)Deutungen positionieren sich die weiblich sozialisierten und queeren Personen mit dem Wissen aus dem

Neurodiversitätsdiskurs als modernere und feministisch gebildete Expert_innen. Diese Distinktion gelingt vor allem in Abgrenzung zu alten Personen und veraltetem Wissen. Die Selbstdiagnose im Angesicht der vergeschlechtlichten hermeneutischen Lücke ist also eine Praxis, in der Personen ihr eigenes Erleben und Handeln vor dem Hintergrund von medial erworbenem Wissen neu interpretieren.

Die wiederholt erkennbar gewordenen Verweise (häufig durch Codeswitches) auf den medialen Kontext innerhalb der analysierten Gruppen machen deutlich, dass deren (neurodivergente) Selbstdeutung aus einem hybriden Handeln im Sozialen Medium genesen ist. Der Prozess ist kein einfacher Akt des Erkennens, sondern eine kontinuierliche Praxis des Sich-Wiedererkennens und der Vertiefung des Wissens in Ko-Konstitution mit dem Handlungskontext Social Media. Dabei entsteht ein kollektives Wissen, das in den Diskussionen und geteilten Metaphern sichtbar wird. Ein Habitus der wissenden und feministischen Hybridakteur_innen ermöglicht, das eigene Erleben und Handeln zu erklären, zu kommunizieren und sich innerhalb der Gesellschaft zu positionieren.

Menschen, die auf diese Weise zu Selbstdiagnosepraktiken kommen, bilden Schäffers Konzeptualisierung folgend, ein eigenes *Kollektiv an Hybridakteur_innen*, dessen Weltbezug durch die dynamische Konstitution von Mensch und Medium geformt ist. Der Frage von Wissen und Erkennen mit Technologien ist, wie in der eingangs formulierten metatheoretischen Verortung elaboriert, nicht im Sinne von neutralen Werkzeugen nachzukommen (Sharma & Singh, 2022). Mit McLuhans Konzeption von Medien als einer Erweiterung des Menschen, ist nämlich erkennbar, dass die gebildeten und fluiden Internetbubbles nicht nur als emanzipatorische Räume eines *feminist empowerments* gelesen werden dürfen. Nichtsdestotrotz finden empowernde Vernetzungen statt. Ähnlich wie an einer Stelle einer Gruppendiskussion das Internet auch als *my only friend* bezeichnet wurde, spricht Schmocker (2021) davon, wie „die digitale Emanzipation Vertrauenslehrer und große Schwester in einem [ist]. Sie appelliert an uns – als Frau, Queer, Minderheit, psychisch erkrankte Person. Oder wie immer öfters: Als Symbiose von allem zusammen“. Identitäten sind fluide und Menschen werden in medialen Diskursen zu mentaler Gesundheit und Feminismus auf ganz vielen Ebenen angesprochen und mit Deutungsangeboten konfrontiert. Diese Reinterpretationen ihres Handelns kann für die Akteur_innen, wie empirisch gezeigt, Erleichterung bringen. Diese Ausweitung der Deutungsmöglichkeiten durch die mediale Erweiterung des Menschen darf bloß nicht den Blick darauf verstellen, was Medien sonst noch möglich machen. Technologien, die innerhalb patriarchaler und kapitalistischer Systeme geschaffen werden, werden im

menschlichen Gebrauch zu Erweiterungen vorherrschender Systeme, zu Ausweitungsmöglichkeiten von Patriarchat und Kapitalismus (Sharma & Singh, 2022). Daher ist es relevant, mit Blick auf emanzipatorische Geschehnisse, nicht die Sicht auf die Ko-Konstitution von sozialer Wirklichkeit durch Mensch und Medium zu verlieren.

RESÜMEE

Mein Forschungsziel in dieser Arbeit war es, mich empirisch an die Selbstdiagnosepraxis junger Erwachsener im medialen Neurodiversitätsdiskurs anzunähern. Von zentralem Interesse war dabei, wie Menschen zu dieser Deutungspraxis kommen und wie sich diese im und mit dem medialen Kontext vollzieht. Mit der Dokumentarischen Methode nach Bohnsack methodisch übersetzt hieß das, die kollektiven Erfahrungsmuster, impliziten Wissensbestände und Orientierungsrahmen anhand von vier Gruppendiskussionen zu rekonstruieren.

FORSCHUNGSREFLEXION & MANÖVERKRITIK

Für eine abschließende Reflexion verweise ich auf Worte meiner Kollegin Katia Young, die am Ende ihrer Abschlussarbeit schrieb: „Eine Masterarbeit ist Ausdruck eines Prozesses der Aneignung wissenschaftlichen Arbeitens“ (Young, 2023, S. 178). Einen kleinen Teil dieses Aneignungsprozesses konnten wir teilen, obwohl Katia gerade am Ende ihrer Analyse war, als ich begann, mich ins Feld zu wagen. Ähnlich wie die Teilnehmenden unserer beider Gruppendiskussionen konnten wir aber die bestärkende Wirkung von Austausch mit Menschen erleben und schätzen, deren Erfahrungsräume sich mit den eigenen überschneiden. Besonders nach dem Besuch des Magdeburger Methodenbetreffs im April 2024 war ich von der Bedeutung des gemeinsamen Arbeitens und Interpretierens überzeugt. Die verschiedenen Perspektiven von Forschenden aus unterschiedlichen Feldern auf meine Arbeit am Phänomen der Selbstdiagnosepraxis bereicherten meine Analyse, aber auch meinen Forschungswillen. In der Forschungswerkstatt von Prof. Matthias Martens und JProf.in Doris Wittek konnte ich einige Aspekte der Dokumentarischen Methode in ihrer Bedeutung weit besser verstehen, als mir dies bis dahin in der weitestgehend theoretischen Auseinandersetzung im Selbststudium möglich war. Im gemeinsamen Interpretieren und Reflektieren von Material wird die Vorgehensweise der Methodik erst richtig zugänglich. Die Anwendung ist laut Bohnsack selbst, wie bei anderen qualitativen Methoden auch, nicht rein lehrbuchartig, d.h. durch das bloße Befolgen von Regeln möglich. Um ein „adäquates Verständnis“ (Bohnsack, 2010, S. 10) der Methode zu entwickeln, ist ein reflexives Verhältnis zur Forschungspraxis notwendig. Es ist also nur im Gebrauch, über „selbst erworbenes Erfahrungswissen“ (ebd.) erlernbar.

Im Masterarbeitsseminar bei Thomas Slunecko lag der Fokus zur Zeit meiner Teilnahme vor allem bei Mikrodispositivanalysen und nur selten diskutierten wir Material aus Gruppendiskussionen oder Interviews, welche auch mithilfe der Dokumentarischen Methode nach Bohnsack analysiert wurden. Dennoch waren auch in dieser Veranstaltung erkenntnisreiche theoretische Überlegungen zu vernehmen. Die Einblicke in verschiedene

Forschungsprojekte und die Methodenwerkstattteilnahme eröffneten mir auch die Option, mutiger zu forschen. Damit möchte ich ausdrücken, dass mich die historischen Einwürfe zur Genese der Dokumentarischen Methode im Laufe der Forschungswerkstatt und die Offenheit von Prof. Slunecko im Hinblick auf Abweichungen von der Bohnsack'schen Vorgehensweise ermutigten, die Methode als Grundstein für mein Forschen zu sehen, von dem aus ich meinem Material folgen kann. Methodische Vorgehensweisen können und müssen manchmal angepasst werden. Sie sind schließlich unsere Erkenntniswerkzeuge. Wenn das Material aus einem spezifischen Feld nicht in der Abfolge, wie bisher beschrieben, zu bearbeiten ist, muss man die Methode dem Forschungsfeld angemessen verändern. In meinem Projekt wurde deutlich, dass Gespräche über Medienpraxis auch von diesem Handeln mit dem Medium geprägt sind. Bezugnahmen der Teilnehmenden unterschieden sich oft vom lehrbuchhaften Ablauf einer Gruppendiskussion. Häufige rituelle Konklusionen und monologische Sequenzen können etwa als Hinweise auf kontextspezifische Kommunikationsformen gelesen werden.

Auch die Grenzen meines Vorhabens wurden im Gespräch mit anderen Sozialforscher_innen deutlich. Als One-Person-Forschungswerkstatt, die ich die meiste Zeit war, sind sowohl die Potenziale für Erkenntnis eingeschränkt, als auch die Ressourcen, Material zu sichten und zu analysieren. Rückblickend hätte ich mich früher ins Feld wagen können, anstatt mich in theoretischen Überlegungen zum Diskurs und Anknüpfungspunkten in Metatheorien zu verfangen. Auseinandersetzung mit Literatur diente mir grundsätzlich zur Orientierung im wissenschaftlichen Interessensbereich, der Einsicht in Diskussionen um Begriffe und Methoden sowie dem kritischen Aufdecken von Widersprüchen (nach Flick, 2007). Von der Sensibilisierung für Nuancen, über philosophisch-soziologische Inspiration und Ausgangspunkte zum Hinterfragen brachte mir diese theoretische Beschäftigung auch viele Ideen und Fährten, die ich teilweise verwerfen musste und sich nun nur noch in kleinen Notizheften geschrieben wieder finden. Dort finden sich nun etwa verschiedene theoretische Konzepte und Reflexionen zu Neurodiversität. Die schwerwiegenden Konsequenzen eines Paradigmenwechsels von Psychopathologie zu Neurodiversität waren mit Blick auf das von mir erhobene Material im Feld nicht in dieser Tragweite relevant. Mein anfänglicher Zugang zum Phänomen war stärker diskursanalytisch geprägt. Meine Fragen nach dem politischen Potenzial und der Bedeutung neurodiversitätsorientierter Konzepte könnte in einer kritischen Diskursanalyse verschiedener öffentlicher Schriftstücke oder Medienbeiträge etwa weit besser nachgegangen werden. Im Rückblick konnte ich erkennen, dass mich das Interesse am Neurodiversitätsparadigma begleitete, aber schließlich nicht der Kernpunkt meiner Auseinandersetzung werden sollte. Im Kontakt mit dem Feld wurde klar, dass hier Antworten

auf meine ersten beiden Fragen nach der Bedeutung und Genese von Identifikationsprozessen mit Begriffen aus dem medialen Neurodiversitäts- bzw. klinisch-psychologischen Diskurs liegen.

Unumgänglich war eine intensive Beschäftigung mit der Methodologie rekonstruktiver Sozialforschung und der kulturpsychologischen Forschungshaltung. Damit einher ging auch eine Bewusstmachung und Offenlegung eigener zugrundeliegender Annahmen und dem Standort, von dem aus ein Forschungsprojekt beginnt. Welche weiteren Theorien schließlich hilfreich werden, erschließt sich erst mit Blick auf jene herausgearbeiteten Orientierungen, welche die untersuchten Gruppen umtreiben. Rekonstruktive Sozialforschung bedarf Vertrauen in den Prozess und ein Einlassen auf das Feld. Im Laufe der Analyse werden Fährten, die für das Feld relevant sind, greifbar und nur mit einer offenen Haltung zugänglich. Unter der Voraussetzung eines heutigen Wissens um die Relevanz des Weltbezugs für dieses Phänomen wäre es durchaus denkbar, dass eine Vielzahl an Werken, die sich mir nicht mehr erschließen, spannende theoretische Ergänzungen dargestellt hätten. Diese eigentlich ernüchternde Erkenntnis über die unumgängliche Unvollständigkeit war aber auch befreiend. Sie brachte mir neue Forschungsenergie, ohne Anspruch auf abschließende Antworten weiterzuarbeiten. Neue Handlungsmöglichkeiten in Bezug auf zu analysierende Passagen und mögliche Ergebnisse einer Analyse abseits einer Typologie ergaben sich. Mit mehr und stärker kontrastierten Fällen wäre eine weitere Abstraktion zu einer Basistypik und einer Untersuchung von deren Genese möglich geworden. Bohnsack folgend hießen diese Schritte sinngenetische und soziogenetische Typenbildung. Doch im Rahmen der mir zu Verfügung stehenden Ressourcen und den Relevanzsetzungen des Feldes folgend, stellt die Herauspräparierung des kollektiven Orientierungsrahmens ein angemessenes Ergebnis dar. Dieses Resultat ist (m)eine Arbeit an der Explikation der Handlungspraxis der Selbstdiagnose. Viele weitere Fährten hätten mich interessiert. Sie liegen in nicht analysierten Sequenzen und Passagen meines Materials, in nicht realisierten weiteren Gruppendiskussionen und nicht herangezogenen metatheoretischen Quellen verborgen. In Anbetracht der forschungsökonomischen und methodischen Grenzen dieses Projekts hinterließ diese Arbeit zwar auch frustrierende Ernüchterungsmomente, aber vor allem Stolz und Neugierde, denn *Forschung ist nie zu Ende*.

FAZIT

Nun biete ich eine Perspektive auf das Phänomen der Selbstdiagnose an, bei der es auch viele andere gibt und geben kann. Das Material, das meiner Analyse zugrunde liegt, ist ein Produkt von interaktiven Prozessen, von Gesprächen mit konkreten Personen, die sich aus meiner Position heraus ergeben haben. Ein fallübergreifender Orientierungsrahmen der *Erklärbarkeit* ließ sich als Bogen rekonstruieren, der von einer Abgrenzung zu einem Bestreben gespannt wurde. Auf der einen Seite wurde ein negativer Horizont der Isolation und auf der anderen Seite ein positiver Horizont der Erleichterung rekonstruiert. Die Selbstdiagnosepraxis macht das Bestreben erreichbar und wird daher als Enaktierungspotential beschrieben. Wer im ständigen Leistungsvergleich nicht mehr mit kann, muss nicht mehr *faul*, *egoistisch* und *schwach* sein, sondern erfährt die Möglichkeit, anders als gesellschaftlich erwartet, unter dem Begriffsschirm der Neurodiversität zu funktionieren. Das Deutungsmuster Neurodivergenz ermöglicht dann, in Austausch zu treten, (Arbeits-)Bedingungen anzupassen und den eigenen Handlungsspielraum zu erweitern. Die Anwendung des Deutungsangebots erlaubt, im Sinne McLuhans, die Situation in der Welt zu verändern. Im Spielen am freien Identitätsspielplatz Internet werden Spielregeln handlungspraktisch erlernt und stetig erneuert. Das erlernte Wissen ermöglicht eine Emanzipation, die aus einem medialen Rückzugsort der kollektiven Identitätsfindung heraus erfolgt. Die Einordnung in die gesellschaftliche Ordnung über die Selbstdiagnose mit Neurodivergenz fungiert als *Brücke zur Welt*.

LITERATUR

- Alper, M., Rauchberg, J. S., Simpson, E., Guberman, J., & Feinberg, S. (2023). TikTok as algorithmically mediated biographical illumination: Autism, self-discovery, and platformed diagnosis on #autisttok. *New Media & Society* (Preprint). <https://doi.org/10.1177/14614448231193091>
- Autenrieth, U. P., & Neumann-Braun, K. (Hrsg.). (2011). *The Visual Worlds of Social Network Sites: Images and image-based communication on Facebook and Co.* (4. Aufl.). Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. <https://doi.org/10.5771/9783845232935>
- Bachmann, C. J., Philipsen, A., & Hoffmann, F. (2017). ADHD in Germany: trends in diagnosis and pharmacotherapy: A country-wide analysis of health insurance data on attention-deficit/hyperactivity disorder (ADHD) in children, adolescents, and adults from 2009–2014. *Deutsches Ärzteblatt International*, 114(9), 141. <https://doi.org/10.3238/arztebl.2017.0141>
- Benetka, G., & Slunecko, T. (2023). Psychologie – eine Wissenschaft des "gestörten Weltbezugs"? *Journal für Psychologie*, 31(1), 38–58. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-38>
- Bohnsack, R. (1989). *Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen.* VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-97196-8>
- Bohnsack, R. (1992). Dokumentarische Interpretation von Orientierungsmustern: Verstehen–Interpretieren–Typenbildung in wissenssoziologischer Analyse. In M. Meuser & R. Sackmann (Hrsg.), *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie* (S. 139–160). Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Bohnsack, R. (2010). *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden* (8. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, R., Nentwig-Gesemann, I., & Nohl, A. M. (2007). *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis.* VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bohnsack, R., Marotzki, W., & Meuser, M. (Hrsg.). (2010). *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung* (3. Aufl.). UTB Verlag Barbara Budrich.
- Bohnsack, R., & Przyborski, A. (2010). Diskursorganisation, Gesprächsanalyse und die Methode der Gruppendiskussion. In R. Bohnsack, A. Przyborski, & B. Schäffer (Hrsg.), *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis* (S. 233–248). Verlag Barbara Budrich.
- boyd, d. (2014). *It's Complicated: The Social Lives of Networked Teens.* Yale University Press. <https://doi.org/10.5860/choice.51-7042>
- Bratu, C., & Dammel, A. (2023). Eine wirklich soziale Erkenntnistheorie: Miranda Frickers Epistemische Ungerechtigkeit. In M. Fricker (Hrsg.), *Epistemische Ungerechtigkeit. Macht und die Ethik des Wissens* (S. 9–14). C.H. Beck.

- Chapman, R. (2023, 4. Januar). Neoliberal, Marxist, and intersectional justice approaches to neurodiversity. *Critical Neurodiversity*. <https://criticalneurodiversity.com/2021/12/31/neoliberal-marxist-and-intersectional-justice-approaches-to-neurodiversity/>
- Crichton, P., Carel, H., & Kidd, I. J. (2017). Epistemic injustice in psychiatry. *BJPsych Bulletin*, 41(2), 65–70. <https://doi.org/10.1192/pb.bp.115.050682>
- Fernandez, A. V. (2020). From phenomenological psychopathology to neurodiversity and Mad Pride: Reflections on prejudice. *Puncta*, 3(2), 19–22. <https://doi.org/10.5399/pjcp.v3i2.3>
- Flick, U. (2007). *Qualitative Sozialforschung: eine Einführung*. Rowohlt.
- Foucault, M. (1994). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp.
- Fricker, M. (2023). *Epistemische Ungerechtigkeit: Macht und die Ethik des Wissens*. C.H. Beck.
- Gerrig, R. J. & Zimbardo, P. G. (2014). *Psychologie* (20. Ausg.). Pearson Deutschland. <https://elibrary.pearson.de/book/99.150005/9783863267421>
- Gibis, S. (2022, 3. Mai). Modediagnosen: Ich glaub, ich hab das auch. *Apotheken Umschau*. Abgerufen von <https://www.apotheken-umschau.de/krankheiten-symptome/modediagnosen-ich-glaub-ich-hab-das-auch-858969.html>
- Hill Collins, P. (1990). *Black Feminist Thought*. Hyman.
- Hooks, B. (2015). *Sisters of the Yam: Black Women and Self-Recovery*. Routledge.
- Instagram (o.J.). *What is Instagram and how does it work?* Instagram Help Center. Abgerufen am 25. Mai, 2023, von <https://help.instagram.com/424737657584573>
- Ivy, V. (2016). Epistemic Injustice. *Philosophy Compass* 11(8), pp. 437-446.
- Kohout, A. (2019). *Netzfeminismus: Digitale Bildkulturen*. Verlag Klaus Wagenbach.
- Loos, P., & Schäffer, B. (2001). *Das Gruppendiskussionsverfahren*. Leske + Budrich.
- Mangold, W. (1960). *Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens*. Europäische Verlagsanstalt.
- McLuhan, M. (1964). *Understanding media: the extensions of man*. McGraw-Hill.
- McVeigh-Schultz, J., & Baym, N. K. (2015). Thinking of You: Vernacular Affordance in the Context of the Microsocial Relationship App, Couple. *Social Media + Society*, 1(2), 2056305115604649. <https://doi.org/10.1177/2056305115604649>
- Meuser, M. (2018). Inklusion und Partizipation aus wissenssoziologischer Perspektive. In W. Schröer & M. Sting (Hrsg.), *Bildung und soziale Inklusion* (S. 159–178). Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-23942-9_2

Mills, C. (2017). *Decolonizing Global Mental Health: The psychiatrization of the majority world*. Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315453980>

Milton, D., & Ryan, S. (2023). Autism and Empathy: Reconceptualizing the “empathy deficit” in autistic people. *Autism & Developmental Language Impairments*, 8, 1–11. <https://doi.org/10.1177/23969415231154112>

Mruck, K., & Mey, G. (2020). Qualitative Forschung und Ethik. In D. L. Y. Glesne (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 449–460). Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-27890-7_26

Müller, F. & Schmocker, A. R. (2020). Zukunftsethnografie. Wie Zukunft im Digitalen verhandelt wird. *swissfuture: Magazin für Zukunftsmonitoring*. 47, 72–75. <https://doi.org/10.5281/zenodo.4287349>

Oswald, S. (2019). Tinder und der Flow der Wischgeste. Zur leiblichen Fundierung von Mensch-Technik-Interaktionen beim Online-Dating. In: D. Rode & M. Stern (Hg.), *Self-Tracking, Selfies, Tinder und Co.* (S. 55-82). transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839439081-003>

Pfister, S. (2020). Deutungsmuster als forschungsheuristisches Konzept: Erkenntnisse aus der Rekonstruktion von Deutungsmustern der Katastrophe. *Sozialer Sinn*, 21(1), 149-183. <https://doi.org/10.1515/sosi-2020-0006>

Porsché, Y., & Macgilchrist, F. (2014). Diskursforschung in der Psychologie. In: J. Angermüller, M. Nonhoff, E. Herschinger, F. Macgilchrist, M. Reisigl, J. Wedl, D. Wrana, & A. Ziem (Hg.), *Diskursforschung: Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 239–260). transcript.

Przyborski, A. & Slunecko, T. (2020). Dokumentarische Methode. In: G. Mey, & K. Mruck (Hg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S.1-19). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18387-5_45-2

Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2021). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. De Gruyter Oldenbourg.

psychsfeministvoices. (2014, 15. Januar). *The Changing Face of Feminist Psychology* [Video]. YouTube. <https://www.youtube.com/watch?v=14Ezm5XfaXA>

Reißmann, W. (2019). Digitalisierung, Mediatisierung und die vielen offenen Fragen nach dem Wandel visueller Alltagskultur. In K. Lobinger (Hg.), *Handbuch Visuelle Kommunikationsforschung*. (S. 45–61) Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-06508-9_4

Riley, S., Evans, A., Anderson, E., & Robson, M. (2019). The gendered nature of self-help. *Feminism & Psychology*, 29(1), 3-18. <https://doi.org/10.1177/0959353519826162>

Ruck, N. (2015). Liberating minds: Consciousness-raising as a bridge between feminism and psychology in 1970s Canada. *History of Psychology*, 18(3), 297–311. <https://doi.org/10.1037/a0039522>

Ruck, N., Luckgei, V., & Wanner, L. (2018). Zwischen Aktivismus und Akademisierung. Zur Bedingung der Möglichkeit feministischer Psychologie und Psychotherapie. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 42(1), 55-79.

Ruck, N., Slunecko, T. & Riegler, J. (2009). Kritik und Psychologie - ein verschlungenes Verhältnis. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 33(1-4), 45-67.

Schäffer, B. (2007). „Kontagion“ mit dem Technischen. Zur dokumentarischen Interpretation der generationenspezifischen Einbindung in die Welt medientechnischer Dinge. In: R. Bohnsack, I. Nentwig-Gesemann, & A.M. Nohl (Hg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis* (S. 45-67). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90741-3_3

Schmocker, A. (2021, 2. September). *Digitale Emanzipation als Gruppentherapie*. Sturm und Drang.

Schmocker, A. R. (2018). *Sick Style — Welcome to the new world of sadness* (Unveröffentlichte Masterarbeit). Züricher Hochschule der Künste.

Schütz, A. (1932). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Springer.

Schwenck, C. (2022). Ist ADHS eine Modediagnose? Haben Aufmerksamkeitsprobleme und Hyperaktivität zugenommen? In W. Lenhard (Hg.), *Psychische Störungen bei Jugendlichen. Meet the Expert: Wissen aus erster Hand*. Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-662-65662-4_6

Sharma, S., & Singh, R. (2022). *Re-understanding media: Feminist extensions of Marshall McLuhan*. Duke University Press.

Slunecko, T. (2008). *Von der Konstruktion zur dynamischen Konstitution: Beobachtungen auf der eigenen Spur*. Facultas.

Slunecko, T., & Benetka, G. (2022). Über Psychologiekritik: Thomas Slunecko und Gerhard Benetka im Gespräch. *Journal für Psychologie*, 30(1), 6–25. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1-6>

Slunecko, T., & Wieser, M. (2014). Cultural-historical Psychology. In T. Teo (Hg.). *Encyclopedia of Critical Psychology* (S. 352-356). Springer.

Slunecko, T., Wieser, M., & Przyborski, A. (2017). *Kulturpsychologie in Wien*. facultas.

Strübing, J. (2013). *Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende*. Walter de Gruyter GmbH.

Tändler, M. (2016). *Das therapeutische Jahrzehnt: der Psychoboom in den siebziger Jahren*. Wallstein Verlag.

TikTok. (2018, 12. Dezember). *Über TikTok*. Newsroom TikTok. <https://newsroom.tiktok.com/de-de/ueber-tiktok>

Tillmann, A. (2006). Doing Identity: Selbsterzählung und Selbstinszenierung in virtuellen Räumen. In A. Tillmann & R. Vollbrecht (Hg.). *Abenteuer Cyberspace. Jugendliche in virtuellen Welten* (S. 33-50). Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag Der Wissenschaften.

Tillmann, A. (2014). Medienaneignung als Raumbildungsprozess. In U. Deinet & C. Reutlinger (Hg.). *Tätigkeit - Aneignung - Bildung. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit* (S. 273–284). https://doi.org/10.1007/978-3-658-02120-7_17

Walker, N. (2021). *Neuroqueer heresies: Notes on the Neurodiversity Paradigm, Autistic Empowerment, and Postnormal Possibilities*. Autonomous Press.

Weisstein, N. (1968). Psychology Constructs the Female; or the Fantasy Life of the Male Psychologist (with Some Attention to the Fantasies of his Friends, the Male Biologist and the Male Anthropologist). *Feminism & Psychology*, 3(2), 194–210. <https://doi.org/10.1177/0959353593032005>

Yeung, A., Ng, E., & Abi-Jaoude, E. (2022). TikTok and Attention-Deficit/Hyperactivity Disorder: A Cross-Sectional Study of Social Media Content Quality. *Canadian Journal of Psychiatry*, 67(12), 899–906. <https://doi.org/10.1177/07067437221082854>

Young, K. (2023). *Uni könnte schöner sein. Eine Rekonstruktion eines Studierens entlang studentisch organisierter Seminare im Wiener Psychologiestudium* [Masterarbeit, Universität Wien]. u:theses. <https://doi.org/10.25365/thesis.74689>

Zimbardo, P. G. (1992). *Psychologie*. Springer

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Selbstdiagnosevideos auf Tiktok	9
Abbildung 2: Anschreiben als Post auf Instagram	47
Abbildung 3: ADHS MEME.....	61

TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle 1: Thematischer Verlauf GD Baumwolle.....	37
Tabelle 2: Zeichenerläuterung (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021)	38
Tabelle 3: Gliederung in Ober- und unterthemen	40
Tabelle 4: detaillierte formulierende Interpretation	40
Tabelle 5: Begriffsinventar der Diskursorganisation nach Przyborski (2004).....	42

ANHANG

ANALYSESCHRITTE IM DETAIL

Zum Zweck der Nachvollziehbarkeit ist die in der Arbeit behandelte Passage I(n)dentität der Gruppendiskussion Tüll an dieser Stelle in Form einer separaten formulierenden und reflektierenden Interpretation dargestellt. In der Masterarbeit selbst wurden diese Schritte im Sinne der Lesbarkeit vereint.

TRANSKRIPTAUSSCHNITT

Gruppe Cord am 14.12.2023 – *Passage Rooms*

Timecode: 0:02:16-0:09:58 & 23:49-32:29 (Dauer 8:42 & 8:40 Minuten)

Teilnehmende: **Y:** Diskussionseinladende Hannah Plachel, **M:** Magdalena (-), **E:** Elvin (-) **A:** Akapi (dey), **N:** Nikita (-)

Transkription: Hannah Plachel unter Verwendung von MAXQDA

- 1 M: vielleicht (.) bisschen, (.) wieder, aufs Thema
- 2 N: LJa okay
- 3 E: LJ ich ich wollt was sagen zu: ähm
- 4 erste Internek- (.) *Internek* Internet experience oder kanntets ihre diese Chatrooms so
- 5 A: L@(.)@
- 6 E: habbo und sowas? (1) oder so panfu (1) ui (.) also es war auch irgendwie schlimm aber
- 7 A: Lä::h LJajaja doch ja;
- 8 N: N: Lich kenn nur LOh mein Gott @(.)@
- 9 E: es war auch ziemlich funny weil (.) ich irgendwie das Gefühl hab dass so meine ganze
- 10 Indentität aus dem Internet stammt also auch weil weils weil das jetzt so ein Trend is,
- 11 A: Lja voll;
- 12 N: L@(.)@ Lja
- 13 E: (.) Neurodivergenz ja und das- und das war dann irgendwie ich hab immer so als boy
- 14 A: Ldas Internet is so mei only friend gwen back then
- 15 E: alle gecatfished (.) ups und dann (.) war ich so auf Tumblr, (.) man kennt
- 16 N: L((atmet hörbar ein))
- 17 M: L@(.)@ Llike you do
- 18 A: Lu::h
- 19 E: (.) ja: und dann war auf einmal so: bisexuality so ein ein thing dort (.) und dann war ich
- 20 A: Lich hab- i bin Lmhm
- 21 N: Lmhm

22 E: so o:h (.) das bin ich aber dann war ich immer noch so aber ist das ein Trend? (.) ein
23 N: L^owas ist das?^o
24 M: L^{@(.)@}
25 E: Trend ich bild mir das ein oh ich bild mir das ein (.) aber aber es hat dann alles gestimmt
26 A: L^{alles} fängt mal als Trend an zu oder viele Sachen fangen mal als Trend an
27 E: aber ich denk mir jedes Mal (.) ich bild mir was ein;
28 A: L^{schau} mal die Leute die i denk ma oft so es macht ja eh Sinn
29 dass ma (.) si (.) also zurückgezogn hat also zum Beispiel ins Internet weil die Leute die
30 E: L^{ja}
31 A: halt (.) waß net irgendwie rejected werden von society machen das halt und dann treffen
32 si olle dort und dann is des so dieser Haufn halt (.) aber (.) boah i
33 M: L^{mja}; L^{@(.)@}
34 E: L^{@(.)@}
35 N: L^{@(.)@}
36 A: bin fett gegroomed worden früher i hob des ned checkt i hob ma docht i sammel afoch
37 M: L^{oh oh}
38 A: he lustig dick pics von alten Männern @(.)@ i hab halt nie irgendwas von mir gschickt
39 M: L^{oh oh}
40 E: L^{m::h}
41 N: L^{m:h}
42 A: oder i hab halt nie irgendwie die Wahrheit gsagt i hab halt immer glgn für mi war das
43 N: L^{mhm}
44 A: irgendwie so=n Spiel aber looking back (.) ähm being smarter than my dad about wie
45 M: L^{ja}:
46 A: man Websiten sperrn und ähm solche Sachn umge:ht also kaner hat mir das zugetraut
47 M: L^{ahso}
48 A: aber i hab mi afoch besser auskannt mit (.) dem Zeug
49 E: meine Eltern ham sowas gar nicht gecheckt (.) die wussten nicht wie das wie sie ins
50 A: L^{und} L^{ja}
51 N: L^{meine a ned}
52 E: Internet kommen so ich war dann so können wir Internet haben und sie warn so okay
53 N: L^{@ja voi@}
54 A: L^{Mei Dad} hod docht so dass er si-
55 E: mach was du willst @(.)@ (1) aber ich find es is halt ur die gute: source immer gewesen

56 N: Lmhm @(.)@

57 A: Lja

58 E: eigentlich irgendwie

59 N: LJa ((räuspert sich))

60 A: Ja es gibt halt es is halt d-diese dieser schmale Grat zum se:hr ähm naja wenn sehr viele

61 (.) Leute die (.) erstens mal pubertierend san oder so all growing up ähm: mit Proble:men

62 M: Lja

63 A: mit ähm toxischen Verhaltensweisen dödödödödö da ka- des geht ja eh olles irgendwie

64 M: Lmhm

65 A: jeder hat Potenzial zum Toxischsein also ähm ding aber do is halt anfoch (.) i hab des

66 E: L°@(.)@°

67 A: früher a ned einschätzen kennan jetz wenn i drüber nachdenk ich ich ich merk so wie

68 des oiso i kann die Schlüsse ziehn so wie mi des hoid beeinflusst hat in mein Leben (.)

69 aber zur damaligen Zeit hab i überhaupt ka Einschätzungsvermögn ghobt von i wor hoid

70 anfoch so ((presst Luft durch die Lippen)) jo

FORMULIERENDE INTERPRETATION

1-2 ZT: Zum Thema zurückfinden nach der Pause

3-18 OT: Erste Interneterfahrungen und Identitätsexperimente

3-8 UT Chatrooms von früher waren problematisch und lustig zugleich

In den Chatrooms von früher wurden die ersten Erfahrungen im Internet gemacht. Das war „irgendwie schlimm“ aber auch „ziemlich funny“.

9-18 UT viele Identitätsaspekte „entstammen“ dem Internet

Die ambivalenten Gefühle zu den Chatrooms haben etwas damit zu tun, dass „die ganze Identität aus dem Internet stammt“ und es Trends wie Neurodivergenz gibt. Das Internet war wie ein_e Freund_in. Man konnte sich dort ausprobieren und auch „als boy alle catfishen“.

19-35 OT: Communitybuilding im Internet

19-27 UT Bin das ich oder ist das ein Trend?

Auf Tumblr kam damals plötzlich das Thema Bisexualität auf. Es bot sich ein Wiedererkennungspotential, das aber immer von Zweifel begleitet war, ob man sich das vielleicht wegen des Trends einbildet. Schlussendlich hat es gestimmt. Viele Dinge beginnen als Trend.

28-35 UT Menschen, die anders sind, finden sich eben im Internet

Der damalige Rückzug ins Internet ist erklärbar. Menschen, die gesellschaftlich ausgegrenzt werden, ziehen sich oft zurück und treffen an Orten wie dem Internet als „Haufen“ zusammen.

36-59 OT: Man muss das Internet verstehen lernen

36-43 UT Erfahrungen mit Täuschung im Internet

Früher konnte man Grooming noch nicht verstehen, sondern hat gedacht, es wäre lustig. Man konnte selbst lügen und nichts von sich verschicken.

44-54 UT Eltern haben das Internet nicht verstanden

Die eigenen Eltern kannten sich mit dem Internet immer schlechter aus als man selbst. Sie haben unterschätzt, dass die Kinder Sicherheitsvorkehrungen „umgehen“ können oder das Internet unhinterfragt zur Verfügung gestellt, weil sie selbst keinen Zugang hatten.

55-70 UT Internet als Quelle richtig einschätzen

Irgendwie konnten Internet und Chatrooms immer gute Quellen sein, doch das „Einschätzungsvermögen“ dafür hat sich erst über die Zeit entwickelt. Es gibt einen „schmalen Grat“. Pubertierende wachsen mit Problemen und „toxischen Verhaltensweisen“ auf und können noch nicht Schlüsse aus der Quelle Internet ziehen.

REFLEKTIERENDE INTERPRETATION

Nach einem Pausengespräch kommentiert Magdalena das Gespräch auf Metaebene und fordert die Gruppe auf, „vielleicht bisschen wieder aufs Thema“ (1) zu sprechen zu kommen. Damit stellt Magdalena den zweckgebundenen Rahmen des Gesprächs in den Vordergrund und positioniert sich ähnlich einer Moderation, die es in dem Setting kaum gibt, in anderen Interviews jedoch auf den Gesprächsverlauf achten würde.

Proposition durch E wird v.a. durch A & N validiert

Elvin beginnt mit einer Frage an die Runde, wodurch dey sowohl Magdalenas Aufforderung nachkommt, als auch einen Fokus setzt. Die Frage bezieht sich explizit auf eine potentiell kollektive Erfahrung mit Chatrooms. Nachdem die anderen auf den ersten Erinnerungsmarker mit lautem Nachdenken („ä::h“, 7) und einem möglichen Verweis auf einen anderen Chatroom („ich kenn nur“, 8) unsicher reagieren, scheint sich beim Stichwort „panfu“(6) eine zumindest teilweise geteilte Erfahrung zu dokumentieren. Akapi validiert stark und Nikita reagiert lachend, als würde dey sich an etwas Peinliches oder lange Vergessenes zurückerinnern („Oh mein Gott“, 8). Elvin setzt die Beschreibung der erwähnten Räume direkt in einen emotional ambivalenten Rahmen. Es sei dort „irgendwie schlimm“ und gleichzeitig „ziemlich funny“ (9) gewesen. Beide Bewertungen ließen sich als Fortsetzung einer Erzählung über etwas Peinliches stringent weiterdenken. Peinlichkeit entsteht durch Schamgefühle im Moment, die mit zeitlicher Distanz als lustig bewertbar werden. Chatrooms konnten Spaß machen und stellen eine Erinnerung dar, auf die wir lachend zurückblicken. Als Gegenhorizont tut sich etwas „Schlimmes“ auf, das ein unangenehmes Gefühl auslöste.

Elaboration mit argumentativem und exemplifizierenden Anteil von E

In der Ausführung über die ambivalente Beschreibung der Chatrooms wechselt Elvin erst in eine generalisierende Bewertung von sich selbst und der Gesamtsituation in den Medien aus heutiger Sicht bevor dey in der zweiten Satzhälfte konkret biografisch exemplifiziert, was dieses ambivalente Gefühl ausmacht. Dey wechselt in deren Erzählung zu einer anderen Plattform („dann war ich so auf Tumblr“, 20), bei der dey auf eine kollektive Erfahrung anspielt („man kennt“, 20). Damit stellt dey die Annahme auf, man wäre damals eben auf Tumblr gewesen, was einer selbstverständlichen Erfahrung der Gruppe entspricht. Magdalena validiert diese Annahme. Akapi setzt zweimal zum Sprechen an. Elvin spricht jedoch weiter und beschreibt, dass Bisexualität dort „auf einmal“ „so ein thing“ war (23). Der Entstehungshintergrund dieses Phänomens erschließt sich Elvin also nicht, Trends kommen

prasseln einfach auf einen ein. Akapi und Nikita ratifizieren diese Äußerung zumindest. Elvin scheint sich zu Beginn zu versprechen und sagt, dass deren „ganze Indentität aus dem Internet stammt“ (10). Das überflüssige n lässt Assoziationen zum Internet in der Identität, dem ‚in‘ sein und der Präposition in (etwa einem Raum, auch einem Chatroom) zu. Elvin positioniert das Internet als Ort der Identitätsentwicklung. Auch Neurodivergenz ist ‚in‘ im Sinne eines Trends und wird in dem Raum der Identitätsfindung verhandelt und so zur Möglichkeit oder Facette der eigenen I(n)dentität.

Exemplifizierung anhand einer biografischen Erzählung von E und argumentative Antithese durch A

Als Elvin deren Reaktion auf den Kontakt mit Bisexualität zu reinszenieren beginnt („und dann war ich so o:h“, 23), steigt Nikita ein und simuliert simultan die Fortsetzung mit „was ist das?“ (25), im Sinne einer Unsicherheit über die Kategorie Bisexualität im Jugendalter. Elvin führt deren Reaktion jedoch mit „das bin ich“ (23) und „aber ist das ein Trend?“ (26) aus. Elvin identifizierte sich unmittelbar mit der Bisexualität – Bisexualität bin ich. Es bestand für dem also keine generelle Unsicherheit hinsichtlich der Bedeutung, jedoch folgt der ersten klaren Positionierung eine Verunsicherung hinsichtlich der Beständigkeit. Damit steht im Raum, dass das eigene Erleben angezweifelt werden kann, es besteht die Gefahr, dass einem das Deutungsangebot wieder entzogen wird, sobald der Trend vorbei ist.

Elvin wiederholt die Vermutung des Trends und der Einbildung in einer Klimax von einer Frage hin zu einer Feststellung. Akapi steigt in der Mitte dieser Steigerung ein, als wolle dey die Verunsicherung abwehren oder beschwichtigen, „alles fängt mal als Trend an“ (26). Diese Aussage impliziert eine Entwicklung. Damit eröffnet Akapi mehrere mögliche Ausgänge und negiert den propagierten direkten Zusammenhang von Trend und Unglaubwürdigkeit. Akapis Antithese liest sich wie ein Protest gegen die Infragestellung oder das Ausreden der eigenen Gefühle oder Identität, bloß, weil sie dem Zeitgeist entspringen oder entsprechen.

Elvin scheint dann am Ende der Steigerung bereits auf Akapi zu reagieren und erklärt, dass es sich schlussendlich nicht um eine Einbildung gehandelt hat („aber aber es hat dann alles gestimmt“, 30). Obwohl *alles* dann gestimmt hat – neben der bisexuellen Orientierung wohl auch andere Aspekte der I(n)dentität – führt Elvin noch einmal den wiederkehrenden Zweifel an („aber ich denk mir jedes Mal“, 30). Der Prozess von unmittelbarer Identifikation über Zweifel hin zur Bestätigung dürfte wiederholt erlebt werden. Woran Elvin festmacht, ob eine Identifikation schließlich stimmt oder nicht, bleibt unerwähnt. Doch die Abgrenzung von einer

eingebildeten Bisexualität in Elvins Zweifel elaboriert den zuvor eingeführten negativen Gegenhorizont. Sich spielerisch ausprobieren zu können wird von einer Ablehnung gegenüber unglaublichem Handeln beschränkt.

Antithese anhand einer abstrahierende Argumentation von A

Akapi lehnt Elvins Gegenhorizont ab. Dey argumentiert deren Antithese in einer Abstraktion. Das einleitende „schau mal“ (28) fordert dazu auf, den Blickwinkel zu verändern. Es verweist auch auf einen Unterschied in der Wissenshierarchie, Akapi hat etwas begriffen, was Elvin noch verunsichert. Akapi erklärt, was am eigenen Handeln „eh Sinn macht“ (28), also einen Zweck erfüllt oder einen Grund hat; worüber man vielleicht gar nicht so viel grübeln muss/soll, wenn man das Gesamtbild im Blick hat. Elvin validiert die Erklärung - dass man sich zurückgezogen hat (34). Akapi verwendet hier zunächst das verallgemeinernde „ma(n)“ und schafft damit eine Distanzierung, die den argumentativen Charakter der Aussage stärkt. Dey verleiht dem Handeln der Anwesenden eine größere Regelhaftigkeit, es ergibt Sinn, dass Menschen so handeln, es ergibt auch Sinn, dass wir uns zurückgezogen haben. Dey erzählt über das eigene Erleben, kann aber durch die Verallgemeinerung des persönlichen Subjekts („ma(n)“, „die Leute“, „olle“) eine Distanz in deren Rechtfertigung aufrechterhalten.

Obwohl Akapi argumentiert, begründet dey deren Statement nicht wirklich. Dass gewisse Menschen sich etwa ins Internet zurückziehen wird als sinnvoll dargestellt, aber warum es passiert, wird nicht expliziert und diese Explikation auch nicht eingefordert, sie „machen das halt“ (36). Die vage Formulierung deutet auf eine Unschärfe hin, gewissermaßen ist auch Akapi sich unsicher, wie der Rückzug ins Digitale sich vollzieht, doch der Sinn liegt im Rückzug an sich. Als Konsequenz dieses gegebenen Umstands, „treffen si olle dort und dann is des so dieser Haufn halt“ (37). Es ergeben sich Haufen, also Häufungen von nicht-normativ Erlebenden. Die Trends verlieren damit ihre Bedrohlichkeit für die Authentizität einer Person. Es handelt sich bei diesen Trends um Häufungen im Internet als eine logische Folge der gesellschaftlichen Normen und Ausgrenzungen im analogen Raum.

Elaboration durch biografische Erzählung von A

Akapi wechselt von deren Argumentation auf eine biografische Erzählung, von einer abstrahierenden Abwehr in eine verletzte Erlebnisdarstellung. Dey schildert expressiv eine frühe Täuschung („boah i bin fett gegroomed worden“, 41), die nicht verstanden wurde. Magdalena reagiert mit dem Ausdruck „oh oh“, der eine drohende Gefahr signalisiert. Doch Akapi reinszeniert deren frühere Bewertung mit einem gewissen Leichtsinn und Spaß („afoch

he lustig“, 43) und normalisiert darüber eine jugendliche Unwissenheit. Dey lacht über die eigene Ausführung zu „dick pics von alten Männern“ und performt damit, wie absurd die Gedankenlosigkeit von früher heute wirkt. Damit grenzt Akapi sich von einer früheren Version derer selbst ab, für die alles „irgendwie so=n Spiel“ (49) war. Die anderen reagieren validierend, sie verstehen die Darstellung. Die Situation wird als gefährlich und amüsant aufgefasst, was sich homolog zu Elvins Erzählung des Catfishings darstellt. Die Ambivalenz eines schlimmen und gleichzeitig lustigen Erlebnis unterscheidet sich jedoch darin, dass Akapi im Gegensatz zu Elvin in der eigenen Erzählung nicht als Täter_in, sondern als unwissendes Opfer auftritt.

Akapi erzählt daraufhin, wie dey selbst gehandelt hatte und versichert nachdrücklich (2x „nie“), keine persönlichen Details oder Bilder versendet zu haben. Auch wenn dey das Grooming eigentlich nicht verstanden hatte, wusste dey, wie es sich zu verhalten gilt, um sich selbst zu schützen. Gewissermaßen zieht dey die Beschreibung eines_r naiven Jugendlichen bzw. eines Opfers zugunsten einer_s Expert_in zurück, die_r den Verlauf selbst in der Hand hat. Dey kann aktiv mit der Situation spielen und auch in einem gefährlichen Kontext sein, worauf dey Lust hat. Der Spaß am Ausprobieren wird also nicht von unauthentischem, sondern von unwissendem Handeln beschränkt.

Exemplifizierende Elaboration

Akapis Einstieg zum elterlichen Umgang mit Internet-Sicherheit - "aber looking back (.)" - markiert semantisch eine Veränderung des betrachteten Zeitraums und formal einen Code-Switch ins Englische (Z.51). Obwohl Akapi bereits zuvor deren jugendliche Handlungen aus der Perspektive des erwachsenen Ichs betrachtet hatte, schien dey im vorigen Abschnitt näher mit deren jugendlichem Selbst verbunden zu sein. Durch den Wechsel zur Fremdsprache entsteht jedoch eine größere Distanz zwischen den verschiedenen Versionen des Selbsts. Gleichzeitig verstärkt Akapi im Verlauf der Äußerung den Übergang vom Opfer zur_m Expert_in. Als Jugendliche_r hat man zwar einige Situationen nicht eindeutig einschätzen können, doch technisch war man den Eltern überlegen, man wusste mehr („being smarter than my dad“, Z. 51). Akapi hebt hervor, dass dem diese technische Wissen abgesprochen wurde, aber dey hat sich „afoch besser auskannt mit (.) dem Zeug“ (Z. 54). Homolog zu Akapis Erklärung zu Communitybildung im Internet („dann is des so dieser Haufn halt“) endet deren Demonstration von Wissen in einer sehr vagen, unsicheren Äußerung. Die wiederholten Sprünge zwischen erklärender Argumentation und ehrlicher Erzählung über eigene Unsicherheiten kann den Druck zur authentischen Präsentation wiedergeben oder einen empathischen Akt. Die Offenheit und Vulnerabilität vermittelt eine Nahbarkeit – auch für

Selbstzweifel – während die generalisierenden Begründungen das theoretische Wissen präsentieren und damit die Zweifel von außen abwehren. Zu wissen, wer man ist, macht die Identität weniger angreifbar.

Elvin und Nikita validieren Akapis Erzählung exemplifizierend am Beispiel der eigenen Eltern, die mit der Technik nicht umzugehen wussten. Die Generation vor ihnen konnte sich nicht einmal Zugang zum Internet verschaffen, was durch Lachen begleitet als amüsant bis lächerlich gekennzeichnet wird. Sie teilen diese Erfahrung. Das Internet wurde auf Initiative der damals Jugendlichen installiert und die Eltern ließen gewähren. Sie interessierten sich nicht oder zu wenig dafür, um Einfluss auf diesen Raum zu haben („okay mach was du willst“, 61). Das technische Wissen lässt zu, sich gegenüber Umfeld oder Autoritäten zu behaupten. Es stellt eine Sicherheit dar, während Aspekte der eigenen Persönlichkeit oder des sozialen Umgangs mit Unsicherheit verbunden waren. Das Internet kann so ein idealer Spielplatz sein, wo man Identität entdecken, verhandeln, ausprobieren und auch inszenieren kann ohne sich sofort rechtfertigen zu müssen und gleichzeitig unangreifbare Kompetenzen gewinnt.

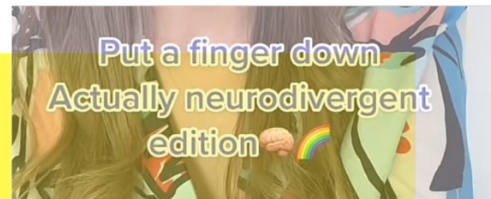
Synthese durch E und A

Nachdem die gemeinsamen Erfahrungen im Aufwachsen mit dem Internet thematisiert wurden, synthetisiert Elvin deren Proposition mit Akapis Antithese. Trotz der teilweise unangenehmen Erfahrungen war das Internet seit der Jugend eine wertvolle Quelle („ur die gute source“, 65). Man könnte ergänzen: für das Spiel mit der eigenen Identität und der Findung von Deutungsangeboten. Dies wird von Nikita und Akapi validiert. Eine Quelle ist so etwas wie ein Ausgangspunkt, ein Start oder eine Grundlage, mit der man weiterarbeiten muss. Das Internet wurde als Rückzugsort, aber auch ambivalenter Raum in die Diskussion eingeführt und an ihm festgehalten. Es ist ein guter Ort „eigentlich irgendwie“ (65). Damit klammert Elvin die positive Bewertung ein. Es verbleibt unklar, wie dieser Raum des Internets und seine Spielregeln funktionieren. Man selbst war einfach dort. Gewisse Themen und Kommunikationsstrategien haben sich in diesem Rückzugsraum geformt und man hat das Spiel während des Spielens zu spielen gelernt.

Akapi elaboriert noch einmal die Abgrenzung von unwissenden Zugängen, was Magdalena validiert. Es ist ein „schmaler Grat“, also nicht generalisierbar „gut“, da abseits des richtigen Weges Abgründe drohen. Akapi kann die Gefahr nicht auf den Begriff bringen und zählt listenartig auf, was zum Problem werden kann. Wenn „sehr viele Leute“ (68-69) „toxische[n] Verhaltensweisen“ (71) in den Rückzugsraum einbringen etwa, braucht man ein gewisses

„Einschätzungsvermögn“ (77), um damit umgehen zu können. Diese Fähigkeit braucht Zeit, um sich entwickeln zu können und war bei Akapi selbst in Zeiten der Pubertät noch nicht vorhanden. Junge, aufwachsende Menschen bringen vielleicht die Gefahr, finden vielleicht auch ihren *Haufen* hier. Man könnte weiterdenken, dass der richtige Weg dann verlassen wird, wenn unwissende Personen sich im Internet populäre Kategorien aneignen. Von diesen Menschen wird sich abgegrenzt, ihnen jedoch auch Empathie entgegengebracht, denn „jeder hat das Potenzial zum Toxischsein“ (73). Akapi gesteht auch ein, dey hat es „früher a ned einschätzen kennan“ (75). Durch Beschäftigung hat dey begreifen können, wie das Internet dem in deren Leben „beeinflusst hat“ (76). Die eigenen Zweifel im Rückblicken erlauben, die heutige Glaubwürdigkeit zu bewahren. Menschen müssen „Schlüsse ziehn“ (76) können und das eigene Handeln einschätzen lernen. Akapi spricht hier stark psychologisierend über das Erleben im Internet und impliziert, dass ein notwendiges Wissen erlernbar ist.

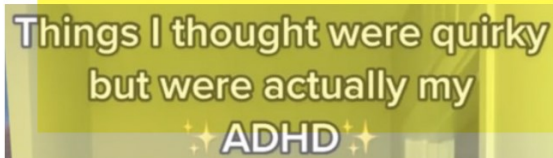
GRUPPEN



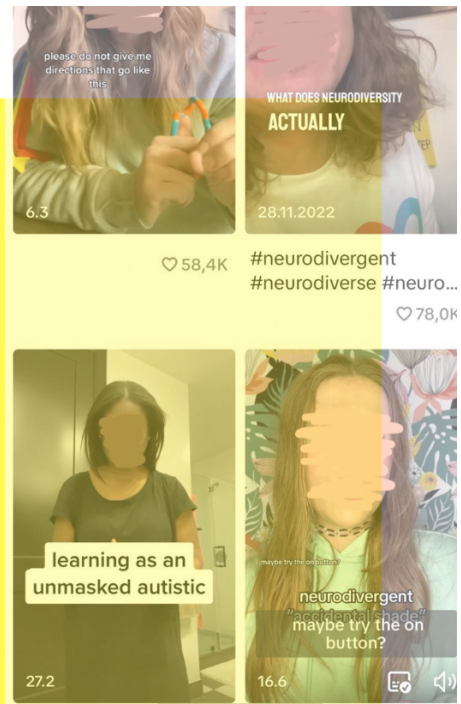
*Is it
depression?
Is it anxiety?
Do I have
ADHD? Am
I just lazy,
am I burnt
out, what the
fuck is wrong
with me?*



DISKUS SION



FORSCHUNG



*Kennst du Videos zu
Neurodiversität auf Social
Media und hast schon einmal
überlegt, ob so eine Diagnose
dein Erleben oder deine
Situation gut beschreibt?
Lass uns drüber reden!*

**Mich interessiert, was du zu erzählen hast.
Im Gruppengespräch möchte ich Perspektiven
aus der Lebenswelt für die Forschung sichtbar
machen. In meiner Masterarbeit verwende ich
alle Beiträge anonymisiert und vertraulich.
Melde dich gerne mit friends oder alleine!**



Kontakt

Hannah Plachel (sie/keine)
a11808031@unet.univie.ac.at

(SEITE 2/2)

EINGANGSSTIMULUS

„Ich interessiere mich schon seit längerem dafür, wie Menschen sich mit Bezeichnungen wie neurodivergent und Neurodiversität generell so tun. Besonders interessiert mich, wie Leute dazu kommen, sich vielleicht in so Beschreibungen zu Neurodivergenz wiederzuerkennen, etwa in Videos auf Social Media. Und wie mensch Diagnosebegriffe und neurodivergent sein auch für sich selbst als Bezeichnung verwendet, oder das irgendwie überlegt.

Deswegen bin ich super gespannt, was für Erfahrungen ihr so mit Neurodiversität habt, was ihr da so erlebt habt oder erlebt. Wie habt ihr dazu gefunden, wie kam's dazu, dass ihr euch damit auseinandersetzt, wie ging's dann weiter und wie verwendet ihr so Begriffe für euch und im Alltag?

Mich interessiert wirklich alles, was euch dazu einfällt. Mich interessiert, wie ihr das ganz persönlich so erlebt. Ihr könnt auch gerne von konkreten Erlebnissen und Erinnerungen erzählen, oder auch Beispiele einbringen. Ich hatte euch ja auch vorgeschlagen, Medienbeiträge mitzubringen, vielleicht wollt ihr im Verlauf auch darüber sprechen, dann könnt ihr das jederzeit tun.

Ich werde mich aus dem Gespräch zu Beginn jedenfalls ganz raushalten und generell eine sehr zurückhaltende Position einnehmen. Mich interessiert ja euer Austausch. Das kann am Anfang ein bisschen seltsam sein, ist aber bei einer Gruppendiskussion so vorgesehen. Falls ich dann noch was wissen will, frage ich am Ende nach. Ich habe jetzt also erstmal keine konkreten Fragen, sondern würde euch dazu einladen, dass ihr euch einfach über eure Erfahrungen mit Neurodiversität und eurem Erleben austauscht. Also, wie war das mit Neurodivergenz so für euch?

ABSTRACT (DEUTSCH)

Gegenstand dieser qualitativ-rekonstruktiven Arbeit ist das Phänomen der Selbstdiagnosepraxis im medialen Neurodiversitätsdiskurs. Ausgehend von theoretischen Sensibilisierungen aus der Kulturpsychologie, der feministischen Ungerechtigkeitsforschung und aus Medientheorien wird analysiert, wie junge Erwachsene in der Ko-Konstitution mit sozialen Medien Begriffe und Konzepte aus Psychopathologie und Neurodiversität entlehnen, erproben oder sich aneignen. Ziel der Arbeit ist es, implizite Wissensbestände und kollektive Handlungsorientierungen zu rekonstruieren, die diese Aneignung leiten. Dazu wurden zwischen Dezember 2023 und Februar 2024 vier Gruppendiskussionen mit jeweils drei bis vier Teilnehmenden durchgeführt und mit der dokumentarischen Methode nach Bohnsack ausgewertet. Fallübergreifend kann ein Orientierungsrahmen der Erklärbarkeit als handlungsleitend rekonstruiert werden. Er spannt sich zwischen der Isolation durch ein diffuses Gefühl des Andersseins und dem Streben nach Selbst- und Fremdverstehen auf. Unabhängig vom Vorliegen einer Psy*-Diagnose eint die Teilnehmenden das Bedürfnis, ihr Handeln zu erklären und nach außen zu kommunizieren. Ausgangssituation für eine selbstdiagnostische Praxis ist eine doppelte Ausgrenzungserfahrung, die die Personen von einer Norm des ‚Gesunden‘, aber auch von einer normativen Abweichung im Sinne einer eindeutigen Zugehörigkeit zu einer Gruppe mit manualkonformer Symptomatik distanziert. Erst durch die Selbstdiagnose und die Deutungsangebote einer geschlechtersensiblen Neurodiversität können sie eine Verbindung zur und eine Einordnung in eine gemeinsame Welt herstellen. Eine Erklärung allein aus dem lebensweltlichen Erleben und Handeln heraus war ihnen noch nicht möglich gewesen. Neurodivergenz wird in den Gruppendiskussionen als biologisch begründete Vielfalt verhandelt, die den eigenen Lebensweg erklärt. Bilder und Erfahrungsberichte im Internet geben dem Erleben und Handeln einen Sinn und erlauben es, alte Erklärungsmuster bzw. Fremdzuschreibungen wie Faulheit und Egoismus abzulegen. Es dokumentiert sich zudem ein generations- und geschlechtsspezifischer Habitus von Wissenden, der aus der Differenz zu der Handlungspraxis von Erwachsenen und Therapeut_innen im und mit dem Internet resultiert. Die Selbstdiagnosepraxis erweist sich dabei als ein enaktives Potenzial, das eng mit der Medienpraxis der Akteur_innen verknüpft ist.

ABSTRACT (ENGLISH)

This qualitative-reconstructive study addresses the phenomenon of self-diagnosis within the media-driven neurodiversity discourse. Drawing on theoretical insights from cultural psychology, feminist injustice research, and media theories, the analysis focused on how young adults, in co-constitution with social media, adopt, experiment with or appropriate terms and concepts from psychopathology and neurodiversity. The aim of this study was to reconstruct the implicit knowledge and collective orientations that guide this practice. To this end, four group discussions with three to four participants each were conducted between December 2023 and February 2024. The material was analysed using the Documentary Method by Ralf Bohnsack. Explicability was reconstructed as the cross-case frame of orientation, spanning from the isolation caused by a diffuse sense of being different to the striving for self- and mutual understanding. Regardless of whether they had a psy* diagnosis, participants shared a common need to explain and communicate their feelings and actions. The starting point for self-diagnostic practices seems to be a dual experience of exclusion that distances individuals both from the norm of the healthy and from a deviation that would clearly align them with a group conforming to diagnostic criteria. It is only through self-diagnosis and the interpretative frameworks of gender-sensitive neurodiversity that they can establish a connection to and find a place within a shared world. This had previously been inaccessible through their lived experiences alone. In the group discussions, neurodivergence was negotiated as biological diversity that explains their life trajectories. A generational and gender-specific habitus of the knowers could be reconstructed. This results from the difference in practical action in comparison to adults and therapists on and with the internet. Images and personal stories on the internet give meaning to the experiences and actions of young people, allowing them to discard outdated explanatory models and external attributions such as laziness and selfishness. Self-diagnosis thus proves to be a potential to enact the collective orientation and is closely linked to the media practices of the actors involved.